

10 Erziehung zu einem ›gottgefälligen Leben‹

Wenn evangelikale Eltern erziehen, machen sie das auf Grundlage ihrer Werte und Überzeugungen, die im Kapitel »Das ›gottgefällige Leben‹ – der Orientierungsrahmen evangelikaler Pflegeeltern« ausgeführt sind. Doch wie gehen die Pflegeeltern bei ihrer Erziehung zum ›gottgefälligen Leben‹ vor?

Im Folgenden wird im Unterkapitel 10.1 dargelegt, dass die Erziehung evangelikaler Pflegeeltern eine gewisse Systematik aufweist und dadurch einem globalen religiösen Verhalten entspricht, was sich in einem religiös durchdrungenen Alltag, der Prägungsabsicht der Pflegeeltern sowie der Verbindung von Pflegefamilie und evangelikaler Gemeinschaft niederschlägt. Das Unterkapitel 10.2 führt die Erziehungsmethoden aus, die variantenreich eine Bandbreite von Vorbildfunktion und bewusster Gesprächsführung, zur Kontrolle von Ausseneinflüssen bis zu Fördern und Sanktionieren der Pflegekinder umfasst. Weiter beschreibt das Unterkapitel 10.3 die individuelle Einschätzung der Erziehung zu einem ›gottgefälligen Leben‹ aus Sicht der Pflegeeltern und anschliessend der (ehemaligen) Pflegekinder.

Die Darstellung der Ergebnisse beruht auf den Aussagen der Pflegeeltern und (ehemaligen) Pflegekinder, die in den Interviews ihren Alltag detailliert geschildert haben. Die Gruppendiskussionen mit Fachpersonen der Pflegekinderhilfe hingegen ergaben keinen vertieften Einblick dazu, deren Perspektive wird daher nicht berücksichtigt.

10.1 Das evangelikale Erziehungssystem

Globales religiöses Verhalten

Der Familienalltag evangelikaler Pflegefamilien ist mit religiösen Deutungen und Bezügen durchdrungen, die ihrem Orientierungsrahmen, dem ›gottgefälligen Leben‹, entsprechen. In Anlehnung an Stolz et al., die ein »globales religiöses Verhalten« (Stolz et al. 2014: 192) in der evangelikalen Erziehung ausmachen, wähle ich den Ausdruck »globales religiöses Verhalten«, um meine diesbezüglichen Ergebnisse auf den Punkt zu bringen. Unter dem globalen religiösen Verhalten ist ein Erziehungssystem zu verstehen, das sich an einer religiös geprägten Weltsicht, wie sie der Orientierungsrahmen ›gottgefälliges Leben‹ darstellt, ausrichtet, was sich im alltäglichen Verhalten und Handeln,

in Deutungen, in gelebten Normen und Werten und, wie bereits in Kapitel 8.8 gezeigt, im Sprachgebrauch niederschlägt. Die evangelikale Erziehung geht über die Weitergabe von Glaubensbekenntnis und religiösen Praktiken hinaus und soll die (Pflege-)Kinder viel umfassender prägen. »Ihrem ganzen Wesen nach wird die Erziehung religiös«, schliessen Stolz et al. (2014: 193).

Dieses globale religiöse Verhalten der evangelikalen Pflegefamilie beschrieb das ehemalige Pflegekind Sämi. Er erwähnt die Omnipräsenz des Glaubens und die durch seine Pflegeeltern angestrebte und von ihm als unausweichlich gedeutete Übernahme des »gottgefälligen Lebens«:

»es [der Glaube] ist nicht nur am Sonntag ein Thema gewesen, sondern es ist jeder Tag. [...] man hat ja dafür geschaut, dass das einfach präsent ist. [...] wenn du einfach nur noch mit dem zu tun hast, dann ist wie automatisch (.) nimmst du das an« (Sämi 00:24:40-1).

Auch das ehemalige Pflegekind Janosch erklärte, dass der Glaube in der evangelikalen Pflegefamilie nie bloss ein Teilbereich des Alltags gewesen sei. Für Evangelikale sei es zentral, »ein mustergültiges Leben [zu] führen«. Und er erzählte, dass sich »das Denken an das Jenseits und Menschen gewinnen, für dass sie gerettet werden können, nie abkoppeln« liesse vom alltäglichen Handeln. Das bezieht er auch explizit auf Pflegeeltern:

»wenn ich als Pflegefamilie ein Kind aufnehme, dann sind sämtliche Moralvorstellungen oder alles was ich an Leitplanken gebe an ein Kind (.) ist total stark geprägt, auch von diesen Vorstellungen. also das lässt sich nicht auseinander nehmen (.) das ist wie integraler Bestandteil von einem Weltbild« (Janosch 00:37:09-5).

Die Erziehung evangelikaler Pflegeeltern unterliegt folglich den Prinzipien des »gottgefälligen Lebens«, was sich systematisch erstens im religiös durchdrungenen Alltag niederschlägt und alternative Weltanschauungen erschwert (Kapitel 10.1.1). Zweitens zeigt sich das in der Prägungsabsicht der Pflegeeltern und deren konsequenter und aktiv engagierter Erziehung zu einem »gottgefälligen Leben«, was auch in der Skepsis gegenüber Fremdbetreuung offenbar wird (Kapitel 10.1.2). Ausserdem äussert es sich drittens in der starken Verwebung evangelikaler Pflegefamilien mit der evangelikalen Gemeinschaft, welche die Pflegeeltern in ihrem erzieherischen Bestreben unterstützt (Kapitel 10.1.3).

10.1.1 Religiöse Durchdringung des Alltags

Der Alltag in evangelikalen Pflegefamilien ist durchdrungen von Bezügen zur Religion. Die Frage, ob im Pflegevertrag etwas zur religiösen Erziehung der Pflegekinder, wovon eines eine muslimische Herkunftsfamilie hat, stehe, verneinte eine Pflegemutter und verwies auf ihre eigene Religiosität, die im Pflegevertrag festgeschrieben sei:

»[konkret] festgehalten ist nichts. [...] im Pflegevertrag [steht] [...] wir [haben] christliche Grundlagen, [die] im Familienalltag integriert sind« (Magdalena 00:28:57-7).

Im Ausdruck »integriert« formulierte Magdalena, dass ihr Alltag in der Pflegefamilie vom christlichen Glauben durchdrungen ist – sie bringt damit die Fundierung ihres globalen religiösen Verhaltens auf den Punkt, welches ihr Mann »eingebaute Komponenten« nennt (David 00:50:44-4).

Die religiösen Bezüge im Alltag werden durch Rituale, welche fester Bestandteil des Tagesablaufs sind, und durch das Beten geschaffen (Kapitel 10.1.1.1). Ausserdem manifestieren sich diese in eigentheoretischen Erklärungen von alltäglichen, aussergewöhnlichen oder gesellschaftlichen Ereignissen (Kapitel 10.1.1.2).

10.1.1.1 Religiöse Rituale und das Beten

Einige Pflegeeltern beschrieben, wie ihr Tagesablauf durch religiöse Rituale wie das Tischgebet strukturiert sei und dass sie an den Wochenenden in den Gottesdienst gehen würden (Michèle 01:33:73-5, Gisela 00:46:12-4, 00:48:05-9). Abends bietet eine Pflegemutter den Pflegekindern an, eine Geschichte aus der Kinderbibel vorzulesen (Gisela 00:49:44-9) oder Pflegeeltern berichteten davon, wie in der Familie gemeinsam die Bibel gelesen werde (Ruedi 00:29:007, Michael 01:22:25-9, David 00:07:22-3). Eine Pflegemutter sagte von sich selbst, dass sie einen »aktiven Gottesglauben« hat und dass sie »[natürlich] bete«, in einer Gemeinde sei und man »füreinander bete [...]« (Gisela 00:32:04-5). Der christliche Glaube durchdringt folglich in eingeübten, sich wiederholenden Praktiken den Tagesablauf und trägt so zur Strukturierung des Alltags in evangelikalen Pflegefamilien bei.

Zum religiösen Alltagshandeln gehört die Pflege der persönlichen Beziehung zu Gott. Eine Pflegemutter gab an, bei inneren Zwisten zu beten oder durch das Gebet sich weiterhin mit ehemaligen Pflegekindern verbunden zu fühlen (Michèle 01:17:48-9). Karin bespricht ihre Erziehungsprobleme mit der Pflegetochter »mit dem Herrn«, wobei dieser ihr »schon so oft gezeigt« habe, »wo die Not von der Corinne [...] herkomm[e]« (Karin 00:14:06-0). Nicole erzählte von der »Kraft des Gebets« und deutet die Erfüllung ihrer Gebete als Beweis ihrer Gottesbeziehung:

»die Kraft des Gebets, die erlebe ich immer wieder. [...] ich merke manchmal, dort wo ich wie viel erwarte von Gott (.) dort erlebe ich auch viel. und auch krasse Dinge und wo ich nicht so viel erwarte, erlebe ich auch weniger. das beobachte ich seit Jahren« (Nicole 01:50:51-5).

Sie stelle »seit Jahren« die Wirkmacht, die im Gebet liege, fest. Je höher ihre Erwartungen an Gott seien, desto mehr erlebe sie »auch krasse Dinge«, gibt sich die Pflegemutter überzeugt.

Das Pflegekind Hadjar erwähnte, dass ihre Pflegefamilie vor dem Autofahren bete (Hadjar 00:52:57-4). Ihre Pflegeschwester ergänzte dies und brachte einen Autounfall der Familie in Kausalzusammenhang mit dem »vergessen[en]« Beten:

»normalerweise tun wir auch vor dem Autofahren beten. und dann haben wir das diese Ferien einmal vergessen und haben einen Unfall gehabt. es ist so krass gewesen« (Solana 00:20:58-2).

Das Pflegekind Melanie schilderte die Erziehung zu einem »gottgefälligen Leben« in der Alltagsroutine, worin das globale religiöse Verhalten deutlich sichtbar wird:

»wir beten zusammen vor dem Essen, zum Beispiel. wir reden offen über Gott und lesen auch Sachen manchmal zusammen in der Bibel und einfach darüber reden (.) wir gehen am Sonntag manchmal in den Gottesdienst (.) und einfach im Alltag, man sagt immer, man merkt uns sehr an, dass wir gläubig sind« (Melanie 00:13:20-1).

Die Omnipräsenz des religiösen Handelns im Alltag führt dazu, dass die Religiosität der Pflegefamilie zu einer von aussen erkennbaren Eigenschaft wird.

Die Durchdringung des Alltags mit religiösen Ritualen ist in den evangelikalen Pflegefamilien ausgeprägt. Das wird in der Einbindung von Religion in Alltagshandlungen deutlich. Praktiken wie die Lobpreisung Gottes durch Musizieren, gemeinsames Lesen in der Bibel, Beten zur Bannung von Alltagsgefahren oder der Danksagung für tägliche Nahrung – das vielzitierte Tischgebet kann hier als Paradebeispiel herangezogen werden – zeigen diese Allgegenwärtigkeit des Glaubens auf.

10.1.1.2 Eigentheorien mit religiösem Bezug

Zum globalen religiösen Verhalten zählen zudem Eigentheorien mit religiösem Bezug, die von evangelikalen Pflegeeltern vorgebracht werden, um Ereignisse und Beobachtungen zu deuten. Beispielsweise wird ein anständiges Verhalten als religiös motiviert verstanden:

»was ist der Glauben. da geht es um Werte. [...] wir merken das ganz deutlich, wenn Kinder von Heimen kommen, die ein bisschen christlich geführt sind (.) die essen ganz anders, die reden ganz anders. [...] da musst du die eigentlich gar nicht fragen, du merkst das einfach. [...] es werden weniger Schimpfwörter gebraucht, es wird nicht herumgeflucht. da merkst du schon, dass da etwas Entspannteres ist. und das soll sollte ja eigentlich so sein, sonst bräuchte es ja keinen Glauben« (Ruedi 00:27:37-8).

Wenn Pflegekinder sich zu benehmen wissen, nicht fluchen und Tischmanieren zeigen, sieht der Pflegevater dies als Beleg einer christlichen Grundhaltung, welche den Kindern in »christlich geführten [Heimen]« vermittelt werde und den »merk[baren]« Unterschied zu nicht-christlich erzogenen Kindern machen würde.

Gleichzeitig können Pflegeeltern gesellschaftliche Entwicklungen negativ beurteilen, wenn diese nicht ihrer religiösen Werthaltung entsprechen. So sieht eine Pflegemutter die Diversität gelebter Sexualität und Familienformen als Ursache für die Orientierungslosigkeit von Pflegekindern:

»Promiskuität, [...] die schwindenden Familienwerte (.) sind ne Katastrophe für die Kinder (.) die wissen nicht, wo sie hingehören« (Gisela 01:25:40-7).

Die »schwindenden Familienwerte« werden dramatisierend als »Katastrophe« gesehen, die gesellschaftliche Entwicklung wird als Zerfall gedeutet. Mit progressiven Familien-

modellen tut sich auch ein anderer Pflegevater schwer und sieht in seiner Eigentheorie die Eltern-Kind-Bindung durch Fremdbetreuung bedroht:

»wenn ich fünf Kinder [im Hort] betreuen lasse ((CH: abgebe)) und meine Frau arbeiten gehen würde (.) das ist lustigerweise in Pflegefamilien möglich, und das finde ich fast pervers (.) dass ich sage: "ich bin bereit für ein Pflegekind, geb' das Pflegekind locker ab, um Geld zu verdienen" (.) dann passt für mich die ganze Rechnung nicht. [...] die Frage ist, wer sieht sich verantwortlich für ne Kindererziehung, [...] wer hat ne Bindung zum Kind« (David 01:10:34-6).

Auch hier soll die »gottgegebene« Gesellschaftsordnung (Kapitel 8.2.) nicht umgestossen werden. Die Mutter soll ihre Verantwortung für die »Kindererziehung« und die »Bindung zum Kind« wahrnehmen können – gerade bei Pflegekindern sei alles andere »fast pervers«, meinte David.

Während einige religiös fundierte Eigentheorien den Alltag in den Pflegefamilien betreffen, können andere Eigentheorien globale Bezüge herstellen. Nachdem Ruedi den positiven Effekt der christlichen Erziehung ausgeführt hat, weitert er diesen Effekt aus, indem er festhielt, dass »ein paar Sachen auf der Welt anders« wären ohne »christliche Organisationen«:

»christliche Organisationen sind übrigens viele auf der Welt. musst mal schauen, was da geht von christlichen Organisationen (.) da wären ein paar Sachen auf der Welt anders, das muss man ganz klar sehen« (Ruedi 00:27:37-8).

Durch das Engagement zahlreicher »christliche[r] Organisationen«, würden sich global etliche Verbesserungen – so wird »anders« gelesen – ergeben.

10.1.2 Prägungsabsicht

Das ehemalige Pflegekind Janosch unterscheidet eine konservative von einer liberalen Haltung von Pflegefamilien bezüglich der systematischen Erziehung von Pflegekindern zu einem »gottgefälligen Leben«. Eine deutliche »Grenzziehung«, die dem Pflegekind seinen persönlichen Glauben lässt oder es gar darin unterstützt, seinen eigenen Glauben zu entwickeln, schliesst er aus. Janosch erklärte es aus der Perspektive eines Milieuausstiegers so:

»wenn ich jetzt an Pflegekinder denke, oder dann [...] ist es matchentscheidender, [...] was ist Grundkultur von dieser Familie? wie konfliktfähig sind sie? wie fähig sind sie, mit Dissonanz umzugehen? wie sehr indoktriniert absolut sind sie? [...] können sie auch (4) Grenzen ziehen und sagen: "okay, wir haben gewisse Grundwerte, die möchten wir eingehalten wissen, aber (.) ob du jetzt persönlich glaubst oder nicht, ist deine Sache. da mischen wir uns nicht rein." [...] die konservative Ausrichtung (2) glaube ich nicht, dass da eine Grenzziehung irgendwo passiert. sondern (.) dort wird alles dem untergeordnet. [...] die, die ein bisschen [...] liberaler unterwegs sind (.) bringen es vielleicht eher hin (.) aber auch da ist die Frage, wie fähig sind sie, Sachen sichtbar zu machen? (.) oder wo bleibt es vage oder subtil oder halt manipulativ« (Janosch 01:08:28-5).

Neben einer rigiden Durchsetzung der erzieherischen Ziele in einer »konservativ« ausgerichteten Pflegefamilie, würden eher »liberale« Pflegefamilien »subtil oder manipulativ« vorgehen. Die Fähigkeit evangelikaler Pflegeeltern, mit »Dissonanz[en]« umzugehen und offen zu thematisieren, stellt das ehemalige Pflegekind in Frage. Damit impliziert Janosch, dass alle evangelikalen Pflegefamilien auf die eine oder andere Weise das Ziel verfolgen, Kinder zu einem »gottgefälligen Leben« zu erziehen.

Evangelikale Pflegeeltern sprechen offen darüber, dass sie ihre Werte bewusst an die (Pflege-)Kinder weitergeben möchten (Kapitel 10.1.2.1). Das drückt sich auch in ihrer Skepsis gegenüber der Fremdbetreuung aus (Kapitel 10.1.2.2).

10.1.2.1 Bewusste Wertevermittlung

Ein Aspekt der Prägungsabsicht und damit der Systematik in der Erziehung zu einem »gottgefälligen Leben« ist, dass Pflegeeltern davon sprechen, dass sie bewusst Werte an ihre Kinder vermitteln wollen. Diese Prägungsabsicht und die Zeit, die Pflegeeltern dafür im Alltag einplanen, bringt beispielsweise die Pflegemutter Nicole deutlich zur Sprache:

»ich starte mit den Kindern immer bewusst in den Tag. mit ihnen beten dafür, was irgendwie an Prüfungen oder weiss ich was gerade ansteht oder schwierige Konflikte in der Schule oder irgend so was. [...] so am Tisch während dem Essen (.) danach gehen sie in die Schule. [...] um zehn vor zwölf kommen die ersten dann wieder nach Hause (.) und dann ist schon mein Anspruch, dann widme ich mich wieder voll den Kindern. dann erzählen sie, was schwierig gewesen ist. und das ist so Hauptgesprächsthema. wenn alle fünf erzählen, was zwischenmenschlich schwierig gewesen ist, dann ist der Mittag schon gefüllt. das ist so die Lebensschule, die am meisten Zeit in Anspruch nimmt in unserem Alltag (.) und die mir aber auch sehr wichtig ist. [...] da kann ich so viel Einfluss hinein geben, so viel auch prägen. und das finde ich mega wertvoll« (Nicole 00:20:52-2).

Die Pflegemutter betrachtet die Prägung der Kinder als eine ihrer zentralen Aufgaben, die zwar zeitintensiv, ihr aber »sehr wichtig« und »mega wertvoll« sei. Das gemeinsame Beten, das Besprechen von Konflikten, in denen sie die (Pflege-)Kinder anleiten kann, bezeichnete sie als »Lebensschule«, wobei sie die Lehrposition innehat. Offensichtlich sind die Kinder bereit, von ihren zwischenmenschlichen Schwierigkeiten zu erzählen oder für Prüfungen gemeinsam zu beten. Die Pflegemutter betreibt ihre bewusste Wertevermittlung also erfolgreich. Dieses Konzept der bewussten Wertevermittlung ist auch Giselas Aussage zu Freizeitaktivitäten inhärent, indem sie davon spricht, dass die Pflegekinder in ihrer Pflegefamilie etwas »[mit]kriegen« sollen:

»wir tun mal hier Bogenschiessen [...] oder man macht Feuer oder eben man macht ein Trekking oder (.) man tut grillen miteinander und mit Würsten, die man vorher vorbereitet hat oder das Tier geschlachtet und dann (.) zubereitet und so weiter (.) die kriegen viel natürliche Sachen mit. wir haben auch Vegetarier, also das ist auch- es hat Platz- wir haben auch (.) bezüglich Einstellung, wir haben Moslems, wir haben (.) Atheisten, wir haben (2) Hindus, wir haben (.) Buddhisten. alles Mögliche. das ist kein Problem« (Gisela 00:44:01-4).

Im verallgemeinernden »man macht«, »man tut« zeigt sich die Prägungsabsicht der Pflegemutter in Hinblick auf ihre Lebensweise und Weltanschauung, wobei »viele natürliche Sachen« vermittelt werden sollen. Möglicherweise will sie mit der dargestellten Annäherung den pädagogischen Wert ihres Handelns betonen. Gisela erwähnte die selbstgemachten Würste (die Pflegefamilie züchtet Schweine (00:22:00-7)) und das Schlachten der Tiere vor der Grillparty. Sogleich schlägt sie den Bogen von der Fleischproduktion zu den Pflegekindern, die sich vegetarisch ernähren würden und für die »es Platz« habe, womit sie eine gewisse Offenheit demonstriert. Fleischproduktion respektive eine karnivore Ernährungsweise und Vegetarismus taxiert Gisela als »Einstellung«, eine Kategorie, zu der sie auch die Religionszugehörigkeit zählt. Indem sie die Religionszugehörigkeit als Einstellung beschrieb, impliziert sie, dass diese, wie Einstellungen es sind, veränderlich sei. Durch das Vorleben ihrer Lebensweise und Haltung, die sie als »natürlich[...]«, sprich: naturnah, rahmt, setzt sie die Pflegekinder wertend ihrer Weltanschauung aus. Zwar habe es »Platz« für abweichende Einstellungen, sie zwingt folglich niemanden zum (Schweine-)Fleischverzehr, ihre Botschaft, was die »natürliche« Einstellung sei, platziert sie aber klar. Die von Diskrepanzen und ihrer Deutungshoheit gezeichnete Situation in der Pflegefamilie stellt für die Pflegemutter »kein Problem« dar, denn sie sorgt dafür, dass die Pflegekinder ihre Werte »[mit]kriegen«.

Die Prägungsabsicht durch eine bewusste Wertevermittlung und Lebensführung zeigt sich auch in der Aussage von Giselas Ehemann Ruedi, der überzeugt ist, dadurch für die Gesellschaft von grossem Nutzen zu sein:

»solche Plätze wie wir sind (.) die müsste man viel mehr haben (.) nicht weil wir die Coolen sind, sondern weil hier ganz gewohntes (.) langweiliges, normales Leben stattfindet (.) das aber Sinn hat (.) wo du am Abend zufrieden bist. körperlich ein bisschen müde bist, geistig vielleicht auch. [...] dorthin müsste man vorwärts machen können (.) aber die fehlen (.) wenn wir in drei Jahren, in vier aufhören (.) ist einer weniger« (Ruedi 00:12:11-8).

Er bedauert, dass dieser Zugewinn verloren gehen könnte, wenn sie ihre Pflegeelternschaft altershalber aufgeben werden. Der Pflegevater plädiert für eine Förderung von Pflegeplätzen, die reizarm, arbeitsintensiv und dadurch sinnstiftend sind. Darin zeigt sich seine Prägungsabsicht, die dem evangelikalen Orientierungsrahmen entspricht.

Auffällig ist auch, dass evangelikale Pflegeeltern sehr genau darüber Bescheid zu wissen glauben, in welchem Alter Kinder für religiöse Anliegen empfänglich sind. So thematisierte beispielsweise Ruedi die Aufnahmebereitschaft jüngerer Kinder für die religiöse Erziehung:

»die meisten Kinder sind neugierig [...] irgendwann, so mit vierzehn, fünfzehn hört das eben auf. also wenn sie bis dann ein bisschen etwas vom Glauben gehört haben, dann haben die noch ein bisschen Interesse. [...] plötzlich sind sie schon ein bisschen erwachsen. und vielleicht sogar Negativprägungen von der Schule oder von der Kinderlehre oder Unterweisung oder vom Kirchenunterricht« (Ruedi 00:27:37-8).

Der Pflegevater glaubt, Kinder unter vierzehn seien in der Tendenz »neugierig« und interessiert, vor allem aber noch nicht durch »Negativprägungen« des institutionellen Religionsunterrichts ablehnend eingestellt, und liessen sich entsprechend auf den »Glauben« ein. Auch David charakterisierte jüngere Kinder als »formbar«, da sie »noch keinen eigenen Willen« haben, was sich mit zunehmendem Alter ändere (00:37:07-6). Er hat dabei nicht nur die religiöse Erziehung, sondern allgemein die elterliche Prägung und bewusste Wertevermittlung vor Augen und sieht diese durch staatlich angebotene und geförderte Fremdbetreuung bedroht (David 01:07:22-0). Diese Skepsis gegenüber einer Fremdbetreuung findet sich in zahlreichen Aussagen von Pflegeeltern, was im folgenden Kapitel ausgeführt wird.

10.1.2.2 Skepsis gegenüber Fremdbetreuung

Der Zusammenhang zwischen der Prägungsabsicht evangelikaler (Pflege-)Eltern und der Bedrohung der familialen Prägung durch gesellschaftlich und staatlich geförderte Fremdbetreuungsmodelle wird in der Aussage des Pflegevaters David deutlich:

»wo investiert der Staat Geld, [...] dass man Familie leben kann, dass man Zeit hat, für Kinder da zu sein? [...] in der Schweiz ist das nicht mehr »state-of-the-art«, also da ist es eleganter, man hortet die Kinder. also wirklich horten. (.) lässt sie tagsüber betreuen, dass sie nicht weinen (.) die kommen abends nach Hause. wenn man den Gedanken anders lebt, dass man Kinder formen möchte, ne Gesellschaft, ne Kultur fordern möchte, wo wirklich ein gewisses Level da ist (.) das fördert die Gesellschaft grad nicht« (David 01:07:22-0).

Für David entzieht der Schweizer Staat mit der Förderung von Fremdbetreuungsangeboten und der gleichzeitigen Entwertung von Familienwerten den Eltern die Möglichkeit, »Familie [zu] leben«, »Zeit [zu haben]«, »für die Kinder da zu sein« und ihre »Kinder [zu] formen«. Er zeichnete ein Schreckbild von Fremdbetreuung, die Kinder »also wirklich horten«, worin das Bild einer umfriedeten Anhäufung von Kindern anklingt, und glaubt, die Kinder würden gerade so viel betreut, »dass sie nicht weinen«. Später im Interview spricht er zudem von der fehlenden Bindung, wenn ein Kind fremdbetreut werde und hält es für »fast pervers, dass ich sage: "ich bin bereit für ein Pflegekind, gebe das Pflegekind locker ab, um Geld zu verdienen." [...] warum machst du es dann?« (David 01:10:34-6). Es ist sowohl die Angst vor der nicht kindgerechten Fremdbetreuung als auch die Bedrohung des traditionellen Familienmodells, was dem Pflegevater zu schaffen macht. Insbesondere in der Pflegeelternschaft sieht er die elterliche Pflicht, vollumfänglich für ein Pflegekind da zu sein.

Einzelne Pflegeeltern haben angestellte Mitarbeitende, die zwischendurch Pflegekinder betreuen (Gisela 00:48:05-9). Die Pflegemutter Karin erzählte davon, wie ihr Pflegekind regelmässig in einer anderen evangelikalen Pflegefamilie untergebracht ist, damit das ältere Paar Entlastung findet (Karin 00:05:42-3). Eine Alternative zur privat organisierten Form der Fremdbetreuung lehnt die Frau entschieden ab:

»ich muss nicht arbeiten gehen. [...] der Kurt, wo er da seine Rückenzwischenfälle gehabt hat, habe ich sie ab und zu mal in eine Familie hineinstecken dürfen. so über den

Mittag (.) oder nach der Schule (.) aber jetzt müssen wir sie nicht fremdbetreuen. [...] an gewissen Momenten spüre ich (.) es ist noch eine Unsicherheit da. da darf sie noch stärker werden in der Sicherheit« (Karin 00:24:36-3).

Die Begründung für die Ablehnung der Fremdbetreuung ist, dass Karin selbst nicht arbeitet und deshalb keine Notwendigkeit dazu besteht sowie dass dem Pflegekind die »Sicherheit« fehlt. Obwohl diese Pflegeeltern gesundheitliche Probleme haben, organisiert sich die Pflegemutter lieber privat und milieuintern als auf eine öffentliche Fremdbetreuung zurückzugreifen. Offensichtlich hat sie die Vorstellung, dass einem Kind in der Fremdbetreuung nicht die Geborgenheit geboten werden kann, wie sie ein privat organisiertes Umfeld bietet. Ob es ihr zusätzlich um die traditionelle Rolle als Pflegemutter geht oder sie befürchtet, dass dem Pflegekind in der Fremdbetreuung nicht die richtigen Werte vermittelt werden, kann nicht abschliessend festgestellt werden.

Eine andere Pflegemutter erwähnte, dass die privat organisierte Fremdbetreuung hauptsächlich die Grosseltern übernehmen und dies auch nur im »Notfall« (Nicole 00:29:09-7). Beim Pflegevater Michael sind es zu seltenen Anlässen und nur für kurze Zeit die Schwiegereltern, welche in demselben Haus wohnen (00:18:26-8). Seine Frau ergänzt die private Unterstützung in der Kinderbetreuung um »Freunde« (Michèle 00:03:45-6) und findet es »unnatürlich« (01:04:02-7), wenn die Kinder nicht meistens von den Pflegeeltern betreut werden. Ganz klar formuliert sie diesen innerfamiliären Betreuungsanspruch später im Interview:

»ich habe nicht auswärts arbeiten gehen wollen (.) solange unsere Kinder klein sind. [...] ich habe gewollt, dass jemand von uns hier ist (.) weil (.) wir haben beide ganz junge Eltern. und die sind alle noch am Arbeiten gewesen (.) die hätten [...] nicht hüten können« (Michèle 01:24:32-3).

Staatliche Fremdbetreuung als Möglichkeit erwähnte die Pflegemutter nicht.

Fremdbetreuung wird nicht oder nur abschlägig erwähnt und keine der Pflegefamilien zieht sie für sich in Betracht, das macht die Ablehnung der evangelikalen Pflegeeltern deutlich. Ungeachtet der teilweise grossen Arbeitsbelastung durch die Betreuung zahlreicher (Pflege-)Kinder sowie durch sonstige Aufgaben und Herausforderungen akzeptieren die Befragten nur kurzzeitige, privat organisierte Fremdbetreuung in der Familie oder durch Freund:innen. Sie sehen es als ihre genuin elterliche Aufgabe an, die Kinder – insbesondere die Pflegekinder – möglichst umfassend selbst zu betreuen. Damit beanspruchen und behalten sie die Hoheit über die Wertevermittlung und erziehen die (Pflege-)Kinder gemäss ihren Vorstellungen eines ›gottgefälligen Lebens‹.

10.1.3 Evangelikale Gemeinschaft

Evangelikale Pflegeeltern verstehen sich als Teil eines christlichen Milieus. Sie können Mitglieder einer bestimmten Gemeinde sein oder an den Angeboten unterschiedlicher Gemeinschaften teilnehmen. Die Interaktion zwischen Familie und religiöser Community zeigt sich in allen Interviews. Die Pflegeeltern besuchen gemeinsam mit den Kin-

dern Anlässe von religiösen Gemeinschaften und die (Pflege-)Kinder nehmen an spezifischen Aktivitäten für Kinder und Jugendliche teil.

Das Miteinbeziehen der Glaubensgemeinschaft in die Erziehung zu einem ›gottgefälligen Leben‹ ist ein wichtiger Bestandteil des evangelikalen Erziehungssystems. Darin unterscheiden sich evangelikale Pflegefamilien von Familien der Mehrheitsgesellschaft, die in der Erziehung nicht auf ein institutionalisiertes soziales Netz zurückgreifen, das einen milieuspezifischen Orientierungsrahmen vermittelt – unter anderem in eigenen Informationsorganen – die entsprechenden Normen vorlebt und Zuwiderhandlungen sanktioniert.

Im Folgenden wird diese Verbindung von Familie und Gemeinschaft in der Erziehung zu einem ›gottgefälligen Leben‹ ausgeführt. Wie die Community Einfluss auf die Erziehung zu einem ›gottgefälligen Leben‹ nimmt, lässt sich aus den Interviews mit den Pflegeeltern nicht herausarbeiten, die Informationen dazu sind sehr spärlich. Demgegenüber berichteten die Pflegekinder ausführlich von Aktivitäten in den evangelikalen Gemeinschaften. Es zeigt sich, dass die evangelikale Gemeinde eine zentrale Rolle in der Erziehung der Pflegekinder zu einem ›gottgefälligen Leben‹ spielt.

Im Folgenden wird zuerst beleuchtet, worin die Verbindung von Familie und religiöser Gemeinschaft besteht (Kapitel 10.1.3.1). Anschliessend werden die Wertevermittlung innerhalb der Gemeinschaft (Kapitel 10.1.3.2), die soziale Kontrolle durch die Gemeinschaft (Kapitel 10.1.3.3), die Verflechtung mit evangelikalen Organisationen der Pflegekinderhilfe (Kapitel 10.1.3.4) und die Bezugnahme auf evangelikale Erziehungsratgeber (Kapitel 10.1.3.5) dargestellt.

10.1.3.1 Verbindung von Pflegefamilie und religiöser Gemeinschaft

In den Interviews sind die befragten Pflegeeltern unterschiedlich offen, was ihre eigene Religiosität, vor allem aber ihre Zugehörigkeit zu einer religiösen Gemeinschaft angeht. Beides kann mit dem Bewusstsein der Pflegeeltern um die Diskrepanz zur Mehrheitsgesellschaft zusammenhängen, die sie in der Interviewsituation eventuell nicht betonen möchten. Weiter könnte die geringe Rolle, die die Pflegeeltern den Gemeinschaften in den Interviews zumessen, bedeuten, dass sie ihre Religiosität als individuelle Beziehung zu Gott verstehen und keiner Community die Autorität darüber zugestehen (vgl. Smith und Adamczyk 2021: 82). Teilweise erwähnen Pflegeeltern auch auf direkte Nachfrage keine bestimmte Gemeinde, möglicherweise weil die Durchlässigkeit des Milieus (vgl. Stolz et al. 2014: 15) dies zulässt und Wechsel der Gemeinschaften möglich sind. Über die gesamten Befragungen mit evangelikalen Pflegeeltern lässt sich sagen, dass sie sich stark darin unterscheiden, wie in der Interviewsituation mit der eigenen Religiosität umgegangen wird. Die Darstellungen reichen von offen bis zu verschleiernd.

Die Frage nach der eigenen Religiosität wurde in einigen Interviews proaktiv beantwortet (David 00:07:22-3, Gisela 00:02:37-9, Karin 00:04:06-8). Einige Pflegeeltern äusserten sich nur auf Nachfrage zu ihrer eigenen Religiosität (Magdalena 01:02:13-8, Michèle 01:34:13-5). Andere gaben indirekt an, gläubig zu sein: Michael durch die Erwähnung seines evangelikalen Theologiestudiums sowie des geplanten Auslandseinsatzes, wobei er den Ausdruck »Mission«, den die Interviewerin einbringt, auf konkrete Nachfrage hin bestätigt (00:54:24-3). Nicole sowie Ruedi erwähnten ihre Religiosität beim Beschrieb des Tischgebets, das zu ihrem Tagesablauf gehöre (Nicole 00:19:11-9, Ruedi

00:27:37-8). Zudem verwendeten alle Befragten religiöse Sprachcodes, allerdings nicht im gleichen Ausmass: Nicole und Karin weisen eine Sprechweise auf, die von solchen Sprachcodes durchzogen ist, während die übrigen befragten Pflegeeltern diese weniger verwendeten. Unabhängig davon, wie sie ihre eigene Religiosität thematisierten oder religiöse Sprachcodes benutzten, schilderten alle Pflegeeltern teilweise detailliert ihre Glaubenspraktiken.

Über die Zugehörigkeit zu einer Gemeinschaft schwiegen sich manche aus (Magdalena, David, Ruedi, Michèle). Teilweise gaben sie an, Anlässe in unterschiedlichen Gemeinden zu besuchen (Magdalena 00:29:17-1, David 00:30:20-4). Es kam auch vor, dass eine Gemeindegliederzugehörigkeit angegeben wurde, ohne diese konkret zu benennen (Gisela 00:32:04-5). Die Gemeinde wurde auf Nachfrage hin (Michael 00:55:38-6) oder spontan (Karin 00:28:45-6) genannt.

Offensichtlich gehören aber doch die meisten Befragten einer bestimmten Gemeinschaft an, wenn man davon ausgeht, dass Ehepartner an Aktivitäten derselben Gemeinde teilnehmen. Weshalb aber vermeiden sie die konkrete Benennung ihrer Gemeinde auch bei allfälligen Wechseln? Da nur eine Pflegemutter den Namen ihrer religiösen Gemeinschaft direkt angibt, liegt die Vermutung nahe, dass die meisten Befragten keinen Zusammenhang zwischen der Pflegekinderhilfe und ihrer evangelikalischen Gemeinschaft herstellen möchten.

Verschleierung der Zugehörigkeit zu einer evangelikalischen Gemeinschaft

Wie die Missionsabsicht (Kapitel 8.6), so kann auch die Zugehörigkeit zu einer Community durch evangelikalische Pflegeeltern verschleiert werden. Eine Pflegemutter gab sich in ihrer Religiosität betont unabhängig von einer Gemeinde und deren Vorgaben:

»[der Glaube] ist schon etwas, das für uns beide [das Ehepaar, d. A.] wichtig ist. einfach [...] die Beziehung zu Gott. nicht so religiös, [...] dass wir jeden Sonntag in die Kirche müssen. oder dass wir [...] die Erwartungen erfüllen müssen, sondern mehr so eine Herzensangelegenheit« (Nicole 00:35:01-6).

In dieser Aussage spielt wohl die soziale Erwünschtheit der Forschenden gegenüber eine Rolle, da sich die Frau in der Interviewsituation als eigenständig und »nicht so religiös« gab. Das von ihr beschriebene Alltagshandeln hingegen richtet sich an religiösen Praktiken und Deutungen aus und ihre (Pflege-)Kinder nennen in den Interviews sehr konkret eine Gemeindegliederzugehörigkeit und regelmässige Interaktionen. In diesem Auskunftsverhalten wird deutlich, dass sie ihre enge Zugehörigkeit zur evangelikalischen Gemeinde verschleiert. Eine andere Pflegemutter, die Politikerin ist, zeigte sich im Interview sehr zurückhaltend, was ihre Religiosität betrifft. In einer Befragung zu ihrer Kandidatur bei Wahlen hingegen stellte sie klar, die Partei zu »unterstützen«, die ihr »am nächsten« sei und führte aus, dass diese eindeutig biblisch fundiert und mutig genug sein muss, diese Haltung zu vertreten.¹ Im Politikbetrieb demonstriert die Frau folglich ihre christliche Position, die sie in einer Studie zur Pflegekinderhilfe lieber unterschlägt.

1 Aus Anonymitätsgründen wird die URL als Quelle hier nicht genannt, ist der Autorin aber bekannt.

Die Pflegemutter Gisela sagte, auf ihrer Homepage bewusst nichts von ihrer Religiosität bekannt zu geben: »ich schreib's auch nicht auf meine Fahne« (Gisela 00:49:53-5). Ebenso lässt auch nichts am Internetauftritt der Unternehmung einer anderen Pflegefamilie auf deren christlichen Hintergrund schliessen. Diese ist über eine Stiftung mit einer evangelikalen Gemeinschaft verbunden. Dieselbe Stiftung trägt unter anderem eine Privatschule, die als Vision »Vertrauenspädagogik« anführt (vgl. Kapitel 10.1.3.5) und deren Leitungsperson mit einer evangelikalen Pflegefamilie verwandt ist.² Wie der Pflegevater Michael erklärte, können christlich geführte Privatschulen für Pflegekinder in Betracht kommen (Michael 01:10:07-9). Dies macht eine vielschichtige Verflechtung von evangelikalen Pflegefamilien und religiöser Gemeinschaft auf persönlicher, finanzieller, schulischer und ideologischer Ebene deutlich.

Beteiligung an Anlässen der Gemeinschaft

Neben diesen verschleiernenden Tendenzen, wenn es um die Verbindung von Familie und Gemeinschaft geht, führten Pflegeeltern in den Interviews gleichwohl aus, wie sie mit ihren Gemeinden aktiv interagieren. Michael thematisierte ihr Engagement als Paar und ganze Pflegefamilie in der Community. Gemäss seinen Aussagen leiten sie im Turnus mit anderen Eltern die Sonntagsschule und die gesamte Pflegefamilie ist in ein langjähriges Musical-Projekt involviert, wovon er enthusiastisch berichtet:

»die [Kinder und Pflegekinder] kommen auch mit [zum christlichen Musicalprojekt.] [...] die Älteste (.) die hilft auch leiten unterdessen (.) eben die ist seit ganz klein dabei gewesen. halt am Anfang zugeschaut, hinter der Bühne jeweils geholfen und nachher (.) irgendwann ist dann sie selber auf die Bühne, hat sie gedurft« (Michael 00:57:06-6).

Das Miteinbeziehen der gesamten Familie, das sukzessive Nachziehen der Kinder vom Zuschauen über die aktive Mithilfe bis in Leitungspositionen und eigenem Bühnenauftritt zeigt die lange und intensive Verknüpfung der Pflegefamilie mit der christlichen Jugendorganisation, die das Musical durchführt. Das systematische Einbinden von Jugendlichen in Leitungspositionen werde auch bei der Sonntagsschule praktiziert (Michael 01:17:31-9). Den Besuch der Sonntagsschule erwähnte auch Karin, wobei ihre Pflegetochter, wie bereits ihre eigenen Kinder, diese und später den »Unterricht« in der evangelikalen Gemeinschaft besuchen. Dabei gehören drei ihrer vier leiblichen Kinder weiterhin einer evangelikalen Gemeinde an (Karin 00:28:45-6). Die Familie ist also über Generationen mit dem evangelikalen Milieu verbunden. Dies deutet auf einen weiteren Aspekt der Verbindung zwischen Pflegefamilie und Gemeinschaft hin, nämlich die Milieuangehörigkeit über Generationen. Alle befragten Pflegeeltern (mit Ausnahme von Gisela, die sich nicht explizit dazu äussert) erwähnten, dass bereits ihre Eltern einer evangelikalen Gemeinschaft angehören respektive angehört haben.

Der Pflegevater Michael schilderte verschiedene Gemeindeaktivitäten, die altersangepasst angeboten werden:

2 Aus Anonymitätsgründen wird die URL als Quelle hier nicht genannt, ist der Autorin aber bekannt.

»früher hat man Sonntagsschule gesagt, Sonntagstreffen, [...] parallel zum Gottesdienst. [...] von der ersten bis zur fünften Klasse. [...] [da geht die ganze Familie hin.] und sie zwei [die kleinen Pflegekinder, d. A.] gehen sehr gern« (Michael 01:15:35-1).

Für Primarschulkinder gibt es ein Extraprogramm (»Sonntagstreffen«), das »parallel zum Gottesdienst«, den vornehmlich die Erwachsenen besuchen, abgehalten werde. Jugendlichen wird ein Abendanlass am Wochenende geboten, an dem auch die Pflegekinder manchmal teilgenommen hätten:

»das ist an einem Freitagabend sind Teenies (.) alle vierzehn Tage [...] da sind sie [die Pflegekinder, d. A.] schon ab und an auch mit (.) oder gesagt, sie wollen mal schauen gehen. und so und (.) nachher die Älteren (.) die die aus der Schule sind (.) die Jugendlichen (.) die dann jede Woche am Samstagabend (.) eben dann- (.) wenn sie mitwollen, gehen sie mit« (Michael 01:14:40-5).

Wenn die Gemeindeanlässe für Jugendliche am »Freitagabend [...] und [...] Samstagabend« stattfinden, bieten sie eine Alternative zu sonstigen Ausgehangeboten für Jugendliche und fordern damit eine Entscheidung für oder gegen milieuinterne Aktivitäten unter Gleichaltrigen ein. Aktivitäten innerhalb der religiösen Gemeinschaft sorgen dafür, dass der Nachwuchs von unerwünschten Ausseneinflüssen ferngehalten wird (Kapitel 10.3.6.2), was die möglichst umfassende Abdeckung aller Lebensbereiche innerhalb des evangelikalen Milieus erstrebenswert macht (vgl. Stolz et al. 2014: 50f.).

Die befragten Pflegekinder erzählten offener als die Pflegeeltern von den vielfältigen Bezügen zu evangelikalen Gemeinschaften. Sie besuchen die »Sonntagsschule« (Corinne 00:15:15-6), »[freikirchliche] Sonntagsschule« (Marcel 00:04:01-2), »eine Smallgroup« (Sämi 00:47:32-0) »eine Jugendfreizeit« und »Jugendgruppe« (Janosch 00:45:04-8) oder gemeinschaftsinterne »Konfirmationsunterricht« (Muriel 02:25:16-3.). Darüber hinaus engagieren sich einige aktiv für die Gemeinschaft: Muriel leitet eine Jungschar (00:25:02-9), Sämi war Mitglied der »[Name-Jugendorganisation]« (00:43:55-1) und Janosch ist als junger Erwachsener in eine Missionsschule eingetreten (00:31:01-8). Während Melanie lieber in den Gottesdienst für Erwachsene geht, statt sich einer Jugendgruppe anzuschließen (00:14:29-7), ist für Corinne die Sonntagsschule mit »Geschichten hören und basteln [...] oder Spiele [machen]« toll. Zudem treffe sie dort auf ihre Cousinen (00:15:31-1). Wie Corinne, die sich in der Sonntagsschule auf soziale Beziehungen freut, knüpfte Sämi Freundschaften sowohl bei den »[Name-Jugendorganisation]« als auch in einer Jugendgruppe. Die Sozialkontakte mit den Peers waren auch für Janosch in seiner Zeit als Pflegekind attraktiv. Er berichtete davon, wie er mit gleichaltrigen Gläubigen seine Freizeit verbracht habe und deren Streben nach Bekehrung umzusetzen versucht hat, weil er »dazugehören« wollte (Janosch 00:49:43-1). Hadjar, die gläubige Muslima, äussert sich nicht persönlich zu ihren Erfahrungen in der evangelikalen Kirche, doch ihre Pflegeschwester Solana berichtete davon, wie sie das Pflegekind in die evangelikale Jugendgruppe, in der sie selbst aktiv ist, mitnehme, und beschrieb Hadjars irritierte Reaktion:

»manchmal nehmen wir sie [Hadjar, d. A.] mit in die Kirche. [...] es gibt so verschiedene Altersstufen. und ich bin jetzt im [Name-Jugendgruppe-D]. so für (3) Erstsek bis (2) siebzehn [...] wenn wir ein Lied singen, dann ist es meistens so, alle springen herum und so. das ist mega cool. [...] das Problem ist, wenn ich so eine Freundin oder irgendwie die Hadjar mitnehme, dann stehen die so dort, und- @(.)@ und alle andern sind am Rumspringen. [...] sie sagt dann halt, es bringt sie ein bisschen durcheinander (.) weil (2) es ist so (.) dass sie dann anfängt zu studieren, ja was ist jetzt richtig und was nicht« (Solana 00:19:45-3).

Die auf Jugendliche abgestimmte Veranstaltung mit moderner Musik, Singen und Tanzen lässt Hadjar wie andere nicht-evangelikale Freundinnen aussen vor respektive motiviert das aktive Verhalten der evangelikalen Jugendlichen die Gäste nicht zum Mitmachen. Das andersgläubige Pflegemädchen scheine verwirrt und beginne darüber nachzudenken, was »richtig und was nicht« sei. Ob Solana die tatsächlichen Überlegungen Hadjars wiedergibt, ist ungewiss. In der Schilderung der leiblichen Tochter der evangelikalen Pflegefamilie wird allerdings deutlich, dass diese selbst in Kategorien von »richtig« und »falsch« denkt und das für Hadjar irritierende Verhalten der Jugendgruppe nicht einfach als neue Erfahrung neben vielen darstellen kann (vgl. Kapitel 8.7). Offensichtlich wird, dass Hadjar sich befremdet zeigt.

Das Freizeitangebot wird von den Pflegekindern genutzt, ist aber nicht in jedem Fall der Konkurrenz durch säkulare oder andere religiöse Angebote gewachsen. Marcel nannte retrospektiv seine Erfahrungen in der Sonntagsschule »absitzen« (01:11:55-1). Er »hätte in dieser Zeit lieber [...] Wrestling oder Fussball gespielt oder Nintendo«, was er nicht durfte (01:11:55-1). Andere schilderten die Gemeindeaktivitäten als attraktiv und beeindruckend. Melanie kann der Predigt folgen und für sich »sehr viele Tipps wie man [...] ein tolles Leben mit Gott« (00:14:56-9) führt, entnehmen. Das ehemalige Pflegekind Sämi überzeugt trotz der Distanzierung vom evangelikalen Milieu nach wie vor die »wirklich gute Musik« (00:43:55-1) und Janosch berichtete rückblickend von effektvollen religiösen Riten, die auf Kinder wirken:

»in diesen Kreisen zumindest gibt es (.) die Erwachsenentaufe. [...] dann stellen sie so ein Wasserbecken auf oder gehen in ein Hallenbad oder in einen See. [...] da sind Kinder dabei, da sind alle dabei und da wird das eingebettet in einen Gottesdienst und da wird gesungen und gebetet und gesegnet und jeder wird noch (2) Hand aufgelegt. [...] und als Kind nimmst du das einfach mit, als Realität, die nicht zu hinterfragen ist« (Janosch 01:09:53-1).

Die effektvolle Inszenierung von Taufriten, Segnung, Handauflegen seien insbesondere für Kinder, die keinen anderen Referenzrahmen hätten, überzeugend. Das ehemalige Pflegekind Janosch bezeichnete das aus seiner Perspektive als Milieuaussteiger als »Gehirnwäsche« und charismatische Gottesdienstrituale als Gemeinschaftserlebnis, die Begeisterung und Ergriffenheit auslösen, was auch Kinder miterleben (Janosch 00:54:08-6).

Altersgerechte Angebotsstruktur evangelikaler Gemeinschaften

Neben dem vielseitigen Angebot der evangelikalen Gemeinschaften, an dem die Pflegekinder teilhaben, wird die systematische Verbindung von (Pflege-)Familie und Gemeinschaft bei der Vermittlung von Inhalten deutlich. Die Gemeinschaft unterstützt die Familie in der Erziehung zu einem ›gottgefälligen Leben‹ durch die Tradierung von Werten und durch soziale Kontrolle. Die Systematik, mit der die Erziehung zu einem ›gottgefälligen Leben‹ unterstützt werden soll, findet sich im Organisationsaufbau wieder. Stolz et al. (2014) bezeichneten dies als »Aufsplitten« und nach soziodemographischen Merkmalen »Homogenisieren« (ebd. 132f.). Kinder- und Jugendgruppen bedienen folglich ein altersspezifisches Segment an Themen und Bedürfnissen. Das ehemalige Pflegekind Sämi beschrieb rückblickend diese systematische Verbindung von religiöser Gemeinschaft und (Pflege-)Familie und kritisierte sie als »reiner ›Brainwash‹«:

»diese Kirchen sind ja so organisiert (.) du hast dann auch für jedes Alter [...] deine Gruppe. am Anfang hast du noch den Hort (.) und nachher kommst du dann langsam so in die kleinen Gruppen. bist auch immer unter Deinesgleichen (.) und dann hast du wie- also es ist mega gut organisiert, oder. du hast da wirklich Klassen. und dann hast du Unterricht (.) und wird immer biblische Geschichte- (.) also das ist ein reiner ›Brainwash‹. also wirklich (.) nur nonstop (.) und auch sie zuhause haben natürlich durch das Erzkonservative- [...] es ist wie klar gewesen, hey sie haben alles kontrolliert. [...] alles auf christlicher Basis et cetera. und die aussen sind sowieso alle vom Teufel gesteuert« (Sämi 00:24:40-1).

Er wiederholt hier, was oben unter den altersgerechten Kinder- und Jugendangeboten der Gemeinschaften ausgeführt wurde. Darüber hinaus beschreibt er den Unterricht, der schulähnlich (»Klassen«) dazu abgehalten wird, religiöse Inhalte (»biblische Geschichte«) zu vermitteln. Andererseits betont er mit »nonstop« den nahtlosen Übergang zwischen der Wertevermittlung in der Gemeinschaft und jener in der Pflegefamilie, die auf eine »erkonservative« Weltansicht setze, Kontrolle über die Kinder »auf christlicher Basis« durchführe und die Abgrenzung zur Mehrheitsgesellschaft durch eine Verteufelung aller Nicht-Evangelikalen vornehme.

Die persönlichen Erfahrungen von (ehemaligen) Pflegekindern in evangelikalen Communities sind in allen Fällen gegeben. Die Bandbreite der Begeisterung für und aktive Beteiligung an Gemeindeangeboten variiert stark zwischen passivem Erdulden bis zu grossem Engagement. Auch hat das persönliche Interesse nichts Statisches an sich. So macht sich Hadjar als Muslima gemäss ihrer Pflegeschwester Gedanken zur evangelikalen Jugendkultur, das ehemalige Pflegemädchen Muriel beklagt den Werteverfall in ihrer Jungschargruppe (01:09:44-8) und sowohl Janosch als auch Sämi berichten als ehemalige Pflegekinder davon, wie sie sich im Jugendalter von der Gemeinschaft distanziert hätten (Janosch 00:31:01-8, Sämi 01:16:03-5).

10.1.3.2 Wertevermittlung durch die religiöse Gemeinschaft

Die evangelikale Gemeinschaft vermittelt Werte, die dem Orientierungsrahmen der Pflegeeltern entsprechen et vice versa. Die Community unterstützt mit diversen Angeboten dementsprechend die Erziehung der Pflegekinder zu einem ›gottgefälligen

Leben«. Die Vermittlung der Maximen eines ›gottgefälligen Lebens‹ findet neben der Pflegefamilie immer auch in der Gemeinschaft statt.

Das ehemalige Pflegemädchen Muriel sagte es so: »so habe ich eigentlich den Glauben miterlebt. durch die Kirche, durch die Jungschar (.) durch die Pflegefamilie« (Muriel 00:55:29-0). Und das ehemalige Pflegekind Sämi erläuterte, dass die Vermittlung von Werten und Normen – in seiner Einschätzung »das Erzkonservative« – in der Pflegefamilie und gleichzeitig in den Kinder- und Jugendgruppen stattfindet:

»in der Kindheit ist es ganz klar, dass was zu Hause am Esstisch und in den Ferien und in der Familie besprochen wird, [...] dort fängt eigentlich das Erzkonservative an. in deinen eigenen Kreisen. und in diesen Gruppierungen [Kinder- und Jugendgruppen der Gemeinschaft, d. A.]« (Sämi 00:49:12-0).

Oben wurde bereits der in Klassen organisierte religiöse Unterricht erwähnt, wie er in evangelikalen Gemeinschaften angeboten wird. Muriel erlebt, dass ihre evangelikalen Pflegeeltern den Religionsunterricht in ihrem Dorf als zu liberal empfinden und die Pflegekinder in der Folge in den von ihrer Gemeinschaft organisierten »Konfirmationsunterricht in die Stadt« schicken:

»sie haben uns in den Religionsunterricht geschickt, weil sie gefunden haben "das ist etwas Gutes." [...] wir beide [sind] dann in den Konfirmationsunterricht in die Stadt gegangen, weil es auf dem Land einfach einen so schlechten Religionslehrer gehabt hat. [...] also (.) wir haben mit ihm [Name-Film] geschaut [...] was überhaupt nichts mit dem Glauben zu tun hat. und irgendwie (.) wo du gerade als Jugendliche eigentlich mega die Zeit von der Veränderung hast. und jetzt noch am ehesten zum Glauben findest. [...] durch das hat sich dann eigentlich beiden unser Glaube verstärkt« (Muriel 02:25:16-3).

Sie begründet die Entscheidung für den ferner stattfindenden Unterricht erstens mit dem »schlechten Religionslehrer«, der den »Glauben« nicht richtig vermittelt hätte. Zweitens mit dem Teenager-Alter, in dem man »noch am ehesten zum Glauben« finden würde, was sich dank der für Muriel richtigen Entscheidung der Pflegeeltern bei ihr und ihrer Pflegeschwester auch eingestellt habe. Dabei thematisierte sie, analog der Argumentation einiger Pflegeväter oben, das Alter als relevanten Faktor in der Vermittlung von Religion (siehe Kapitel 10.1.2.1). Die Pflegeeltern nutzen folglich im richtigen Alter den Konfirmationsunterricht ihrer Gemeinschaft, um die Erziehung ihrer Pflegekinder zu einem ›gottgefälligen Leben‹ zu fördern.

Erzieherische Vehemenz

Die systematische Wertevermittlung kann von einer gewissen Vehemenz gekennzeichnet sein. Das ehemalige Pflegekind Sämi beispielsweise schilderte die ständige Wiederholung der Kernanliegen »kein Sex vor der Ehe« und »Mission« durch die evangelikalen Kollegen in der geschlechtergetrennten Jugendgruppe »[Name-Jugendorganisation]«:

»omnipräsent ist natürlich Sex vor der Ehe [...] in der Jugendzeit ist das immer wieder ein Thema gewesen [...] so Themen sind ganz klar immer wieder wiederholt worden (.) [...] Missionierungsauftrag, den wir haben (.) ist uns auch immer wieder gewesen: [...]

„ihr habt ein Riesenglück, dass ihr Jesus kennengelernt habt. [...] ihr müsst das unbedingt teilen!“ (Sämi 00:45:05-2).

Mit »omnipräsent«, »immer wieder ein Thema gewesen«, »immer wieder wiederholt« und »immer wieder gewesen« drückt er die konsequente Absicht der Community aus, durch ständige Repetition einfacher Leitsätze die Peers durch ein bestimmtes Werteschema zu prägen. Eindrucksvoll beschrieb das ehemalige Pflegekind, wie die sich als rebellisch verstehenden Jugendlichen gegenseitig Druck ausüben, um den Anforderungen an ein ›gottgefälliges Leben‹ gerecht zu werden. Sie seien »Jesus-Punk [...] so gegen das System, ja gegen die westliche Welt« gewesen, man wollte »unbedingt nicht konservativ rüberkommen (.) aber man hat den hart konservativsten Inhalt natürlich, den man sich gegenseitig auferlegt« (Sämi 00:43:55-1).

Deutlich wird an diesem Beispiel, wie in der evangelikalen Erziehung die Gemeinschaft mitbeteiligt ist. Bemerkenswert dabei ist, dass es offensichtlich gelingt, Jugendliche, die sich als widerständig erfahren (»gegen das System«) und in der entwicklungspsychologischen Phase von Ablösung, Risikobereitschaft und möglichem Interesse an ersten sexuellen Erfahrungen sind (Largo und Czernin 2019: 54, 153ff., 202ff.), davon zu überzeugen, »kein Sex vor der Ehe« zu propagieren und somit die Erziehungsziele der Eltern zu tradieren.

Liebsch (2001) hat sich mit der sexuellen Enthaltsamkeit junger evangelikaler Menschen beschäftigt und findet für Männer der Gruppe ›Wahre Liebe wartet‹ ein Zugewinn an Kontrolle und Planungssicherheit, während Frauen sich Schutz und Halt erhofften (ebd. 126). Bei ihrem Sample handelt es sich um junge Menschen, die sich bewusst dieser restriktiven Gruppe anschlossen, nicht um explizit aufbegehrende Jugendliche, wie Sämi sich und seine Peers beschreibt. Ein möglicher Erklärungsansatz, weshalb sogar rebellierende Jungen, wie Sämi es beschreibt, die Grundsätze ihrer (Pflege-)Eltern und der Gemeinschaft hochhalten, kann in der Vehemenz, mit der diese vermittelt wurden, gesehen werden. Die Heftigkeit der erzieherischen Absicht zeigt sich im Ausdruck »mit jeder Faser«, den das ehemalige Pflegekind Janosch bei seiner Erklärung verwendete:

»wenn dir mit jeder Faser von deinem Gegenüber kommuniziert wird, was der richtige Weg ist und was die richtige Haltung ist und (.) wie wertvoll das ist und (.) dass es eben so müsste sein und nicht so (.) dann hast du [als Kind] dem nichts entgegen zu setzen (.) du musst das nicht einmal aussprechen (.) das läuft subtil« (Janosch 02:29:28-7).

Es wird deutlich, dass das Kind sich klar an einer dichotomen Weltsicht orientieren soll, bei der es ein »richtig« gibt, das »wertvoll« ist (zur dichotomen Weltsicht siehe Kapitel 8.7). Die Vehemenz dieser Doktrin sei so stark, dass die Regeln »nicht einmal ausgesprochen« werden müssen, sondern den Kindern »subtil« und nachhaltig mitgegeben würden. Durch Insistieren bei der Wertevermittlung – Janosch nennt es an anderer Stelle »durchziehen« und »nicht vom Haken lassen« – und unter Zuhilfenahme von Ermahnung, Rüge und Schimpfen, gelinge es, die Kinder zu einem ›gottgefälligen Leben‹ zu erziehen (Janosch 01:35:03-3).

10.1.3.3 Soziale Kontrolle durch die religiöse Gemeinschaft

Einerseits arbeiten die religiösen Gemeinschaften an der Erziehung mit, indem sie Organisationseinheiten bilden, die auf das Alter der Kinder und Jugendlichen ausgerichtet sind und in denen spezifische, auf ein ›gottgefälliges Leben‹ abzielende Inhalte vermittelt werden. Andererseits werde bei der Zusammensetzung dieser Untergruppen auch systematisch darauf geachtet, dass in den Gruppen keine Dynamiken entstehen, die das erzieherische Ziel untergraben könnten. Retrospektiv beurteilte Sämi die Organisationsform der Kleingruppen, die systematisch in die Freizeit eingreifen und dadurch soziale Kontrolle ausüben würden, äusserst kritisch:

»das Krasseste (.) ich glaube das Problematischste [...] ist nicht ein [Name-Chefprediger-Gemeinde-A] an sich. was er redet (.) sondern was unter diesen Smallgroups passiert. [...] das sind so in sich wieder organisierte Gruppen, oder. dass du dich als Grüppchen zusammen tust und dich ausserhalb der Kirche wieder triffst« (Sämi 00:49:12-0).

Weiter ausführend beschrieb er, wie seine Jugendgruppe bewusst zusammengesetzt wurde, um ihn und seine Freunde zu kontrollieren und die Erziehung zu einem ›gottgefälligen Leben‹ optimal zu gestalten respektive Entgleisungen vorzubeugen. Gleichzeitig sollte die »Smallgroup« aber attraktiv bleiben und der Druck verschleiert werden:

»ich bin auch in so einer Smallgroup gewesen. das ist so zusammengewürfelt gewesen zwischen- [...] der Schwager, sein Kolleg (.) ein Kollege von mir und der Jungpastor. [...] dort hat man es schon ein bisschen zugeteilt, [...] weil ich und der Kollege, wir sind [...] die Problematischen gewesen. [...] die Pausencrowns, [...] die ein bisschen pulsiert haben. wir sind so in der Hiphop Phase drin gewesen. da hat man eben schon ein bisschen schauen müssen, dass die an einen guten Ort hin kommen. die können jetzt nicht einfach so frei mit anderen coolen, lässigen Typen (.) sondern darum sind wir beim Jungpastor, der Sohn vom Pastor, gelandet. oder. der das Ganze so ein bisschen (.) in einem Rahmen gehalten hat. [...] dort wird nochmal krass diese Botschaften auseinandergenommen« (Sämi 00:49:12-0).

Zwar wurden die »Kollegen« nicht getrennt, sodass nicht riskiert wird, dass sich die Jugendlichen ganz isoliert fühlen. Dennoch wird bei der Gruppenzuteilung darauf geachtet, die »Pausencrowns, die pulsiert haben« nicht »frei mit anderen coolen, lässigen Typen« einzuteilen und so einer Eigendynamik, etwa in Richtung eines freiheitlichen Denkens, das einem ›gottgefälligen Leben‹ eventuell entgegenstehen könnte, vorgebeugt. Durch ein solches systematisches Vorgehen können sowohl die Attraktivität des Freizeitangebots aufrechterhalten als auch die erwünschten Inhalte vermittelt werden. Ein Aspekt dieser bewussten Gruppenzusammensetzung ist, dass die Kriterien nicht ganz offen kommuniziert werden. So formuliert Sämi den Zuteilungsprozess vage als »schon ein bisschen zugeteilt«, das heisst ohne klar ausgesprochene Merkmale, die zu einer entsprechenden Gruppierung führen, und schon gar keine Zugehörigkeit aufgrund von freier Wahl, stattdessen eine undurchsichtige Lenkung durch hierarchiehöhere Gemeindeangehörige.

Janosch brachte als ehemaliges Pflegekind diese Form der versteckten sozialen Kontrolle, die in den evangelikalen Gemeinschaften praktiziert werde und die wie in seinem

Fall auf Pflegekinder Einfluss haben kann, explizit und kritisierend zur Sprache. Durch Gemeindemitglieder und Seelsorge würden Absprachen »hinter der Kulisse« getätigt, um »das Schlimmste zu verhindern und wieder in richtige Bahnen zu lenken«. Konflikte mit der geltenden Lehrmeinung würden tabuisiert und nicht offen diskutiert. Fliege eine Zuwiderhandlung auf, komme es zu Sanktionen: »dann muss es ins richtige Licht gestellt werden, oder, und dann kommt das mit der Busse tun oder mit Bekennen oder mit Zeugnis geben«. In der Folge käme es zu Lippenbekenntnissen wie »ich gebe mir Mühe und schaue, dass es nicht mehr passiert« (Janosch 01:08:28-5). Die Gemeinschaft kann zur Erreichung der erzieherischen Ziele folglich die Fäden im Verborgenen ziehen. Dazu zählt auch seine durch einen Pastor arrangierte informelle Platzierung, bei der Janosch in keine der Verhandlungen um die ihn betreffenden Massnahmen involviert wurde (Janosch 01:28:38-7).

Durch Sanktionierung, wie das Hinstehen vor der Gemeinschaft, wird allen Beteiligten die Erwartungshaltung der Community deutlich gemacht, während die Betroffenen durch das Vorführen abgestraft werden. Die Gemeinschaft ist Belehrende und wird gleichzeitig belehrt. Diese Funktionsweise der Einbindung in eine evangelikale Gemeinschaft erfährt Sämi, der wegen schulischen und gesundheitlichen Problemen als Pflegekind vor die Gemeinde hinstehen muss:

»in diesen Evangelisten Clans ist wie alles- eben alles was von aussen kommt, [Psychologen, Psychiater, Schulpflege], was nicht mit der Religion zu tun hat (.) ist verteuftelt. [...] man holt dann den Pfarrer, man geht vorne beten, vor allen Leuten (.) "der Sämi, das arme Kind, das traumatisierte Kind, das holen wir jetzt hier nach vorne." und dann reden, dann beten hundert Leute für dich ((Schlaggeräusch auf Oberschenkel)) @(.).@« (Sämi 00:31:39-9).

Als Kind sei dies sehr belastend für ihn gewesen (Sämi 00:33:31-6), detailliertere Ausführungen in Kapitel 10.3.2.5. Die einprägsame Erfahrung empfindet er heute als unangemessen, was sich in der Geste des Oberschenkelchlagens und dem Lachen, nicht zuletzt aber auch in seiner verbalen Distanzierung vom evangelikalen Milieu (»diesen Evangelisten Clans«) zeigt.

Das ehemalige Pflegekind Janosch erzählte, wie er dem »Gruppendruck« zur Bekehrung in seiner Jugendgruppe nachgegeben habe:

»weil du ja zusammen in der Jugendgruppe und weiss der Gugger wo überall miteinander unterwegs bist. [...] irgendwann ist dann der Gruppendruck [zur Bekehrung, d. A.] bei mir auch entstanden "ja ich will auch dazu gehören"« (Janosch 01:14:37-7).

Die Erfüllung von Normen und das Mittragen einer bestimmten Wertorientierung sind zentral für die Teilhabe an den Aktivitäten der Gemeinschaft. Janosch berichtete neben der durch Bekehrung entstehenden Zugehörigkeit auch von der Ausschlusserfahrung als Homosexueller:

»als schwuler Mann zum Beispiel geoutet kannst du vergessen, dass du im Worship Team mitmachst. da kannst du noch so gut singen. [...] alle die irgendein Amt haben in der Kirche (.) müssen tadellos sein« (Janosch 00:48:38-7).

Wer nicht konform ist, kann von gewissen prestigeträchtigen Aktivitäten ausgeschlossen werden. Janosch formuliert so sein in Jugendjahren ambivalentes Verhältnis zur Gemeinschaft, von der er sich als Erwachsener ganz distanziert. Das ehemalige Pflegekind Muriel hingegen ist selbst aktiv beim Einfordern von religiösen Normen und Werten, indem sie beklagt »es ist nicht mehr so der Glaube im Fokus, der ja eigentlich die Jungschar ausmacht« und damit vom Verfall christlicher Werte im Leitungsteam ihrer Jugendgruppe berichtet (Muriel 01:09:46-8).

10.1.3.4 Verbindungen mit evangelikalen Organisationen der Pflegekinderhilfe

Evangelikalen Pflegeeltern scheint es wichtig zu sein, sich mit Menschen zu umgeben, die ihre Wertorientierung teilen, was sich beispielsweise bei der Wahl der Pflegekinderorganisation zeigt. So geben Pflegeeltern an, sich im Internet über DAFs informiert und sich dann für eine Organisation entschieden zu haben, die ihrer Haltung am besten entspreche (Nicole 00:06:51-0, David 00:08:01-4). Eine andere Pflegemutter erzählte, wie sie sich von einer kantonalen Pflegekinderorganisation ab- und einer evangelikalen DAF zugewandt hätte:

»wir sind einfach nicht ganz überzeugt gewesen von diesem einen Verein und haben weitergeschaut (.) und haben bei DAF-A das Gefühl gehabt "doch das ist das, was uns mehr entspricht." vielleicht auch, dass sie grundsätzlich sagen: "wir haben christliche Grundlagen" was uns sehr entspricht« (Magdalena 00:48:03-0).

Der Hauptgrund, weshalb sich das Paar für die evangelikale DAF entscheidet, ist also die »christliche« Orientierung, die sie überzeugt. Ein anderer Pflegevater berichtete, dass ein Bekannter aus dem religiösen Umfeld des Ehepaars eine DAF leitet, und sie als Pflegeeltern angefragt habe (Ruedi 00:27:37-8). Die evangelikalen Pflegeeltern suchen sich folglich bewusst Organisationen, die als Teil des evangelikalen Milieus ihre Werte teilen oder fühlen sich bei diesen aufgehoben. Auf den Internetseiten der Pflegekinderorganisationen ist die Milieuzugehörigkeit teilweise durch explizite Formulierungen zur christlichen Orientierung auszumachen. Im Unterschied dazu sind die Landeskirchen als Träger an ihrer Konfession zu erkennen und verzichten gewöhnlich auf den Hinweis zum christlichen Selbstverständnis. Für Milieufremde mag diese Formulierung nicht sehr aussagekräftig sein, für evangelikale Pflegeeltern kann ein solcher Hinweis aber als Zeichen eines geteilten Orientierungsrahmens gelesen werden.

Umgekehrt können erfahrene evangelikale Pflegeeltern von ihrer DAF auch für die Mithilfe in Weiterbildungskursen angefragt werden. Der geteilte Orientierungsrahmen wirkt folglich zwischen Pflegeeltern und Organisation in beide Richtungen vertrauensstiftend.

10.1.3.5 Evangelikale Erziehungsratgeber

Die Pflegeeltern erwähnen in den Interviews unterschiedliche Erziehungsratgeber, die sie zur Unterstützung und Inspiration in der Erziehung konsultieren. Dies können Werke sein, die aktuell breit rezipiert werden und zu den Standardwerken für Eltern in der Schweiz zählen: »Jesper Juul oder Remo Largo« (Magdalena 00:59:12-6) nannte beispielsweise eine Pflegemutter als Autoren, deren Bücher sie zuweilen lese. Ein Pflegevater zieht den »Knigge« als Lektüre für die Pflegetochter heran, um etablierten Rückhalt zu gewinnen, wenn die Jugendliche zu Anstand erzogen werden soll (David 00:56:25-5).

Neben diesen auch in der Mehrheitsgesellschaft verbreiteten Erziehungsratgebern, die sich an wissenschaftlichen Standards oder etablierter Etikette orientieren, erwähnten die befragten Pflegeeltern explizit christliche Erziehungsratgeber. Zu solchen Werken kann Pflegeeltern in Workshops bei evangelikalen DAFs geraten werden, wie eine Pflegemutter berichtete: »von der DAF-A [erhalte ich auch] Tipps, auch Büchertipps [...] so an Weiterbildungstagen oder so« (Magdalena 00:59:12-6). Und auch Ruedi erwähnte »vertrauenspädagogisch, so Zeug«, welches sie in der Weiterbildung bei ihrer DAF thematisieren, wenn über »Gewalt oder soziale Kompetenz« geredet würde (00:21:28-7). Auf das Konzept der »Vertrauenspädagogik« und den Autoren kam auch eine andere Pflegemutter zu sprechen:

»ich weiss nicht, ob du schon von ihm gehört hast: "Heinz Etter." der schreibt Bücher. der gibt Seminare, auch über Beziehung (.) natürlich auch auf der Basis von den christlichen Grundwerten. [...] jeden Monat habe ich einen Rundbrief, der völlig in die Lebenssituationen hineinredet. [...] das lese ich [...] und versuche es umzusetzen« (Karin 01:01:14-3).

Die Pflegemutter Karin erwähnte die Arbeiten von Heinz Etter, welche sie und ihre Familie in der Erziehungsarbeit zu einem ›gottgefälligen Leben‹ anleiteten. Durch die ständige Präsenz dieses christlich fundierten erzieherischen Konzepts »Vertrauenspädagogik«, insbesondere durch den monatlichen Rundbrief, fühlt sich die Frau im Alltagshandeln begleitet und orientiert. Im Ausdruck »hineinrede[n]« werden implizit der paternalistische Anspruch des Autors und die bemühte Fügsamkeit der Pflegemutter deutlich, die dessen Anleitung »umzusetzen versuch[t]«. Dem Autor ist es damit sicher gelungen, eine hierarchische Beziehung im Sinne seiner »Vertrauenspädagogik« zu schaffen. Was es mit der »Vertrauenspädagogik« auf sich hat, lässt sich auf der Homepage des Verfassers, der Lehrer und Heilpädagoge HfH ist, nachlesen:

»Vertrauenspädagogik, was ist das? Verhalten ist Beziehungssache. Diese zentrale Erkenntnis prägt die Vertrauenspädagogik. Menschliches Verhalten und noch mehr das Verhalten von Kindern ist weit mehr abhängig davon, an wen und wie wir an Menschen oder auch an Gott gebunden sind, als durch unseren Charakter. Dieser wird zwar zum einen ererbt, aber in weit grösserem Masse von den Bindungen geprägt, in denen ein Kind aufwächst.

Das erste Ziel der Vertrauenspädagogik ist es deshalb, zwischen Eltern und Kindern jene hierarchische Vertrauensbeziehung herzustellen, die wir in Anlehnung an die Pferdeflüsterer »Join-up« nennen. Sie sorgt dafür, dass es sich für Kinder richtig anfühlt zu gehorchen, elterliche Überlegungen ernst zu nehmen, es ihnen recht machen zu wol-

len. Sinngemäss gilt das auch für die Beziehung zwischen Schülerinnen und Schülern und ihren Lehrkräften und letztlich für alle Beziehungen.« (URL Etter 2024, Herv. im Orig.)

Deutlich hebt Etter seine erzieherische Vorstellung von auf Hierarchien aufgebauter Erziehung und Erziehung zu Gehorsam hervor, wobei er sich weder scheut, in altväterlicher Manier von »recht machen« zu sprechen, noch sich in seinem Konzept der Kindererziehung an Methoden der Tierdressur zu orientieren. Die Fachstelle infoSakta (2014) erklärt Etters Konzept als gescheitert, denn es gelinge ihm nicht, die sich widersprechenden modernen Erziehungskonzepte mit dem einer evangelikalen Grundhaltung entspringenden rigiden Hierarchiemodell zu vereinbaren.

Weiter orientiert sich beispielsweise der Pflegevater David an einem stark konservativen Werk, das zwar eher ein politisches Statement als ein Erziehungsratgeber ist, dennoch aber als Plädoyer für ein sehr traditionelles Familienmodell steht und entsprechend einen evangelikalen Erziehungsstil rahmt und in ein grosses Ganzes einzubetten versucht:

»bei uns ist Familie (.) Vater Mutter und Anzahl X an Kindern. da zuhause geben, für die Kinder da sein (.) ein sehr gutes Buch ›Helden der Familie‹ vom Norbert Bolz [...] zeigt, dass Familie das ist, wo man für die Kinder da ist, [...] wo eine bewusste Bindung da ist« (David 00:04:57-3).

Das erwähnte Buch von Norbert Bolz richtet sich gegen Errungenschaften der modernen Gesellschaft, allen voran gegen Fremdbetreuung und erwerbstätige Mütter. Der evangelikale Pflegevater fühlt sich durch diese Weltsicht bestärkt, die mutmasslich stark in seine Erziehung einfließt.

Zudem stehen in den Pflegefamilien Bibeln und Werke zur Bibel zur Verfügung. Diese entsprechen zwar nicht dem Genre Erziehungsratgeber, werden durch evangelikale Pflegeeltern aber als »Lebenshilfe« (Ruedi 00:29:00-7) verstanden und das Vorlesen aus der Kinderbibel (Ruedi 00:29:00-7, Gisela 00:49:44-9) oder die gemeinsame Bibellektüre (Michael 01:22:25-9, David 00:07:22-3) zu Erziehungszwecken genutzt (vgl. Kapitel 10.2.5). Die Bibel ist für evangelikale Pflegeeltern in allen Lebensfragen und insbesondere bei Fragen zur Erziehung zu einem »gottgefälligen Leben« das Referenzwerk schlechthin und hat auch als Artefakt eine zentrale Stellung in den Pflegefamilien. Ein Beobachtungsprotokoll zum Besuch bei einer evangelikalen Pflegefamilie dokumentiert zum Beispiel, dass an einer Wand der Wohnküche ein Bücherregal gefüllt mit bibelbezogenen Büchern gestanden hat. Im für das Familienleben zentralen Raum der Wohnküche sind allen Familienmitgliedern die Bibel und daran angelehnte Werke gut sichtbar und einfach zugänglich (Beobachtungsprotokoll_PF3).

Bei der Vertrauenspädagogik nach Etter, bei Bolz und in der evangelikalen Lesart der Bibel sind konservative Erziehungskonzepte und traditionelle Familienmodelle dominant, wobei Gehorsam in einer hierarchischen Ordnung eine zentrale Rolle spielt (Kapitel 8.3). Wichtige Aspekte des evangelikalen Orientierungsrahmens werden also auch mithilfe von Erziehungsratgebern vermittelt.

Zusammenfassung: Das globale religiöse Verhalten als Erziehungssystem

Es ist anzunehmen, dass das Erziehungssystem evangelikaler Pflegefamilien den Pflegeeltern nicht in dem Masse bewusst ist, wie es aufgrund der eingehenden Analyse der Interviews mit Pflegeeltern und (ehemaligen) Pflegekindern dargestellt werden konnte. Dennoch kann durch dieses analytische Vorgehen explizit gemacht werden, wie das globale religiöse Verhalten die Erziehung der Pflegeeltern systematisiert. Der Alltag in evangelikalen Pflegefamilien ist durchdrungen von religiösen Ritualen, Gebeten und eigentheoretischen Erklärungen. Die Prägungsabsicht der Pflegeeltern wird ausformuliert und Werte werden bewusst vermittelt. Fremdbetreuung wird abgelehnt, da sie die Prägung der (Pflege-)Kinder bedroht. Die religiöse Gemeinschaft übernimmt die Organisation von altersangepassten Freizeitaktivitäten, vermittelt Werte und kontrolliert und sanktioniert durch soziale Kontrolle das Verhalten der Kinder und Jugendlichen. Verbindungen mit evangelikalen Organisationen und evangelikale Erziehungsratgeber komplettieren das Erziehungssystem.

10.2 Methoden in der Erziehung zu einem ›gottgefälligen Leben‹

In den Interviews lassen sich zehn verschiedene Methoden in der Erziehung zu einem ›gottgefälligen Leben‹ ausmachen, von denen Pflegeeltern und (ehemalige) Pflegekinder berichten. Zu diesen konkret angewandten Methoden zählen die Familienzeit (Kapitel 10.2.1), die Vorbildfunktion (Kapitel 10.2.2), die bewusste Gesprächsführung (Kapitel 10.2.3), die Rahmung des ›gottgefälligen Lebens‹ als Wahlfreiheit (Kapitel 10.2.4), die variantenreiche schriftbasierte Repräsentation religiöser Inhalte (Kapitel 10.2.5), die Kontrolle von Ausseneinflüssen (Kapitel 10.2.6), die Förderung durch Lob (Kapitel 10.2.7), das Sanktionieren (Kapitel 10.2.8) sowie die Anwendung von psychischer und physischer Gewalt (Kapitel 10.2.9 und 10.2.10). Diese Methoden werden im Folgenden ausgeführt. Die konkreten Alltagssituationen, welche die Pflegeeltern beschreiben, betreffen meist einzelne Aspekte eines ›gottgefälligen Lebens‹. Vielfach sind es Situationen, die nicht direkt mit der religiösen Praxis in Verbindung stehen, jedoch beziehen sich alle Beispiele auf einen oder mehrere Teilbereiche des Orientierungsrahmens, der im Kapitel 8 als ›gottgefälliges Leben‹ zusammengefasst wurde.

10.2.1 Familienzeit

Der hohe Stellenwert der gemeinsam als Familie verbrachten Zeit kann als Methode in der Erziehung zu einem ›gottgefälligen Leben‹ betrachtet werden. Die Pflegeeltern legen besonderen Wert auf häufiges und regelmässiges gemeinsames Zusammensein mit ihren (Pflege-)Kindern und gestalten dieses bewusst kinderfreundlich und attraktiv. Die Pflegekinder stehen bei der Familienaktivität unter der elterlichen Kontrolle bezüglich Ort, Tätigkeit und Gesprächsinhalt. Die Erwachsenen können Gesprächsthemen aufbringen und steuern. Elterlich organisierte Familienzeit hat folglich eine andere Qualität als die Familienzeit, die spontan und vor allem durch die Initiative der Kinder entsteht. Davon, dass die Pflegekinder Familienzeit einfordern, berichten die evangelikalen

Pflegeeltern nur am Rande. Zentral in den Interviews ist die durch Pflegeeltern als Erziehende organisierte Familienzeit.

Beispielhaft für die regelmässige Familienzeit ist das gemeinsame Essen, das allgemein in Pflegefamilien einen hohen Stellenwert einnimmt. Ruedi bringt die Relevanz des gemeinsamen Essens auf den Punkt: »Tischgemeinschaft, das ist ein zentrales Ding, [...] das Zusammensein« (Ruedi 00:13:16-1). In evangelikalen Pflegefamilien gehört auch das gemeinsame Beten dazu. Ausserdem findet das Beten mit den Kindern vor dem Zubettgehen und bei dem als Familie besuchten Gottesdienst statt. Doch auch unabhängig von religiösen Ritualen und neben dem gemeinsamen Essen gestalten evangelikale Pflegeeltern die Familienzeit. Ein Pflegevater beschreibt, wie sie als Familie »zusammen am Tisch« Gesellschaftsspiele spielen (00:16:19-8), gemeinsam die Bibel lesen und musizieren:

»zwischendurch mal [zusammen die Bibel lesen, d. A.] aber jetzt nicht, dass wir das jeden Tag stur täten, [...] wir sind auch recht eine musikalische Familie. wir tun viel auch zusammen singen« (Michael 01:22:25-9).

Die Pflegemutter Magdalena erläuterte, wie wichtig es für sie als Familie ist, mit der ältesten Pflege Tochter gemeinsam Zeit zu verbringen, ungestört von den kleinen Geschwistern. Sie nähmen sich als Pflegeeltern jeweils eigens Zeit für die Bedürfnisse der Jugendlichen, der Mann für die Matheaufgaben und die Frau, um das »Herz zu teil[en]«:

»damit wir so ein bisschen spezielle Zeit mit ihr haben, wo wir entweder Spiele spielen oder auch einfach mal einen Film schauen. [...] das ist [...] unser Pizza-Abend. [...] weil wir einfach auch wichtig finden, dass sie auch ein bisschen auf ihre Kosten kommt (.) mein Mann versucht sich auch Zeit zu nehmen, [...] um zu lernen mit ihr. gerade Mathe. [...] oft, wenn sie von der Schule heimkommt (.) setzt sie sich zu mir hin und erzählt und [...] teilt so ihr Herz, was sie grad so beschäftigt« (Magdalena 00:33:21-5).

Durch das attraktive Extraprogramm mit Gesellschaftsspiel, Pizza und Film bleiben die Pflegeeltern in positivem Kontakt mit ihrer Pflege Tochter. Auch Michèle beschrieb, dass sie sich als Eltern abends bewusst Zeit nehmen, wenn die kleinen Kinder im Bett seien, um mit den »Grossen noch am Tisch [zu] hocken«. Für sie sei das dann wichtiger als noch unerledigte Hausarbeiten zu machen (01:08:19-6). Und auch die Pflegemutter Nicole räumt bewusst am Abend Zeit ein, für eine ungestörte »Frauenrunde« mit der eigenen und der Pflege Tochter:

»mein Mann geht manchmal eher früh ins Bett. und ich bin dann manchmal noch mit den Grossen hier, wenn dann so alle kleinen Drei im Bett sind (.) und dann trinken wir noch einen Tee zusammen und schwatzen. und [Verlieben] ist natürlich jeden Tag fast ein Thema« (Nicole 01:21:44-5).

In dieser Runde schafft die Pflegemutter mit Ruhe und Tee eine Atmosphäre, um auch Intimes der Teenager zu erfahren. Damit erhält sie die Möglichkeit zur Einflussnahme und Erziehung zu einem »gottgefälligen Leben«, die ihr, wie oben in Kapitel 10.1.2.1 »Bewusste Wertevermittlung« ausgeführt, sehr wichtig ist. Gleichzeitig fühlen sich die Ju-

gendlichen offensichtlich wohl und gut aufgehoben, wenn sie an diesem abendlichen Zusammensein aktiv teilnehmen.

Sich Zeit zu nehmen, um bewusst Einfluss auf die Kinder auszuüben, wird auch in Bezug auf jüngere Kinder praktiziert. Karin beispielsweise nimmt sich abends Zeit, um mit ihrer achtjährigen Pflgetochter »gewisse Sachen auf[zuarbeiten«. Das habe sie schon mit ihren eigenen Kindern so gemacht, erklärte sie:

»abends ist einfach diese spezielle Zeit, nur für uns. und dann [...] gewisse Sachen aufarbeiten. oder, mitten im Buch kommt etwas völlig anderes. [...] das kann etwas von der Schule sein oder: [...] "wann kommt das Mami wieder einmal?" [...] das habe ich mit unseren schon gemacht. am Abend ist man einfach zusammen gewesen. unseren schon diese Bücher vorgelesen. manchmal hat dann eines gesagt: "Mueti, hast du noch Zeit für mich?" oder, den Tag aus, im Gewühl, [...] das ist viel zu viel« (Karin 00:16:22-5).

In der Formulierung »nur für uns« steckt eine Exklusivität. Indem sich die (Pflege-)Mutter bewusst und regelmässig Zeit für die Anliegen der Kinder nimmt, zeigt sie ihre Anteilnahme, ihre Zuneigung und gibt ihnen einen Stellenwert in der Familie. Diese Anerkennung erfolgt in der positiven Rahmung des abendlichen Vorlesens in ruhiger Atmosphäre, die die Pflegemutter gleichzeitig zur »Aufarbeitung« nutzt. Das Pflegekind fühlt sich offensichtlich wohl und teilt Karin seine ihre Sorgen mit. Durch die bewusste Rahmenschaufung fördert die Pflegemutter diesen Schritt und kann dabei Einfluss nehmen.

Familienzeit ist das Gefäss, welches zur Weitergabe von Werten, zur Erziehung zu einem ›gottgefälligen Leben‹ genutzt wird. Eine Pflegemutter schilderte, wie sie unabhängig vom institutionalisierten Gottesdienst, den die Familie »nicht sehr regelmässig« besuche, ihre Religiosität »am Abend« in der Familie vermitteln und praktizieren würden. Die Familienzeit als Ersatzhandlung für den institutionellen Kirchgang kommt in der Formulierung »zwar [...] aber« zum Ausdruck:

»wir sind gläubig (.) wir gehen, nicht sehr regelmässig zwar, in eine Kirche, aber wir tun dann viel am Abend einfach- (.) der Mann spielt Gitarre (.) dann hocken wir hier (.) alle zusammen (.) und tun ein bisschen Lieder singen. [...] wir machen sehr viel (.) entweder hören wir Musik oder machen zusammen Musik. und wenn du so zusammen Musik machst (.) das bringt dich halt dann sehr fest auch wieder zusammen. es ist einfach so (.) zusammen am Tisch noch ein Spielchen machen am Abend oder sowas« (Michèle 01:17:48-9).

Im Zusammensein als Familie findet folglich die Erziehung zu einem ›gottgefälligen Leben‹ statt. Diese fliesst in den Tagesablauf ein und bedient sich dem attraktiven Medium Musik. Das gemeinsame Musizieren oder Musikhören sowie das Spielen von Gesellschaftsspielen stärkt den familiären Zusammenhalt. Gleichzeitig ist davon auszugehen, dass die Musik christlichen Inhalt vermittelt oder zur Lobpreisung dient, da Michèle diese Praktik als Alternative zum regelmässigen Kirchgang anführt. Das Vorleben und die Positivsetzung von religiösen Inhalten sind hier die elterliche Herangehensweise. Diese besteht auch in der Teilnahme an einem christlichen Musical-Projekt, das Michèles Ehemann als »Familienprojekt, wo wir auch wirklich als ganze Familie dabei gewesen sind (.) also die Kinder haben wir schon in der Tragtasche mitgenommen« (00:56:42-0) bezeich-

net. Die Pflegefamilie beteiligt sich so gemeinsam an einer Freizeitaktivität, die durch die evangelikale Gemeinschaft organisiert ist.

10.2.2 Vorbild

Die Befragten erzählten, wie sie selbst ein ›gottgefälliges Leben‹ führen und berichteten von Alltagssituationen, in denen sie dieses ihren Pflegekindern vorleben. Auch Gemeindegliedernde setzen ihre Vorbildfunktion ein, um den Nachwuchs zu einem ›gottgefälligen Leben‹ anzuleiten.

Dies wird zum Beispiel in der Erwähnung deutlich, dass Sämi bewusst zum »Jungpastor, de[m] Sohn vom Pastor«, in die Jugendgruppe eingeteilt (Sämi 00:49:12-0), das heisst einem Gruppenleiter zugeordnet wird, von dem aufgrund des Rangs seines Vaters als Pastor angenommen wird, dass er sehr gut in den Glaubensinhalten geschult ist und entsprechend als Vorbild dienen kann.

Die Vorbildfunktion ihrer Pflegeeltern beschrieb das ehemalige Pflegemädchen Muriel, die stark im Glauben verwurzelt ist, anhand des täglichen Praktizierens religiöser Rituale:

»das habe ich eigentlich mega genossen, so auch dürfen kennenlernen "hey (.) woah, diesem Gott kann man ganz anders begegnen. man kann laufen und beten, man kann schreien und beten, man kann singen und bet-" also wirklich (.) auch so wie, ich bin so wie ich gerade bin (.) dort wo ich bin (.) Gott hört immer zu, wenn du ihn suchst. [...] konkret hat das ausgesehen: eben (.) ein Kaffee am Morgen und dann wie die Bibel ist daneben gewesen (.) oder am Abend, hast du sie [die Pflegeeltern, d. A.] noch mega lange gehört im Zimmer reden und wo du dann auch gewusst hast, jetzt beten sie zusammen und tun den Tag segnen und bedanken sich für den Tag« (Muriel 00:36:37-1).

Das Beten, die Danksagung, das Segnen und Paar-Gespräch mit Gott, welche ihre Pflegeeltern für die Pflegekinder sichtbar praktizieren (vgl. Kapitel 10.1), beeindruckt Muriel, wobei das für sie überzeugendste Geschehen die Durchdringung des Alltags mit unterschiedlichen Gebetspraktiken ist.

In den Interviews berichteten Pflegeeltern, dass sie sich selbst um ein ›gottgefälliges Leben‹ bemühen. Damit leben sie ihren Pflegekindern authentisch vor, woran sich diese orientieren können. Eine Pflegemutter meinte beispielsweise:

»wir leben gewisse Sachen vor. ja, aber was sie [die Pflögetochter, d. A.] damit macht, muss sie nachher herausfinden« (Magdalena 00:28:31-6).

In diesem authentischen Vorleben eines ›gottgefälligen Lebens‹ sieht die Frau zwar einen möglichen Orientierungsrahmen der Pflögetochter, dem jedoch keine Forcierung in ein bestimmtes Werteschema inhärent sei und es dem Kind überlassen bleibe, »was sie damit macht«. Das authentische Vorleben ohne bewusste Prägungsabsicht zeigt sich auch in der Schilderung eines Pflegevaters, der das lösungsorientierte Austragen paarinterner Konflikte vor den Pflegekindern als Lernfeld für diese interpretiert:

»[wenn] Gisela und ich irgendeine Diskussion [...] oder irgendeinen Konflikt oder etwas ist, und du den dann zusammen löst (.) dann lernen die [Pflegekinder, d. A.] auch etwas« (Ruedi 00:33:17-9).

Authentisches Vorleben wird von Ruedi als erzieherische Methode beschrieben. Durch die verwendeten Ausdrucksweisen »vorleben« und »dann lernen die« sind die erzieherische Absicht in einer generationalen Ordnung und Hierarchie zwischen Pflegeeltern und Pflegekind ersichtlich. Die Vorbildhaftigkeit der Pflegeeltern ist dabei gesetzt. Deutlicher heben andere Aussagen das erzieherische Verhalten als bewusstes Vorleben eines ›gottgefälligen Lebens‹ heraus. Magdalena schilderte zum Beispiel sehr konkret, wie sie ihren (Pflege-)Kindern im Alltag ein ›gottgefälliges Leben‹ vorzuleben »versucht«:

»ich versuche es. [Nächstenliebe, Dankbarkeit, Glücklich-Sein, Arbeitsamkeit, d. A.] vorzuleben (2) mit Betonung auf ›versuchen‹. [...] wenn alle schlecht drauf sind, zu sagen: "hey wisst ihr was? jetzt hören wir Musik (.) die fröhlich ist und tanzen mal eine Runde (.) und dann sieht die Welt schon ganz anders aus." [...] das hilft mir, und das hilft den Kleinen« (Magdalena 01:18:34-4).

Durch eine Alltagspraxis wie »fröhlich[e] [Musik] hören [...] und tanzen« versucht die Pflegemutter, die negative Stimmung in der Familie zu überwinden. Sie zeigt damit ihre Bemühung um den Wert des ›Glücklichseins‹ (siehe Kapitel 8.5.2) und leitet ihre Kinder in einer möglichen Technik dazu an. Gleichzeitig wertet sie ihre erzieherische Methode als »[V]ersuch[...]« und gibt sich damit bescheiden. Die Betonung ihrer eigenen Imperfektion lässt den Wert der Bescheidenheit und Demut erkennen (vgl. Kapitel 8.5.3). Die Pflegemutter räumt im Interview also ihr mögliches erzieherisches Scheitern ein, gibt sich bescheiden und demütig, was sie möglicherweise auch den (Pflege-)Kindern gegenüber tut und dadurch wiederum vorbildhaft im Sinne eines ›gottgefälligen Lebens‹ handelt. Ihre Vorbildfunktion setzen auch jene Pflegeeltern ein, die abends gemeinsam mit den (Pflege-)Kindern Musik christlichen Inhalts machen (Michael 01:22:25-9, Michèle 01:16:04-2). Und mit Nicole erwähnte eine weitere Pflegemutter ihre Vorbildhaftigkeit im »gesunden Umgang mit Medien«:

»jeden Sonntagabend mit ihr [dem Pflegekind, d. A.] und mit Solana [leibliche Tochter, d. A.] [...] Bildschirmzeit besprechen. [...] dann zeige auch ich meine Bildschirmzeit und mein Mann auch. [...] dass sie einen gesunden Umgang mit Medien haben. [...] bei der Hadjar, dort tun wir wirklich sehr auf Eigenverantwortung, [...] dann soll sie sich ihre eigene Meinung bilden« (Nicole 01:11:51-0).

Dabei ist gesetzt, dass die Pflegeeltern die als »gesund[...]« erachtete Zeit am Bildschirm verbringen und diese als Massstab für die Jugendlichen fungieren soll, wenn die Pflegetochter sich aufgrund dessen »ihre eigene Meinung bilden [soll]«. Eine andere Pflegemutter lebt den Kindern vor, für ihre Überzeugung einzustehen – auch entgegen anderen Ansichten. So schreibt sie Briefe von Hand und hält damit eine Kommunikationsform hoch, die »man heutzutage fast nicht mehr macht«, was die (Pflege-)Kinder teilweise übernehmen würden (Michèle 01:17:48-9). Oder sie besucht mit den (Pflege-)Kindern

eine Asylunterkunft, obwohl »viele dort, in diesem Dorf, ganz fest Mühe gehabt [haben]«, und bringt »Popcorn [...] Ballone und einen Ball« mit und zu Sankt Nikolaus »Mandarinen und Nüsse«. Über Wochen hätten sie die Menschen in der Asylunterkunft besucht und Ball und Verstecken gespielt (Michèle 00:10:09-8). Damit demonstriert die Pflegemutter dem Nachwuchs Nächstenliebe und Barmherzigkeit (siehe Kapitel 8.4), vor allem aber, für die eigene Überzeugung einzustehen.

Häufig erwähnt wird die Arbeitsamkeit der Pflegeeltern (Kapitel 8.5.3.3), zu der die Pflegekinder durch das Vorleben animiert werden sollen, was nicht immer ein einfaches Unterfangen zu sein scheint. Der Pflegevater Michael beschrieb es so:

»ich frage sie schon (.) ob eben eins [heuen oder holzen] helfen kommt. und manchmal brauchts ein bisschen Überzeugung, aber im Normalfall (.) sagt eins [...]: "ich komme gern helfen"« (Michael 01:02:16-0).

Michael scheint mit seinem Vorbildcharakter des arbeitsamen Mannes zwar »im Normalfall« Erfolg zu haben, erwähnt aber seine Überzeugungsarbeit, die er zuweilen zusätzlich leisten müsse.

In den ausgeführten Beispielen von Pflegeeltern, die Aspekte ihres »gottgefälligen Lebens« authentisch vorleben oder bewusst als Vorbild nutzten, ist die positive Setzung zentral. Dies beginnt bereits damit, dass die Hierarchie und die generationale Ordnung als Orientierungsrahmen und damit als Halt gebend interpretiert werden. Mit Arbeitsamkeit geht persönliche Zufriedenheit, Wohlstand und familiäres Glück einher, mit Nächstenliebe und Barmherzigkeit der Nimbus der Grosszügigkeit, Einstehen für die eigene Überzeugung bedeutet Mut und Autonomie, das Offenlegen der eigenen Bildschirmzeit ist mit Ehrlichkeit konnotiert und die dadurch demonstrierte Mässigung macht unangreifbar. Im eingestandenen Bemühen zeigen sich Bescheidenheit und Demut, die als Gegenteil von Hochmut gelesen werden können. Durch Musik und Tanz werden individuelles Glück und ein positives Gemeinschaftsgefühl angestrebt. Ein »gottgefälliges Leben« bringt in der Darstellung der Pflegeeltern vielseitige Vorteile mit sich, die auch den Pflegekindern zuteilwerden sollen. Allfällige Einschränkungen, negative Aspekte oder Ambivalenzen im Hinblick auf gewisse Teilbereiche eines »gottgefälligen Lebens« werden ausgeblendet. Ein »gottgefälliges Leben« ist in den Darstellungen der evangelikalen Pflegeeltern positiv.

10.2.3 Bewusste Gesprächsführung

Die Werte des »gottgefälligen Lebens« werden vorgelebt, bewusst durch Gespräche in der Familie wie in der Gemeinschaft thematisiert sowie an Alltagssituationen und Lebensfragen gespiegelt (siehe auch Kapitel 10.1.2). So wird in Jugendgruppen in bewussten Gesprächen auf die erzieherischen Inhalte hingearbeitet: »dort wird nochmal krass diese Botschaften auseinandergenommen« (Sämi 00:49:12-0), berichtete das ehemalige Pflegekind Sämi die intensive Auseinandersetzung mit Bibeltexten, wobei er an einer anderen Stelle darlegte, wie überfordert er als junger Teenager mit dem Thema »kein Sex vor der Ehe« war, die Botschaft aber dennoch aufnahm (Sämi 00:45:05-2). Weiter berichtet

das Pflegemädchen Melanie von den Gesprächen mit religiösen Inhalten, die ihre Pflegeeltern bewusst mit ihr führen:

»wir reden offen über Gott und lesen auch Sachen manchmal zusammen in der Bibel. und einfach darüber reden wir. [...] man sagt immer, man merkt uns sehr an, dass wir gläubig sind« (Melanie 00:13:20-1).

Glaubensbezüge werden in der Pflegefamilie aktiv thematisiert, während die Vorbildfunktion der Pflegeeltern als »gläubige« Christ:innen auf das Pflegekind wirkt, was offensichtlich auch Aussenstehenden nicht verborgen bleibt.

Durch eine bewusste Gesprächsführung versuchen die Pflegeeltern, ihre erzieherische Absicht zu erreichen. Es lassen sich drei Subformen der bewussten Gesprächsführung ausmachen: Pflegeeltern vermitteln erzieherische Inhalte durch die Thematisierung eines ›gottgefälligen Lebens‹ (Kapitel 10.2.3.1), durch Erklärungen, in denen ein Bezug zum ›gottgefälligen Leben‹ hergestellt wird (Kapitel 10.2.3.2) sowie durch werten-des Kontrastieren eines ›gottgefälligen Lebens‹ mit alternativen Lebensformen (Kapitel 10.2.3.3).

10.2.3.1 Thematisierung

Die befragten Pflegeeltern erwähnten, wie sie den christlichen Glauben oder Aspekte eines ›gottgefälligen Lebens‹ mit den Pflegekindern thematisieren. Das kann dann der Fall sein, wenn Pflegekinder Fragen stellen und die evangelikalen Pflegeeltern diese mit Bezug auf ihre religiösen Überzeugungen und ihre Weltsicht beantworten. Eine Pflegemutter formulierte es so:

»wir reden viel und offen mit ihr über dieses Thema [den Glauben, d. A.]. wenn sie Fragen hat, [...] da darf sie jederzeit kommen« (Magdalena 00:28:31-6).

Bewusste Gespräche, die durch Pflegekinder angestoßen werden, würden sich beim oder nach dem gemeinsamen Essen ergeben, erwähnte auch ein Pflegevater. Er habe das genutzt, um seine Einschätzung »mit diesem ganzen COVID-Durcheinander ((CH: Gsturm))« kundzutun (Ruedi 00:13:16-1). Seine Frau gab an, dass »ganz, ganz gute« und »sehr gute Gespräche« geführt würden, wenn Mitarbeitende oder Pflegekinder mit einem nicht-evangelikalen Hintergrund in der Pflegefamilie seien. Die Deutungshoheit haben dabei offenbar die Pflegeeltern inne, die die Gespräche überwiegend leiten, da sie sagte: »wir stellen Fragen (.) wir beantworten Fragen« (Gisela 00:47:06-2) und keine Antworten des Gegenübers erwähnt. Die Anschlussfrage der Interviewerin, was denn die Pflegekinder vor allem interessiere, blieb unbeantwortet. Stattdessen betonte die Pflegemutter wiederholt, dass die Teilhabe an religiösen Ritualen in der Pflegefamilie der Wahlfreiheit unterliegen würde. Ein Verhalten in der Interviewsituation, das als Ausweichmanöver gelesen wird und dann beobachtet werden kann, wenn die Thematik den Missionsauftrag betrifft (Kapitel 8.6).

Die Thematisierung eines ›gottgefälligen Lebens‹ kann durch Fragen der Pflegekinder angeregt werden. Pflegeeltern bringen Aspekte eines ›gottgefälligen Lebens‹ aber auch ohne explizite Frage durch das Pflegekind ein. Sehr konkret erläutert ein Pflegeva-

ter, wie er bewusst das Gespräch mit den Pflegekindern in den Alltag einbaut, um diesen seine »Weltsicht« nahe zu bringen:

»es ist kein Schalter. [...] es gibt nicht wie in der Informatik ne eins und ne null. da dauert's ein bisschen, bis man Kinder davon überzeugt, dass es [in unserer Weltsicht] noch andere Wege gibt, mit Sachen umzugehen. [...] da sind wir dankbar drüber, dass die Kinder, die wir haben, noch mit uns sprechen. [...] wenn die Kinder nicht mehr mit uns sprechen, oder, hat man keine Basis mehr, um sich auszutauschen (.) und da das noch der Fall ist, glaube ich, kann man so Themen immer wieder behandeln. immer wieder ansprechen, wenn das Kind offen dafür ist. [...] [das passiert] beiläufig, [...] sei es grad auf ner Autofahrt, [...] bei nem Essen, bei nem Unterwegs-Sein (.) oder auch, wenn das Kind nach Hause kommt von der Schule und grad den Bedarf- und dass man grad zusammen spricht. ne Runde mit dem Velo raus geht, was auch immer. also es gibt diverse Möglichkeiten« (David 00:46:12-9).

David betrachtet seine Überzeugungsarbeit als langwierigen Prozess, der nicht mit einer Kippschalterfunktion vergleichbar sei, denn »da dauerts ein bisschen, bis man Kinder davon überzeugt«. Dieser Vorgang beruhe grundlegend auf der Akzeptanz und Offenheit der Pflegekinder. Offensichtlich geht er davon aus, dass Pflegekinder die Thematisierung eines »gottgefälligen Lebens« irgendwann ablehnen könnten, was sich in der Aussage, dass »die Kinder, die wir haben, noch mit uns sprechen«, manifestiert. Diese Annahme mag auf der eigenen biographischen Erfahrung, jener von Bekannten und dem Wissen um eine gewisse Penetranz, die Ablehnung provozieren kann, beruhen. Der Pflegevater demonstriert seine erzieherische Vehemenz, indem er beim Autofahren, »Unterwegs-Sein«, nach der Schule zu Hause und beim gemeinsamen Velofahren das »gottgefällige Leben« gegenüber dem Pflegekind wiederholt anspricht. Ganz deutlich tritt in diesem Zitat die Prägungsabsicht (Kapitel 10.1.2) und zugleich das globale religiöse Verhalten (Kapitel 10.1.1) zutage.

Die bewusste Gesprächsführung ist für den Pflegevater Michael *das* probate Mittel, um seine erzieherischen Ziele zu erreichen, er nennt es »auf einen grünen Zweig [kommen]«. Es ist ein Lösungsweg, den er im gesamten Interview bei Herausforderungen einzuschlagen angibt:

»wir erleben unsere [Teenie-, d. A.] Kinder von dem her sehr offen. [...] es wird sehr viel am Tisch oder dann unter vier Augen diskutiert. [...] das ist so ein bisschen unsere Regel, dass man wirklich miteinander darf und soll auch über Sachen reden können. genau (.) dass man Sachen nicht verheimlichen muss und dann (2) ja (.) habe ich das Gefühl (.) dann kommt man auch irgendwo auf einen grünen Zweig« (Michael 00:26:49-4).

Die Pflegeeltern legten Wert darauf, dass im Familienverband »am Tisch« oder im Einzelgespräch »unter vier Augen« alle anstehenden Themen der Jugendlichen besprochen würden, Michael bezeichnete es sogar als »Regel«. Damit benennt er die Erwartungshaltung in der Pflegefamilie, alles zu erzählen, die zwar als Vertrauenssituation gelesen werden kann, in der »man Sachen nicht verheimlichen muss«, deren Druck zur Offenheit aber auch konträr wirken kann. Seines Erachtens jedoch sind die »Kinder [...] sehr offen« und diese Form der Einflussnahme folglich wirksam.

Beiden Aussagen dieser Pflegeväter ist die Sorge inhärent, dass sie ihre (Pflege-)Kinder nicht gänzlich kontrollieren können und dass ihnen diese im bewussten Gespräch etwas verheimlichen oder dieses ganz verweigern könnten. Es zeigt sich folglich ein kontrollierendes Verhalten durch die bewusste Gesprächsführung mittels Thematisierung.

Die Thematisierung eines ›gottgefälligen Lebens‹ als Form der bewussten Gesprächsführung kann zusätzlich an einer Stelle in einem Interview gezeigt werden, die auf eindrückliche Weise den Kontrollanspruch eines Pflegevaters darlegt. Dieser wickelt sogar in der Interviewsituation sein Schema der Überzeugungsarbeit ab und versucht, die Interviewerin zu einem Gespräch über Jesus zu animieren. Er scheint viel Erfahrung damit zu haben und eine sehr gute Vorstellung davon, wie und wann sich ein Gegenüber für die Thematik begeistern kann. Zum einen beeinflusst das Alter, das religiöse Vorwissen und eine allfällige »Negativprägung« durch Religionsunterricht die Aufnahmebereitschaft, zum anderen attestiert er allen Kindern eine grundsätzliche Neugierde, durch die sie ein Interesse am »Glauben« haben könnten:

»R: dieser Bub, [...] der hat nicht ein einziges Mal von Gott oder von Jesus gehört. [...] bei uns beten wir halt am Tisch. und dann fragen sie natürlich. dann sagt man auch ein bisschen, erteilt Auskunft. [...] wenn sie fragen und reden dann, beantwortet man diese Frage auch. [...] die meisten Kinder sind neugierig. [...] aber dann irgendwann, so mit vierzehn, fünfzehn hört das eben auf. also, wenn sie bis dann ein bisschen etwas vom Glauben gehört haben (.) dann haben die noch ein bisschen Interesse. [...] plötzlich (.) sind sie schon ein bisschen erwachsen und vielleicht sogar Negativprägungen von der Schule [...] oder Unterweisung oder vom Kirchenunterricht.

I: also kannst du es so ein bisschen erzählen, wie dann das ist, was die fragen?

R: [...] warum betet man, oder [...] Gott kennen sie oft schon noch, weil wer Jesus gewesen ist (.) das kennen sie- also, wie hast du es? kennst du Jesus, oder bist du eh. schon?

I: aha ich? ja ja ja, klar, ich bin reformiert. ja.

R: also denn ((CH: j::u)) ((einatmen)) ä:hm dann dann ergeben sich diese Fragen automatisch [...] "wer ist der Jesus gewesen?" dann kannst du natürlich ein bisschen etwas erzählen. was der für ein Leben gehabt hat, ist ja dokumentiert. [...] das heisst ja, dass der Glauben wäre schon etwas Attraktives. aber wenn natürlich [...] fast nirgends mehr Glauben gelebt wird, oder diese Prinzipien oder diese Werte, [...] seien jetzt das Die Zehn Gebote-. die Bibel ist ja eine Lebenshilfe eigentlich. wenn das halt nirgends thematisiert ist, dann wissen sie es auch nicht« (Ruedi 00:29:00-7).

Im Erzählfluss über Pflegekinder, die Jesus noch nicht oder nicht genügend kennen, nimmt Ruedi einen Rollenwechsel vor. Er stellt erstens der Interviewerin eine persönliche Frage und verlässt damit seine Rolle als Befragter. Zweitens kann das Vorgehen als Einstieg in eine Lektion zu Jesus und christlichem Glauben verstanden werden. Als Interviewerin reagiere ich überrascht und ziehe mich schnell auf sicheres Terrain zurück, indem ich meine reformierte Konfessionszugehörigkeit nenne und damit glaubhaft vermittele, über Jesus Bescheid zu wissen, was Ruedi akzeptiert und seine Rolle als Befragter wieder annimmt. Der Pflegevater veranschaulicht damit, dass er unter »ein bisschen [sagen]«, »Auskunft [erteilen]« und »ein bisschen etwas erzählen« nicht nur versteht, Fragen zu beantworten, sondern auch das Thema des »Glaubens« aktiv zu initiieren. Durch ein geschicktes Verweben von Vorleben, das bei Pflegekindern zu Irritation

und in der Folge zu Fragen führen kann, Auskunft erteilen, aber auch dem bewussten Aufwerfen von Fragen und damit der aktiven Thematisierung des »Glaubens«, gelingt es dem Pflegevater, die religiöse Weltanschauung an die Pflegekinder zu vermitteln. Zumindest ab und an begeistern sich diese in der Folge für den christlichen Glauben, wie er erzählte (Ruedi 00:29:00-7).

Die Thematisierung eines »gottgefälligen Lebens« wenden Pflegeeltern an, um die Pflegekinder und Aussenstehende wie Mitarbeitende oder die Interviewerin von ihrer Weltsicht zu überzeugen oder diese zumindest für sie zu sensibilisieren.

10.2.3.2 Erklärungen

Evangelikale Pflegeeltern ziehen vielschichtige Erklärungen aus einem »gottgefälligen Leben« und fundieren damit ihr Handeln oder ihre Ansprüche an sich selbst und die Pflegekinder. Dazu gehören auch Erklärungen, weshalb sie sich für die Aufnahme eines Pflegekindes entscheiden. Diese Erklärungen können grundlegend die Lebensführung betreffen, wobei die Bibel als »Lebenshilfe« dienlich sei, wie ein Pflegevater sagt:

»der Glaube wäre schon etwas Attraktives [...] die Zehn Gebote, die Bibel ist eine Lebenshilfe. [...] wenn das nirgends thematisiert ist, dann wissen sie es auch nicht« (Ruedi 00:29:00-7).

Ruedis schlichtes Fazit ist im Grunde eine Gesellschaftsdiagnose. Gemäss dieser fehle überall, auch Pflegekindern, durch mangelnde Kenntnisse der christliche »Glaube« und die Bibel als »Lebenshilfe«. Diesen Mangel versucht der Pflegevater, durch eine bewusste Gesprächsführung und Thematisierung auszugleichen (Ruedi 00:29:00-7). Andere Erklärungen sind konkreter und sehen Arbeitsamkeit und Nächstenliebe als zielführende Verhaltensweisen an. Eine Pflegemutter beschrieb, wie sie ihrer Pflgetochter gegenüber bereits in jungen Jahren erkläre, dass nur durch Arbeitsamkeit ein »schön[es] [Familienleben]« und die Möglichkeit zum »Nehmen und [...] Konsumieren« gegeben sei (Karin 00:27:36-6). Und ein Pflegevater erläuterte, wie in der Familie durch gegenseitige Kompromiss- und Vergebungsbereitschaft als Formen von Nächstenliebe Konflikte bewältigt würden:

»gibt auch bei uns in der Familie zwischendurch Konflikte (.) da muss man einfach darüber reden (.) und irgendwo auch bereit sein (.) einander vergeben zu können und miteinander einen Weg zu finden« (Michael 00:12:15-1).

Weiter erklären Pflegeeltern ihre Motivation zu einem Pflegeverhältnis mit einem »gottgefälligen Leben«. Die Pflegeeltern nennen drei Gründe für die Aufnahme eines Pflegekindes an: Ein Pflegeverhältnis kann als Auftrag Gottes, als Beitrag zur traditionellen Familie und als Akt von Nächstenliebe und Barmherzigkeit erklärt werden. Die erste Erklärung, die Aufnahme eines Pflegekindes als Auftrag Gottes, wobei das Vertrauen in Gott die notwendige Unterstützung für Krisen und schwierige Zeiten biete, ist in Kapitel 8.1.2 ausgeführt. Pflegeeltern können sich zweitens durch traditionelle Familienwerte zur Aufnahme eines Pflegekindes motiviert sehen. Gisela erzählte beispielsweise, wie sie und ihr Mann kurz nach der Hochzeit, bei der beide bereits einiges über 40 Jahre alt wa-

ren, und keine leiblichen Kinder mehr in Betracht gezogen haben, dennoch eine Familie mit Kindern angestrebt haben:

»dass wir einfach ein Kind gekriegt haben, das war wirklich ganz speziell. wir wussten (.) das ist richtig so (.) also wir haben das gar nicht so viel überlegt, sondern wir wussten einfach, als quasi junges Ehepaar (.) wir wollen Menschen aufnehmen, die Platz am Tisch brauchen und die Platz im Haus brauchen. und das hatten wir« (Gisela 00:02:37-9).

Ohne »viel [zu] überleg[en]«, ist das Paar davon überzeugt, dass »ein Kind [zu] krieg[en]«, »richtig ist«. Darin zeigt sich die mentale Repräsentation eines Familienideals, bei dem eine Familie durch die Ehe gegründet und mit Kinderkriegen vervollständigt wird. Pflegeelternschaft kann also durch ein traditionelles Familienbild motiviert sein. So kann die Aufnahme eines Pflegekindes als ein gemeinsames ›Projekt‹ der Pflegeeltern erklärt werden, wodurch die Ehe gefestigt werde. Das zeigt sich in der Formulierung oben »wir wussten [...] wir wollen« und kommt ganz deutlich in der Aussage einer anderen Pflegemutter zum Ausdruck:

»das schweisst einem auch zusammen, wenn man als Ehepaar so eine Aufgabe (.) übernimmt. also das ist, wie wenn man zusammen ein Geschäft hat, oder so. das ist sicher manchmal auch herausfordernd. [...] ich habe mir das eigentlich gewünscht, eine Aufgabe, die wir so zusammen führen können. und uns tut das gut« (Nicole 00:11:11-5).

Die Frau sieht das Pflegeverhältnis als gemeinsam zu bewältigende »Aufgabe« und Herausforderung, die das Paar bestärke. Wie Gisela, so sucht auch Nicole dieses ›Ehe-Projekt‹ aktiv. Diese Begründung für ein Pflegeverhältnis fusst folglich in der Vorstellung einer funktionierenden Ehe. In der Aussage findet sich zudem der Vergleich von Pflegeelternschaft mit einer Geschäftsführung. Nicole lässt darin erkennen, dass sie einen professionellen Anspruch hat und sich als Managerin der Pflegefamilie versteht, worin wiederum der Wert der Arbeitsamkeit auftaucht (Kapitel 8.5.3.3). Gleichzeitig ist damit ihre Mutterrolle gesetzt. An anderer Stelle verdeutlicht sie dies, indem sie ihren ausgeprägten Wunsch nach Mutterschaft beschreibt und Pflegemutterschaft zur Alternative und als Berufersatz (Nicole 00:11:11-5) erklärt:

»ich hätte eigentlich gerne nochmal ein eigenes mehr gehabt. oder vielleicht auch zwei, je nach dem. und mein Mann hat aber von Anfang an gesagt: "nein. also (.) das sei für ihn jetzt kein Thema mehr." [...] bevor wir drei gehabt haben (.) habe ich schon gewusst, das wird nie- wir werden nicht fünf oder sechs eigene haben. [...] ein Pflegekind, [...] das ist für ihn wie in Frage gekommen« (Nicole 00:06:24-2).

Allen diesen Beispielen liegt das traditionelle Familienbild als Erklärung für ein Pflegeverhältnis zugrunde (Kapitel 8.2.1.2). In der oben stehenden Aussage von Gisela ist zudem die dritte Herleitung von Pflegeelternschaft aus einem ›gottgefälligen Leben‹ inhärent. Wenn das Pflegeelternpaar »Menschen, [...] die Platz am Tisch brauchen und die Platz im Haus brauchen [aufnehmen]« will, zeigen sie sich barmherzig. Barmherzigkeit

und Nächstenliebe – als dritte Herleitung aus einem ›gottgefälligen Leben‹ – zeigen sich zudem in der Interviewpassage eines weiteren Pflegevaters:

»wir sind Christen, also wir lesen die Bibel. Das ist unsere Grundlage. wir haben den Menschen lieb und unsere Aufgabe haben wir zumindest darin gesehen, ein Pflegekind aufzunehmen. deswegen machen wir das« (David 00:07:22-3).

Die Aufnahme eines Pflegekindes wird als Akt der Nächstenliebe erläutert, der wiederum als in der Bibel formulierten Auftrag erklärt wird.

In diesen zahlreichen Erklärungsansätzen und den drei Erklärungen der Motivation zum Pflegeverhältnis sind das ›gottgefällige Leben‹ mindestens in einzelnen Aspekten leitend.

10.2.3.3 Wertendes Kontrastieren

Pflegeeltern können neben dem Thematisieren und Erklären Pflegekinder im bewussten Gespräch zu einer Einschätzung und Beurteilung einer Fragestellung in Hinblick auf ein ›gottgefälliges Leben‹ herausfordern. Sie tun dies, indem sie in einer kontrastierenden Darstellung ihre eigene Wertung, auch subtil, einfließen lassen. Zuweilen wenden sie dazu Suggestivfragen an. Ziel dieses wertenden Kontrastierens ist die Überzeugung der Pflegekinder von einem ›gottgefälligen Leben‹. Die dichotome Darstellungsweise des Kontrastes bevorzugt die Lebensweise der Pflegeeltern, wobei aber vorgeblich die Pflegekinder frei entscheiden können, welche Wertung sie vornehmen. Dieses Vorgehen soll anhand von vier Beispielen ausgeführt werden. Im ersten Beispiel wird die christliche Nächstenliebe der kulturell bedingten Unversöhnlichkeit des muslimischen Pflegekindes gegenübergestellt. Im zweiten Beispiel vergleicht dieselbe Pflegemutter das ›distanzierte‹ muslimische Ehemodell der Schwester der Pflégetochter mit jenem ›freundschaftlich verbundenen‹ der evangelikalen Pflegeeltern. Im dritten Beispiel wird die ›kindgerechte‹ Pflegefamilie mit der Herkunftsfamilie ›auf Abwegen‹ verglichen und das vierte Beispiel kontrastiert die christliche, Mut zusprechende Pflegemutter mit dem angsteinflössenden, muslimischen Herkunftsvater.

Im Austausch mit ihrer Pflégetochter, die praktizierende Muslima ist, nutzt Nicole Alltagssituationen, um im bewussten Gespräch ihre an christlichen Werten orientierte Handlungsweise zu demonstrieren. Auf die Frage nach dem innerfamiliären Umgang mit der unterschiedlichen Religionszugehörigkeit zwischen Pflegekind und -familie bringt die Pflegemutter ein Beispiel, das eine wertende Kontrastierung enthält:

»wir haben eine Situation erlebt, als unsere Nachbarn uns mega mit Vorwürfen überschüttet haben (.) dass wir zu laut seien. [...] drei Tage später hat [der Nachbar] Geburtstag gehabt. und dann habe ich eine Karte geschrieben und habe gesagt: "ich bringe noch ein Geschenk rüber." [...] wo sie [die Pflégetochter, d. A.] dann sagt: "nein, da musst du jetzt wütend ((CH: hässig)) sein mit ihm. du darfst ihm nicht mehr hallo sagen [...]." wo ich so merke, ihre Kultur @was sie für Prägungen hat, und meine Überzeugung, dass es auch andere Wege gibt, die vielleicht unterstützenswerter sind@ [...] dann frage ich sie auch ein bisschen kritische Fragen: "[...] vielleicht hat er ja recht, und @wir sind viel zu laut (.) vielleicht hatte er ja fünf Jahre lang jetzt nichts gesagt, weil er grosszügig ist." @(.).@ spannende Diskussionen« (Nicole 00:52:58-2).

Nicole unterstellt der Pflgetochter eine andere »Kultur« und »Prägungen«, da diese in der Konfliktsituation anders auf den Nachbarn reagieren würde. Ein solches Verhalten einer Jugendlichen könnte schlicht als unreif aufgefasst werden, die evangelikale Pflegemutter konstruiert jedoch ein Belegbeispiel von kultureller und religiöser Differenz, die sie umgehend wertet, indem sie ihre »Überzeugung, dass es auch andere Wege gibt, die vielleicht unterstützenswerter sind« anführt. Diese Aussage ist lachend gesprochen, was dahingehend gelesen werden kann, dass Nicole um die Schärfe weiss und diese so abzumildern versucht. Dies ist eine Lesart, die zusätzlich durch das »vielleicht« gestützt wird. Im Lachen wird zudem deutlich, dass Nicole es selbst nicht für plausibel hält, als Familie zu laut gewesen zu sein, dennoch wirft sie der Pflgetochter eine herkunftsbedingte inadäquate Haltung vor und nutzt die Situation, um ihr vorbildliches Verhalten, das sich an einem ›gottgefälligen Leben‹ orientiert, zu demonstrieren.

Das im Gespräch bewusste Einbringen einer wertenden Kontrastierung wird an einer weiteren Interviewpassage mit derselben Pflegemutter deutlich:

»[Hadjar] [hat] gefragt, ob sie einen Schweizer heiraten dürfte, oder wie denn das sei. von der Religion her und so. und dann haben wir mit ihr so ein bisschen darüber geredet und so ein bisschen Vor- und Nachteile, dass sie halt jetzt eben alleine hier ist und auch niemanden hat (.) ihre Nichte kann natürlich nicht gleich frei entscheiden, weil ihre Eltern hier in der Schweiz sind. und sie hat wie da jetzt viel mehr Freiheit, um ihren Weg dann so gehen, wie sie das möchte. [...] da sieht sie glaube ich schon auch grosse Unterschiede, weil sie bei ihrer Schwester (.) und bei uns [...] den Alltag so nahe miterlebt (.) gerade neulich habe ich sie gefragt: "wie ist denn das? [...] irgendetwas was dich belastet, kann denn deine Schwester das ihrem Mann sagen?" und dann hat sie gesagt: "nein, das erzählt sie ihm jetzt eher nicht. das gehört sich nicht so (.) dass man das dem Mann erzählt. das erzähle man eher einer Freundin." wo ich so merke, ja diese Haltung (.) als Ehepartner wollen wir uns beste Freunde sein und bleiben«, das ist wie nicht eine Haltung, die sie so kennen. und wo ich einfach denke, eben, sie erlebt wie beide Familien. und sieht bei beiden Vor- und Nachteile. und wird sich ihre eigene Meinung bilden« (Nicole 01:21:44-5).

Diese Stelle kann dahingehend interpretiert werden, dass die evangelikale Frau durch ihre Suggestivfrage absichtlich einen Keil zwischen das Pflgekind und seine Herkunftsfamilie treiben will und somit das Mädchen von einem ›gottgefälligen Leben‹ zu überzeugen sucht. Im erwähnten Gespräch wird – wie Nicole sagt, durch die Pflgetochter initiiert – das Thema Heirat aufgebracht und es werden »Vor- und Nachteile« abgewogen, worin sich die dichotome Weltsicht zeigt. Die Pflegemutter betont, Hadjar habe die Möglichkeit, »ihren Weg dann so [zu] gehen wie sie das möchte«. Sie hat also die Wahlfreiheit, da sie »alleine hier« sei und »niemanden hat«. Mit dieser Ausdrucksweise eröffnet sie die Möglichkeit, ihre eigene Position einzubringen. Hadjar als auf sich allein gestelltes Pflgekind, das im Gegensatz zu ihrer gleichaltrigen Nichte, die mit ihren Eltern ebenfalls in der Schweiz lebt, »viel mehr Freiheit« in Liebesdingen habe, solle die Vor- und Nachteile der Ehe nach »Haltung« abwägen. Mit einer Suggestivfrage greift die Pflegemutter wertend in diesen Prozess der »eigenen Meinung[s]bildung« ein, wobei sie die Ehe von Hadjars Schwester und ihre eigene einander gegenüberstellt. Nicole misst die beiden Ehemodelle erstens an der Herkunftskultur und zweitens am Vertrauen

respektive der Freundschaft, die sich die Eheleute entgegenbringen würden, wobei das evangelikale Modell klar als überlegen dargestellt wird.

Eine andere Pflegemutter versucht, durch das bewusste Gespräch das Pflegekind im Navigieren zwischen Herkunfts- und Pflegefamilie zu unterstützen, wendet dabei jedoch das wertende Kontrastieren an. Sie baut eine Dichotomie zwischen der Pflege- und der Herkunftsfamilie auf, bei der die Pflegefamilie gut und die Herkunftsfamilie schlecht wegkommt, wobei dem Pflegekind das Finden des eigenen Weges obliege:

»viele Kinder haben [...] das Gefühl (.) "wenn ich's ganz anders mache, dann verletze ich meine Eltern." (2) und dann laufen sie fast ein bisschen Gefahr (.) in das reinkommen. [...] sie dürfen sich zu den Eltern zugehörig fühlen und sollen auch. und gleichzeitig darf man auch sagen: "das finde ich nicht cool." [...] ich mache auch nicht alles richtig. es gibt nicht die perfekten Eltern. [...] wenn sie mich fragen kommen: (2) "also, meine Mutter raucht öfters in der Wohnung. (2) mein kleiner Bruder darf schon alles gamen (.) auch wenn's erst ab 16 ist und so (.) gell (.) das ist nicht gut?" (.) dann habe ich immer gesagt gehabt: "ich finde das nicht gut (.) wegen dem und dem (.) aber, [...] es gibt nicht immer (.) ein ›Gut‹ und ein ›Schlecht‹. [...] alle machen Fehler. [...] jeder muss für sich einen Weg finden (.) auch du musst das mal." [...] sie kommen nicht einfach grundsätzlich von einem schlechten Ort. meistens sind's ja Umstände, wo so viel aufeinander getroffen ist« (Michèle 00:49:32-6).

Die Pflegemutter bringt ihr dichotomes Weltbild als Denkmuster mit den Begriffen »richtig«, »ein ›Gut‹ und ein ›Schlecht‹«, »perfekt[...]« und »Fehler« zum Ausdruck. Indirekt zeigt sich dieses darin, dass sie für sich selbst zwar eingesteht, »nicht alles richtig« zu machen und konstatiert, es gäbe »nicht die perfekten Eltern«, gleichzeitig aber keinen eigenen Fehler konkret benennt – wobei sie sich durch das Eingeständnis ihrer Imperfektion als reflektiert und damit vorbildlich darstellt. Die Herkunftseltern jedoch werden ausschliesslich negativ bewertet und entsprechende konkrete Beispiele gegeben. Von ihnen gehe die »Gefahr« aus, dass ihre Kinder »in das reinkommen« (»das« wird hier als ›Leben auf Abwegen‹ aufgefasst), sie sind nicht immer »cool«, machen »nicht alles richtig« (das zeigt sich im »auch« ihrer Selbstreflexion), sind »nicht die perfekten Eltern«, »rauchen in der Wohnung«, lassen junge Kinder rechtswidrig »schon alles gamen«, verhalten sich »nicht gut«, »machen Fehler«, sind – zwar nicht »grundsätzlich«, aber dennoch – ein »schlechte[r] Ort«. Michèle vollzieht ein wertendes Kontrastieren und überlässt schliesslich den Pflegekindern die Wahl, welchen »Weg« diese einschlagen wollen. Durch einen bemerkenswerten Dreh versucht sie, den Pflegekindern den ›Spagat‹ zwischen den ›zwei Welten‹ zu ermöglichen und sich für ein ›gottgefälliges Leben‹ zu entscheiden. Ihre Argumentation dabei ist: »es gibt nicht immer ein ›Gut‹ und ein ›Schlecht‹«, womit nicht gesagt wird, dass eine dichotome Weltsicht grundsätzlich falsch sei, sondern diese »nicht immer« ein passendes Konzept biete. Auch wenn sie das Bedürfnis nach Zugehörigkeit zur Herkunftsfamilie anerkennt, wobei im »sollen« implizit auf eine übergeordnete Regel verwiesen wird – mutmasslich eine Auflage der begleitenden DAF –, die ihre persönliche Einsicht möglicherweise schmälert, scheint sie Mühe mit einer möglichen Ambivalenz und der Akzeptanz der Herkunftseltern zu haben. Denn sich zu Eltern zugehörig zu fühlen und dennoch nicht

alles »cool« zu finden, gibt vermutlich die Gefühlslage der meisten Jugendlichen wieder. Hier stellt es die Pflegemutter als typisch für Pflegekinder dar und bezieht es in keiner Weise auf ihre eigenen Kinder im Jugendalter. Wenn Pflegekinder ihren Herkunftseltern in irgendeiner Form nacheifern würden, interpretiert sie das als Vermeidungsstrategie der Kinder, ihre leiblichen Eltern zu »verletzen«. Möglicherweise schafft sie so, sich weiterhin für die Pflegekinder zu engagieren und die eigene Ambivalenz zu umgehen.

Ein weiteres Beispiel der wertenden Kontrastierung gibt Gisela, die als evangelikale Pflegemutter entgegen den Anweisungen des Herkunftsvaters einem muslimischen Pflegekind die Möglichkeit eröffnet, Schweinefleisch zu »probieren«. Kontrastiv stellt sie den angsteinflößenden, muslimischen Herkunftsvater dar, während sie sich unkompliziert und als Verbündete des Pflegekindes gibt:

»wenn ich Moslems hab', koch' [...] ich denen kein Schweinefleisch. klar (.) ausser sie wollen es probieren. und das hatten wir schon. verängstigte junge Burschen (.) die vor ihrem Papa Angst haben (.) und natürlich kein Fleisch Schweinefleisch essen (.) obwohl's im Koran nicht steht, dass man bei Gästen kein Schweinefleisch essen darf. sondern (.) dass man alles essen darf, was einem vorgesetzt wird (.) aber das wird ihnen nicht gelehrt. [...] wir hatten einen, der hat gesagt: "ja, ich würde schon mal gern probieren, aber ich hab A-, gell ihr sagt es dem Papi nicht." "nein nein, wir sagen das nicht" [...] super« (Gisela 00:45:19-8).

Verharmlosend spricht die Pflegemutter von »probieren«, wobei stark anzunehmen ist, dass es ihr bei der Schweinefleischzubereitung für ein muslimisches Pflegekind nicht um den Geschmacksvergleich beispielsweise mit Lamm, Poulet oder Rind, sondern um den Bruch einer im Islam verbreiteten Verhaltensregel geht. Zusätzlich stilisiert sie den Graben zwischen Christentum und Islam hoch, indem sie dem muslimischen Herkunftsvater abspricht, sich in seiner eigenen Religion auszukennen und stattdessen für sich beansprucht, fundierte Kenntnisse nicht nur in der eigenen, sondern auch in der muslimischen Religion zu besitzen. Damit berücksichtigt die Pflegemutter in keiner Hinsicht, dass sie mit ihrer ›Offenheit‹ das Pflegekind gefährden kann, obwohl sie den Herkunftsvater als angsteinflößend einschätzt. Im Gegenteil nutzt Gisela diesen Vorfall, um das ihr entgegengebrachte Vertrauen des Pflegekindes herauszustellen. Andererseits stellt sie den Konsum von Schweinefleisch als freien Entscheid des Pflegekindes dar, ohne ihre Provokation zu reflektieren, sondern hält die Episode für »super«.

Auf die vorgebliche Wahlfreiheit, die in den angeführten Beispielen zur wertenden Kontrastierung eine Rolle spielt, wird im Folgenden eingegangen.

10.2.4 Wahlfreiheit

Evangelikale Pflegeeltern betonen, dass sich ihre Pflegekinder frei für oder gegen das ›gottgefällige Leben‹ entscheiden können. Diese offerierte Wahlfreiheit in Bezug auf die Übernahme des evangelikalen Orientierungsrahmens findet sich vielfältig im Datenmaterial. Von evangelikal Erziehenden kann die Betonung der Wahlfreiheit genutzt werden, um indirekt die Erziehungsziele eines ›gottgefälligen Lebens‹ zu verfolgen. Im Fol-

genden möchte ich aufzeigen, dass sich die angebliche Wahlfreiheit des ›gottgefälligen Lebens‹ aus der Perspektive von Pflegekindern zwischen überzeugendem Liberalismus und impliziter, Druck auslösender Erwartungshaltung bewegt. Es kann herausgearbeitet werden, dass evangelikale Pflegeeltern, wie auch Gemeinschaften, die Betonung der Wahlfreiheit als erzieherisches Instrument bewusst einsetzen.

Durch freie Wahl zum Glauben gefunden zu haben und nicht durch ihre Pflegeeltern zu etwas gedrängt worden zu sein, ist in Muriels Darstellung ihres Glaubenswegs zentral. Das ehemalige Pflegekind schilderte beispielsweise, wie ihre Pflegeeltern den Pflegekindern bewusst und im Unterschied zu ihren eigenen Kindern, die Entscheidung zur Ausübung religiöser Praktiken wie Beten, den Besuch eines Gottesdienstes oder auch den Zeitpunkt der Taufe überlassen. Muriel empfindet es als »mega cool«, dass ihre Pflegeeltern sie um Erlaubnis für ein Gebet gebeten haben:

»am Abend ist das Mami oder der Papi immer rein gekommen und hat noch gefragt: "hey (.) willst du noch beten? wollen wir noch zusammen beten? darf ich noch für dich beten?" also, sie haben nie (.) und das ist eigentlich mega cool, sie haben nie gefunden: "ich bete noch für dich." sondern immer zuerst gefragt. bei ihren eigenen Kindern ist eigentlich immer gewesen: "hey wir beten noch zusammen." und bei uns haben sie explizit gefunden: "hey (.) wir geben euch diesen Raum, wenn wir nicht eure richtigen Eltern sind. wir wollen euch keinen Glauben aufzwingen"« (Muriel 00:36:37-1).

Einerseits stellt sie die Wahlfreiheit, welche die Pflegeeltern den Pflegekindern offerieren, als positive Sonderbehandlung dar, andererseits wird in der Schilderung deutlich, dass zwar eine Wahlfreiheit gegeben ist, die Pflegeeltern durch ihre Hartnäckigkeit eine allfällige Ablehnung aber nicht wirklich akzeptieren, sondern stets aufs Neue verhandeln wollen. Gleichzeitig unterstützt diese vorgeblich rechtskonforme und liberale Haltung der Pflegeeltern den Vorbildcharakter der gläubigen Pflegeeltern. Durch ein variables Anbieten der Gebetspraxis erhöhen die Pflegeeltern die Chance, das Kind in den religiösen Akt einzubinden. Denn auch bei Ablehnung des individuellen oder gemeinsamen Betens wird dem Kind die Möglichkeit geboten, einer Fürbitte zuzustimmen, sich also passiv ins Gebet einbinden zulassen. Eine konfrontative Ablehnung kann dadurch vermieden oder müsste unter viel Kraftaufwand explizit gesucht werden. Dieser Effort der Pflegeeltern in Bezug auf das (gemeinsame) Beten kann den Effekt der empfundenen Fürsorge für das Kind mit sich bringen oder auch lästig erscheinen. Offensichtlich hat Muriel als Kind dem gemeinsamen Beten zugestimmt, denn sie erzählte, dass ihre Pflegemutter »irgendwann gefunden hat: "ja ich will jetzt auch nicht mehr, weisst du, mit fünfzehn, dir noch Gutenachtlieder singen. aber wenn du willst, kommst du zu mir"« (Muriel 00:36:37-1), was sie schliesslich auch tat und die Pflegemutter um ein gemeinsames Beten bat. Dieselbe Vorgehensweise des Angebots wählen Muriels Pflegeeltern auch beim Besuch des Gottesdienstes:

»Waldweihnachten oder sowas haben sie immer gesagt: "hey du darfst. das Angebot steht." auch die Kirche. "hey du darfst (.) aber du musst nicht" so. und das ist für mich mega wertvoll gewesen. auch einfach dürfen den Raum zu haben zum den Glauben für mich selber zu entdecken. und ich habe dann eine Zeit lang zum Beispiel gar keine

Lust gehabt, um in die Kirche zu gehen. und sie sind ohne mich in die Kirche gegangen« (Muriel 00:36:37-1).

Möglicherweise genau durch diese Offenheit gelingt die Überzeugung im Fall von Muriel und ihrer Pflegeschwester. In der Verwendung des Verbs »dürfen«, das als milieutypischer Sprachcode ausgemacht werden kann (Kapitel 8.8.1), schlägt sich die Absicht nieder, eine religiöse Praxis als erstrebenswertes, positives Erlebnis einzuordnen und nicht als neutrales Angebot. Muriel weiss um den Wunsch ihrer Pflegeeltern, dass ihre Pflegekinder den »Glauben« entdecken. Entsprechend lassen sie ihr die Wahl des Zeitpunktes ihrer Taufe, aber nicht die eigentliche Entscheidung dafür, was sich im »später« und dem positiven Verb »dürfen« ausdrückt:

»meine Eltern haben mich mega unterstützt in dem und mir gesagt: "hey (.) und wenn du das nicht willst, dann machst du es nicht (.) dann darfst du dich später taufen lassen"« (Muriel 02:25:16-3).

Muriel erfährt diese eingeschränkte Wahlfreiheit bei der deterministisch gesetzten Taufe als unterstützend.

Hadjars Pflegefamilie lässt ihr als praktizierender Muslima zwar die Wahl zwischen Islam und Christentum, bietet ihr aber keine Unterstützung in der Ausübung ihres Glaubens. Das Pflegekind tritt als religiöse Jugendliche in die evangelikale Pflegefamilie ein und es ist offenkundig, dass sie ihre Religion nicht wechseln will. Die Pflegeeltern selbst vermitteln ihren Kindern ein ›gottgefälliges Leben‹ und praktizieren christliche Rituale wie regelmässiges Beten oder den Kirchgang. Daneben zeigen sie sich Hadjars religiösen Bedürfnissen gegenüber ignorant. Beispielsweise steht ihr in der Pflegefamilie kein Koran zur Verfügung (Hadjar 00:30:20-3), es kommt zu irritierenden Bemerkungen, wenn sie Ramadan hält (Hadjar 00:52:57-4). Den Ramadan einhalten und regelmässig beten würde Hadjar gerne, doch es fällt ihr schwer, dies alleine zu tun, weshalb sie lieber bei ihrer Schwester als in der evangelikalen Pflegefamilie leben möchte, obwohl sie diese sympathisch findet (Hadjar 00:27:40-6). Zudem wagt Hadjar nicht, die Pflegeeltern nach einem geeigneten Ort und Utensilien für ihr Gebet zu fragen (Hadjar 00:29:37-2). Daraus kann eine beschränkte Offenheit der Pflegeeltern gegenüber dem Islam geschlossen werden. Für Hadjar bringt diese bedingte Wahlfreiheit, die ihr die Pflegefamilie gewährt, mit sich, dass sie zwischen ihren eigenen und den Normen der Pflegefamilie navigieren muss:

»sie beten selber wenn sie (.) ins Bett geht (2) oder zum Abendessen. oder wenn wir essen oder Auto fahren, sie beten. aber ja, also für mich ist egal. [...] also ich bete nicht (.) aber, wenn ich "Amen" sage und so und weil [Jesus] wichtige Mann oder Religion ist (.) und wir dürfen auch er beten. also Muslim darf auch. aber (.) nicht als Gott. [...] wenn wir Ramadan haben, wir essen vor uns. und sie sagen so: "mhmm lecker ((CH:fein))" oder so. aber ja (.) sie haben kein diese Regel. und ich erwarte auch nicht. sie so leben« (Hadjar 00:52:57-4).

Durch eine theologische Zurechtlegung, dass Muslime Jesus als wichtige Person, »aber nicht als Gott« anerkennen würden und entsprechend ein Gebet an diesen richten dürften, gelingt ihr die partielle Teilhabe an den christlichen Gebeten und damit am Alltag der Pflegefamilie durch ein knappes »Amen«, ohne dabei ihrem eigenen Glauben untreu werden zu müssen. Sie sieht sowohl über das globale religiöse Verhalten der Pflegefamilie hinweg (»für mich ist egal«) und betont, keinen Anspruch an deren Verhalten zu hegen und die Lebensweise der Pflegefamilie zu respektieren. Auch wenn diese sich ihrer Religiosität gegenüber als ignorant erweisen und während des Ramadans sich vor ihr über das leckere Essen freuen. Hadjar nimmt folglich ihre Wahlfreiheit in Bezug auf die Religionsausübung wahr, fühlt sich aber nicht unterstützt.

Kritischer beurteilt das ehemalige Pflegekind Sämi seine Pflegeeltern, die ihm als etwa 16jährigen keine Vorschreibungen mehr in Bezug auf ein »gottgefälliges Leben« machten, jedoch sein schlechtes Gewissen gegenüber Gott nutzen, wenn sie, wie im Kapitel 8.3.3 ausgeführt, die »Gott-Karte spielen« und ihm die Wahl zum Alkoholkonsum mit den Worten überliessen, er müsse das mit sich »und mit Gott« ausmachen (Sämi 02:05:35-1).

Neben den Pflegeeltern setzt auch die religiöse Gemeinschaft auf die Wahlfreiheit als erzieherische Methode. Das ehemalige Pflegekind Janosch erklärte dies anhand der Bekehrung aus der kritischen Position eines Milieuaussteigers:

»Bekehrung per se kann ja nur von dir selber passieren. also (.) du kannst mich nicht bekehren (.) du kannst nur mit mir einen Weg machen. bis dorthin, dass ich einsehe, dass ich mich bekehren muss. [...] dein Anteil ist [...] also, ich sage es jetzt wüst, mich so lange zu bearbeiten, bis ich so weit komme, dass ich das mache. [...] aus ihrer [evangelikale Erziehende, d. A.] Sicht ist es natürlich (4) durch ihr Vorbild, durch Gespräche mit dir, durch den heiligen Geist, der wirken soll, [...] bis Gott so zu mir reden kann, dass ich das auch verstehe und seine Stimme höre. und dann den Schritt mache. [...] es ist etwas Innerpsychisches, was da passiert« (Janosch 01:14:37-7).

Obwohl die Entscheidung zur Bekehrung, die Janosch als »etwas Innerpsychisches« beschreibt, das zu diesem »Schritt« führe, nur das Individuum fällen kann, betont er das intensive Hinwirken von erziehenden Pflegeeltern und Gemeindemitgliedern. Durch »ihr Vorbild, durch Gespräche mit dir, durch den heiligen Geist, der wirken soll«, durch ein eingeübtes Skript mit entsprechendem Wortlaut als Handlungsvorlage (»seine Stimme höre[n]«), werde die Erwartungshaltung derart geschürt, dass die als persönliche Wahl etikettierte Bekehrung sich als sozialer Druck erweisen kann. Das Eindringliche des eigentlich als persönlichen Schritt gerahmten Entscheides beschreibt Janosch noch deutlicher, wenn er vom »Gruppendruck« spricht, den er im Jugendalter erfahren hat:

»die die [...] stromlinienförmiger unterwegs sind und schneller auch bereit, [...] auf den Weg zu gehen, wo sie voll akzeptiert und voll dabei [...] sind, [...] bekehren [sich] [schon in jüngeren Jahren] und [nehmen] Jesus bewusst auf. [...] irgendwann ist dann der Gruppendruck bei mir auch entstanden (.) "ja ich will auch dazu gehören (.) ich gehöre ja sonst ja nirgends dazu" (.) aber wenigstens im [...] Segnungslager« (Janosch 01:14:37-7).

Für das Pflegekind in einer sozial und psychisch instabilen Lage wird der in der Peer-Group thematisierte und institutionalisierte Bekehrungsmoment zu einer vierfachen Möglichkeit der Zugehörigkeit. Erstens zieht er mit den »stromlinienförmige[n]« Kindern und Jugendlichen gleich, das heisst, er zeigt sich gegenüber Gleichaltrigen als der Norm entsprechend. Zweitens ist er von Gott anerkannt, wenn er »Jesus bewusst auf[nimmt]«. Drittens findet er durch die formale Einsegnung, die auf das Segnungslager folgt, offizielle Zugehörigkeit zum evangelikalen Milieu und damit viertens auch zu seinen Pflegeeltern. In der als persönliche Wahl gerahmten Entscheidung für ein ›gottgefälliges Leben‹ zeigt sich folglich ein enormer Erwartungsdruck, der insbesondere bei einem vulnerablen Pflegekind ein Machtpotenzial auf Seiten der Erziehenden entfalten kann. Das gesamte Hinwirken mit dem Ziel der individuellen Bekehrung ist vielschichtig und sehr subtil. Wie Janosch oben sagt, stelle sich die Bekehrung als ein »innerpsychischer Prozess« je nach Persönlichkeit schneller oder weniger schnell ein. Ausschlaggebend für ihn sei aber nicht die scheinbar persönliche Überzeugung, sondern der Wunsch nach Zugehörigkeit und der äussere Druck gewesen, dem er als Jugendlicher nachgibt und sich bekehrt zeigt.

Die Wahlfreiheit für oder gegen ein ›gottgefälliges Leben‹ ist folglich nur bedingt gegeben, kann aber bei einer Entscheidung dafür als solche gelten. Oder das Ausleben einer anderen Religion wird zwar geduldet, kann aber durch die fehlende Unterstützung behindert werden. Ehemalige Pflegekinder, die sich in ihrem weiteren Leben gegen das ›gottgefällige Leben‹ entschieden haben, sehen die gewährte Wahlfreiheit kritisch und beurteilen diese als verdeckten Zwang. Janosch formuliert schliesslich bestimmt, dass (Pflege-)Kindern im Prinzip »nie« eine Wahl für oder gegen ein ›gottgefälliges Leben‹ gewährt werde. Ein Faktor für den Entscheidungsspielraum könne allerdings das Alter des Eintritts in die Pflegefamilie sein:

»je jünger, dass ich als Kind in eine Pflegefamilie komme, die so lebt (.) desto (.) tiefer und (2) unhinterfragter werde ich mit dieser Lebenswelt konfrontiert und infiltriert und auch geprägt (.) wo ich nie ein Entscheid treffe: "will ich oder will ich nicht." oder "ist das richtig für mich, passt es für mich oder nicht." sondern gleichgestellt, wie die leiblichen Kinder von so einer Familie (.) wachse ich als Pflegekind genauso mit dem auf« (Janosch 01:14:37-7).

Er begründet seine Einschätzung durch das globale religiöse Verhalten der Familie (Kapitel 10.1).

Die gewährte Wahlfreiheit kann unter dieser Prämisse den Nachwuchs in ein ›gottgefälliges Leben‹ führen und mit dem Gefühl der Zufriedenheit und Selbstbestimmung einhergehen. Erfolgt keine Unterstützung für alternative Lebensmodelle oder gehen mit ihr bei ›falscher Wahl‹ sogar Ausschlusszenarien einher, dann erweist sich diese erzieherische Methode als nicht zielführend.

Die befragten Pflegeeltern äusserten sich alle und mehrfach dazu, wie sie ihren Pflegekindern die Wahl zu einem ›gottgefälligen Leben‹ überlassen würden. Die Wahlfreiheit betrifft vorwiegend religiöse Praktiken, es können aber auch kulturelle Handlungen sein, und meistens sind die Pflegekinder dabei im Jugendalter. Bei jüngeren Kindern werden religiöse Praktiken tendenziell eher vorgegeben. Karin betet beispielsweise mit

der Pflēgetochter abends vor dem Einschlafen. Sie stellt dieses Ritual als Fakt dar, den sie nicht mit dem achtjähriēen Mädchen diskutiēre (Karin 00:16:22-5). Ein Pflēgevater betonte hingegen, dass sie als Erziehende keinen Zwang zur Partizipation an gemeinsamen, teilweise religiösen Aktivitäten, auf die Kinder ausüben würden:

»wir tun viel auch zusammen singen. [...] wenn jemand nicht dabei sein will, dann (2) verschwindet er im Zimmer oder so (.) aber meistens, auf einmal sind doch alle auf dem Sofa« (Michael 01:22:25-9).

Offensichtlich ist die gemeinsame Familienzeit so attraktiv, dass die (Pflēge-)Kinder sich auch bei anfänglicher Ablehnung zur Teilhabe entschlossen. Das Gemeinschaftsgefühl überwiegt folglich das Bedürfnis nach Rückzug und motiviert zur Teilhabe. Die »freie Wahl« scheint dem Pflēgevater sehr wichtig und er betonte sie in seinem Interview immer wieder. Dennoch berichtete er davon, wie er die (Pflēge-)Kinder trotz der offerierten Wahlfreiheit auch von der Mitarbeit auf dem Hof zu überzeugen suche, worauf diese »im Normalfall« einlenken würden (Michael 01:02:16-0). Eine weitere Pflēgemutter offeriert den Pflēgekindern gemeinsames Beten oder Vorlesen aus der Kinderbibel. Sie akzeptiere deren allfällige Ablehnung, was »wirklich unkompliziert« sei (Gisela 00:49:44-9). Auch den sonntäglichen Kirchgang stellte Gisela als Angebot dar, wobei sie – abhängig vom Alter der Pflēgekinde und der Betreuungssituation – diese auch mal dazu animiere, »mit[zu]kommen«:

»manchmal am Sonntag [...] gehen wir in den Gottesdienst (2) und dann fragen wir die Kinder: "willst du mit? oder willst du nicht mit?" [...] je nach dem, wie wie alt sie sind. manchmal können wir sie alleine lassen in der Zeit, manchmal nicht (.) kommt drauf an, wie die Kinder sind, oder ob ich grad ne Praktikantin da hab. und dann sag ich: "kannst ja mal mitkommen." und dann kommt der mal mit. [...] manchmal wollen sie wieder mitgehen und manchmal wollen sie nicht mehr mitgehen« (Gisela 00:48:05-9).

Etwas rigider scheinen andere Pflēgeeltern die Wahlfreiheit punkto »gottgefälligen Lebens« zu handhaben. Ein Pflēgevater macht das Alter zum Kriterium für die Wahlfreiheit, wobei das Pflēgekind sich ab einem bestimmten Alter der Erziehung zu einem »gottgefälligen Leben« entziehen »darf« – jüngere Kinder sollen folglich teilhaben. Dabei überlassen die Pflēgeeltern es der 14jähriēen Pflēgetochter, an den »Rituale[n]« der »christliche[n] Familie« zu partizipieren:

»wir geben sie [die christlichen Werte] mit, wenn das Kind das hören möchte. bei der 14jähriēen, die darf sich frei entscheiden (.) alle Kinder, die zu uns kommen, wissen, dass wir ne christliche Familie sind. und dass wir auch, nennen wir es Rituale oder eingebaute Komponenten, haben. [...] die Grosse kann sich entscheiden, was sie macht. auch wenn wir in die Gemeinde gehen, kann sie mitkommen, kann andere Sachen machen (.) da sind wir sehr offen. weil wir- genau, also d- allein der rechtliche Rahmen ist schon so gegeben« (David 00:50:44-4).

Der Pflēgevater erwähnt die rechtliche Ausgangslage, nimmt aber keinerlei Bezug auf den Wunsch der Herkunftseltern. Er scheint die Religiosität der Pflēgeeltern als respek-

tiert anzusehen, weil diese vor einer Platzierung offen gelegt worden ist. Dass die Pflegeeltern auch der älteren Pflegetochter diese Wahlfreiheit nicht von sich aus gewähren wollen, sondern dem Recht folgen, zeigt sich in der zögerlichen Formulierung und der Begründung ihrer Offenheit in der Formulierung »rechtliche[...] Rahmen«. Noch viel expliziter kommt der äussere Druck, der die Pflegeeltern zu dieser liberalen Haltung drängt, in der Aussage der Pflegemutter zur Sprache:

»[Melanie] ist in der Kirche gewesen. [...] es ist immer die Diskussion gewesen, wir haben aber eher immer unterstützt, dass sie es weiter macht. einfach (.) damit sie es nicht bereut irgendwann (.) und sie hat dann aber partout nicht wollen. und dann hat der Beistand gesagt, dass darf sie selber entscheiden. und dann ist klar gewesen für sie, dass sie nicht mehr gehen will. [...] ist schlussend- also das ist ihre Entscheidung« (Magdalena 00:28:31-6).

Wie oben der »rechtliche Rahmen« ist es hier konkreter die Beistandsperson, die das widerständige Pflegekind in der eigenen Entscheidung unterstützt.

Die Pflegemutter Nicole gewährt der Pflegetochter zwar von sich aus Wahlfreiheit, denn »Eigenverantwortung« sei ihr allgemein »in der Erziehung [wichtig]«. Allerdings betreibt sie ganz stark die oben ausgeführte wertende Kontrastierung, denn sie bringt in Bezug auf »die kulturellen Dinge« die Dichotomie von »was richtig und was falsch ist« auf und fordert das muslimische Pflegekind zur Positionierung in der Auseinandersetzung mit den Überlegungen der evangelikalen Pflegemutter auf:

»bei der Hadjar, dort tun wir wirklich sehr auf Eigenverantwortung-. und das ist mir auch sonst wichtig in der Erziehung. eben mit allen Dingen, auch die kulturellen Dinge. ich gehe ihr nicht sagen, was ›richtig‹ und was ›falsch‹ ist (.) sondern ich möchte einen Austausch haben mit ihr. sie kann mir sagen, warum findet sie es so. ich sage ihr, warum. was mache ich mir für Gedanken. und dann soll sie sich ihre eigene Meinung bilden« (Nicole 01:11:51-0).

Die Wahlfreiheit ist folglich nicht einfach gegeben, sondern die Entscheidung muss begründet und in ein dichotomes Muster eingepasst werden. Beschönigend meint die Pflegemutter an anderer Stelle im Interview, »ich versuche nicht sie auf meine Seite zu bringen« und kaschiert damit ihr vielschichtiges Nudging (Düber 2016) zugunsten ihrer Erziehungsvorstellungen (Nicole 01:01:50-0). Weiter gibt sich der Pflegevater Michael – wiederum in Abhängigkeit vom Alter der Kinder – liberal, weiss sich jedoch durch das globale religiöse Verhalten in der Erziehung zu einem ›gottgefälligen Leben‹ gestärkt. Danach gefragt, ob die ganze Familie an Anlässen und Aktivitäten der evangelikalen Gemeinde teilnehme, antwortete er mit Bezug auf die Entscheidungsfreiheit der Jugendlichen, denn für die jüngeren Kinder entscheiden die Pflegeeltern im Einverständnis mit den Herkunftseltern (01:11:23-7):

»ist das Gleiche etwa auch bei unseren Kindern (.) nicht nur bei den Pflegekindern (.) ich denke, die sollen sich selber entscheiden können. wollen sie dabei sein, [...] oder nicht. [manchmal kommen sie mit (.) manchmal nicht.] [...] die Mittlere geht sowieso nicht gern unter viele Leute, [...] aber [...] sie hat am meisten mit dem Glauben zu tun

(.) also, ich sehe die Bibel ab und zu bei ihr rumliegen und so. also von dem her (.) habe ich da auch nicht grad gross Bedenken« (Michael 01:17:31-9).

Michael zeigt sich nicht beunruhigt darüber, dass seine Tochter nicht am Gottesdienst teilnimmt, da sie sich anderweitig mit der Bibel beschäftigt. Entsprechend können evangelikale Pflegeeltern den Jugendlichen die Wahl zu religiösen Praktiken lassen, wenn sie um andere Vermittlungskanäle und die vielschichtigen Prägungsmöglichkeiten zu einem »gottgefälligen Leben« wissen.

Evangelikale Pflegeeltern gewähren vor allem jugendlichen Pflegekindern die Wahl, an religiösen Praktiken, zuweilen auch an anderen Handlungen, die ein »gottgefälliges Leben« betreffen, teilzunehmen, das Alter kann folglich eine wichtige Rolle spielen. Die Wahlfreiheit wird teilweise bewusst gewährt, allerdings nicht immer aus eigenem Antrieb. Der Anstoss dazu kann von aussen gegeben sein oder es kann sich eher um ein Nudging, das heisst eine sanfte Form der Manipulation denn um echte Wahlfreiheit handeln, zum Beispiel wenn eine Entscheidung unter Druck gefordert wird oder eine wertende Kontrastierung Druck auf das Pflegekind aufbaut. Pflegeeltern können zudem aus der systematischen Erziehung zu einem »gottgefälligen Leben« auch die Sicherheit gewinnen, dass eine offerierte Wahlfreiheit bei religiösen Praktiken nicht die gesamte angestrebte Erziehung aushebelt.

10.2.5 Schriftbasierte Repräsentation religiöser Inhalte

Evangelikale Pflegeeltern setzen in der Erziehung zu einem »gottgefälligen Leben« vielfältige Hilfsmittel ein, um den Kindern den evangelikalen Orientierungsrahmen zu vermitteln. Dazu gehören Erzählen, Lesen und Vorlesen von Bibeltexten oder anderen christlichen Texten sowie im öffentlichen Raum der Familie dominant platzierte schriftliche Artefakte, die ein Einprägen der Inhalte zum Ziel haben und als mögliche Lebenshilfen den Alltag begleiten.

Das Erzählen, gemeinsame Lesen und Vorlesen biblischer Geschichten durch Pflegeeltern oder Gemeindeleitende ist etwas, wovon (ehemalige) Pflegekinder berichten und was sie teilweise selbst praktizieren. Corinne werden in der Sonntagsschule Geschichten erzählt (00:15:22-9), Melanie liest gemeinsam mit ihren Pflegeeltern in der Bibel (00:13:20-1) und Muriel erwähnte, wie sie als Leiterin den Kindern in der Jungschar Geschichten erzählt. An ihrem Beispiel kann aufgezeigt werden, wie christliche Texte bewusst in der Kindererziehung eingesetzt werden:

»in den [Jungschar-]Lagern haben wir eigentlich immer eine Bibelgeschichte. [...] fünf Geschwister zum Beispiel. [...] das ist aber eine christliche Familie [...] nicht nur "oh, wir tun jetzt Bibelstellen zitieren." weil das kannst du mit Kinder fast nicht. [...] ist wie zu abstrakt. aber so, dass sie zum Beispiel am Abend beten, in der Geschichte. oder dass sie beten: "hey, wo gehen wir jetzt durch?" [...] oder meistens ist es ein Grossvater oder eine Grossmutter in der Geschichte, die auch noch im Glauben ist. und ich glaube, das ist mega cool, wenn du so kannst den Glauben einfließen lassen. oder (.) so die typischen Geschichten wie Arche Noah oder der Jona, der im Wal gewesen ist und so.

das sind so die [Klassiker], die die Kinder eigentlich sehr gut verbildlicht mitnehmen« (Muriel 01:15:34-9).

Die Intention dabei formuliert das ehemalige Pflegekind klar: Die Kinder im Freizeitangebot sollen auf eine attraktive Art und Weise an die religiösen Inhalte herangeführt werden und diese internalisieren. Sie beschreibt detailliert, wie die religiösen Bezüge subtil hergestellt werden. Während die Klassiker des Alten Testaments durch ihre Bildhaftigkeit überzeugen, operieren christliche Kindergeschichten wie »Fünf Geschwister« mit Alltagsbezügen und positiver Rahmung. So fungieren die gläubigen Grosseltern als sympathische Vorbilder, Beten wird zum wegweisenden Wendepunkt in einer Abenteuergeschichte oder ist ein allabendliches Ritual der Figuren. Die Praxis des Geschichtenerzählens wird durch die (ehemaligen) Pflegekinder ausschliesslich positiv erfahren und Sāmi empfindet es retrospektiv als Manko, dass ihm seine Pflegeeltern keine Geschichten vorgelesen haben (Sāmi 01:21:18-7).

Neben dem (Vor-)Lesen biblischer Geschichten ist das Rezitieren von Bibelstellen eine weitere erzieherische Praxis, durch die Pflegekinder zu einem ›gottgefälligen Leben‹ angeleitet werden. Marcel und sein Bruder mussten »jeden Morgen die zehn Gebote sagen« (00:04:01-2), erzählt das ehemalige Pflegekind und deutet damit seinen Widerwillen gegen dieses Ritual an. Janosch, der sich seit Jahren vom Glauben distanziert hat, schilderte die langandauernde Wirkung der einst memorisierten Bibelstellen:

»ich habe die Bibel einmal halb auswendig gekonnt. das ist jetzt langsam ein bisschen verblasst, aber ein paar Sachen habe ich noch im Kopf« (Janosch 00:34:05-0).

Im Interview zitiert er zwischendurch aus der Bibel oder wendet biblische Gleichnisse unbewusst an. Obwohl die Erfahrungen für das ehemalige Pflegekind im evangelikalen Milieu mehrheitlich negativ waren, relativiert er dies anhand von verinnerlichten »Bibelvers[en]«, wobei er deren unterstützende Funktion in der Interpretation von Lebenssituationen hervorhebt:

»es ist ja nicht so, dass einfach immer alles schlecht gewesen wäre von dieser Zeit. (2) ich habe noch heute Momente, in denen mir [...] irgendein Bibelvers in den Sinn kommt zu einer Situation« (Janosch 02:11:33-9).

Die Zuhilfenahme von memorisierten Bibelzitierten zur Unterstützung in Alltagsfragen erwähnt auch das ehemalige Pflegekind Muriel:

»das haben meine Pflegeeltern mich mega gelehrt [...] "ich darf meine Wut haben, aber lass es nicht an einer anderen Person raus." [...] das steht auch so in der Bibel: "deine Worte haben so viel Macht und das was in deinem Herz ist, das kommt auch gegen aussen." [...] das ist auch ein christlicher Wert« (Muriel 01:20:35-1).

In der erzieherischen Praxis vermitteln die Pflegeeltern ihren Pflegekindern, was ein ›gottgefälliges Leben‹ zu führen bedeutet – in diesem Fall den »christlichen Wert«, seine

Worte mit Bedacht zu wählen – und sie bringen Muriel bei, (erzieherische) Werte durch den Verweis auf Bibelstellen zu validieren.

Neben dieser Vermittlung von christlichen Texten und der Bibel durch (Vor-)Lesen und Verinnerlichen, vermitteln evangelikale Pflegeeltern religiös konnotierte Inhalte in Spruchform durch Anbringen an gut sichtbaren und hoch frequentierten Orten in ihren Wohnräumen. So finden sich Tafeln, Schilder, Plakate, Karten oder Zettel mit christlichen Sprüchen in Wohnzimmer, Küche, Gang, Bad oder Kinderzimmer der besuchten Pflegefamilien. Im Beobachtungsprotokoll zum Besuch bei Corinnes Pflegefamilie steht dazu: »überall hängen christliche Spruchbilder [...] auch in Corinnes Zimmer« (Beobachtungsprotokoll_PF1). In jenem zum Besuch bei der Pflegefamilie von Hadjar ist der Wohnraum unter anderem so dokumentiert:

»In der Stube wie im ganzen Haus hängen Schilder im shabby-chic-Stil mit religiösen Sprüchen. In der Stube steht: "May the lord bless you and keep you, may his face shine on you and be gracious to you." In der Küche ist irgendwas mit "Herr" und im Bad ein Text mit "Jesus". Auf den ersten Blick sehen sie wie alte Werbeschilder aus.« (Beobachtungsprotokoll_PF5)

Die Omnipräsenz christlicher Inhalte wird durch das Anbringen dieser teilweise als moderne Wohnaccessoires gestalteten Spruchtafeln manifest. Sowohl den Pflegefamilienmitgliedern als auch allfälligem Besuch werden damit Teile des Orientierungsrahmens der Pflegeeltern offengelegt. Leider habe ich es verpasst, mir die Sprüche genauer anzusehen oder konkrete Fragen dazu zu stellen. Der einzige festgehaltene, als grosses Plakat in der »Stube« hängende Spruch in Englisch, kann als Segen für die Familienmitglieder verstanden werden. Es ist gut möglich, dass auch die anderen Artefakte als schutz- und segensspendend verstanden und angebracht worden sind, insbesondere in den Kinderzimmern.

Schriftliche Artefakte, die einen Bezug zum christlichen Glauben haben, meist zur Bibel oder die Bibel selbst, sind in den Wohnräumen der Pflegefamilien und in deren Alltagsleben präsent (vgl. Kapitel 10.1.1). In allen befragten evangelikalen Pflegefamilien spielen diese religiösen Texte eine Rolle, allen voran die Bibel. So gaben Pflegeeltern an, die Bibel zu lesen (Karin 00:04:06-8, David 00:07:22-3), zuweilen gemeinsam mit den (Pflege-)Kindern (Ruedi 00:29:00-7, Michael 01:22:25-9, Gisela 00:49:44-9, David 00:07:22-3) oder diese würden selbst darin lesen (Michael 01:17:31-9). Das kann ab und zu sein (Michael 01:22:25-9) oder täglich (Karin 00:04:06-8). Pflegeeltern berichteten davon, dass sie ihr Leben an der Bibel ausrichten (David 00:07:22-3, Magdalena 01:01:02-5). Weiter erwähnen einige, wie sie mit Pflegekindern über Bibeltexte diskutieren würden (Nicole 00:52:58-2, Ruedi 00:29:00-7, Magdalena 00:28:31-6). Und ein Pflegevater berichtete davon, wie sie nach einem christlichen Musical-Lager allen Kindern, darunter auch ihrem Kurzzeit-Pflegekind, eine Bibel offeriert hätten. Das Pflegekind hatte diese offensichtlich angenommen und gemeint, die Bibel lesen zu »müsse[n]«, was der Pflegevater dementiert:

»der eine Junge (.) der ist bei uns gewesen ist (.) zwei, drei Wochenenden (.) der ist sonst in einer Pflegefamilie gewesen (.) und der ist mit in ein Musical-Lager gekom-

men. und nachher hat er eine Bibel mit heim genommen. [...] dort haben alle Kinder, die keine Bibel gehabt haben (.) und eine haben wollen, die haben eine mitnehmen dürfen. und nachher hat's irgendwo die Diskussion gegeben. [...] die haben nachher angerufen, [...] der Junge (.) der müsse jetzt immer ((CH: au Tag)) die Bibel lesen. [...] niemand [hat] gesagt, er müsse jetzt immer ((CH: au Tag)) die Bibel lesen. aber es hat den dann gerade so fasziniert. [...] der hat dann vielleicht zwei, drei Wochen in dieser Bibel gelesen« (Michael 01:13:53-7).

Die Abgabe von Bibeln als Geschenk für Kinder, die keine eigene Bibel besitzen, ist dem Missionsauftrag der Musical-Lagerleitenden zuzuschreiben, zu denen auch der Pflegevater Michael gehört (vgl. Kapitel 8.6). Die Bibel als schriftliches Artefakt ist physisch und symbolisch fassbar – entsprechend rasch reagierten die nicht-evangelikalen Pflegeeltern ablehnend auf diese Handlung und den (vermeintlichen) Zwang zur Bibellektüre. Michael nutzt mit der Abgabe der Bibel eine Möglichkeit, den (Pflege-)Kindern ein ›gottgefälliges Leben‹ näher zu bringen und vor allem präsent zu machen.

Neben diesen physischen Artefakten werden christliche Texte auch digital konsumiert. Eine Pflegemutter lässt mir am Folgetag des Interviews überraschend einen Link zu einer App zukommen, die sie täglich mit einem christlichen »Input« versorge, mit den Worten, dass der »heutige Text [...] gerade zu unserem Gespräch gestern [passt]« (Beobachtungsprotokoll_PF5):

»Solange Jesus hier auf der Erde lebte, hat er mit lautem Schreien und unter Tränen seine Gebete und Bitten an den einen gerichtet, der ihn aus dem Tod befreien konnte. Und weil er grosse Ehrfurcht hatte vor Gott, wurde er erhört.«³

Mir erschliesst sich der Zusammenhang des »Inputs« mit dem Interview zwar nicht, die Frau scheint diese schriftbasierte Repräsentation religiöser Inhalte aber regelmässig zu konsumieren und lässt sich dadurch in ihren Alltagsüberlegungen anregen. Ähnliches berichteten Pflegeeltern vom Bibelstudium (Karin 00:04:06-8, David 00:07:22-3, Magdalena 01:01:02-5, Nicole 00:52:58-2, Ruedi 00:29:00-7).

In den Interviews wurde nicht vertieft auf den Aspekt der schriftbasierten Repräsentation religiöser Inhalte eingegangen, der mir erst in der Analyse bewusst wurde. Es gibt im Datenmaterial keine expliziten Begründungen für das Versenden, Verschenken und Aufhängen christlicher Texte. Ich interpretiere die schriftbasierte Repräsentation religiöser Inhalte als Methode der Erziehung zu einem ›gottgefälligen Leben‹, wobei hier möglicherweise die Idee des Immersionslernen trägt. Wie eine Sprache soll die evangelikale Denkweise mit ihren Sprachcodes (Kapitel 8.8) den (Pflege-)Kindern den Zugang durch die ständige Präsenz erleichtern. Daneben mögen vor allem die Spruchbilder – einer vor negativen Einflüssen bewahrenden Hausinschrift gleich – eine segnende oder schützende Wirkung beabsichtigen. Dies genauer zu untersuchen, führt an dieser Stelle jedoch zu weit.

3 Aus Gründen der Anonymisierung wird die Quelle hier nicht genannt, ist der Autorin aber bekannt.

10.2.6 Kontrolle von Ausseneinflüssen

Durch die Kontrolle von Ausseneinflüssen werden Pflegekinder in evangelikalen Familien zu einem ›gottgefälligen Leben‹ erzogen. Die Kontrolle der Ausseneinflüsse schützt den evangelikalen Orientierungsrahmen. Im Folgenden wird erstens dargelegt, wie Pflegeeltern Schutz und Sicherheit für ihre Pflegekinder gewährleisten wollen, indem sie Vorsicht und Angst in Kauf nehmen (Kapitel 10.2.6.1). Zweitens wird aufgezeigt, wie sie versuchen, den Pflegekindern eine ›heile Welt‹ zu bieten, allerdings zum Preis von Isolation (Kapitel 10.2.6.2). Und drittens können die Bemühungen der Pflegeeltern, die Medieninhalte der Pflegekinder zu kontrollieren, zu sozialem Ausschluss führen (Kapitel 10.2.6.3). Die drei Aspekte lassen sich folglich als Kosten-Nutzen-Verhältnisse darstellen. Auffallend ist dabei die dichotome Weltsicht, entlang welcher zwischen dem Erziehungsziel des ›gottgefälligen Lebens‹ und davon abweichendem Verhalten unterschieden wird (vgl. Kapitel 8.7). Dies impliziert die Unterscheidung zwischen ›Gut‹ und ›Böse‹, welche den (Pflege-)Kindern als Leitlinie vermittelt werden soll. Während in den vorhergehenden Erziehungsansätzen auf das ›Gute‹ eines ›gottgefälligen Lebens‹ gesetzt wurde, wird hier mit einer Drohkulisse gearbeitet und auf den rettenden Weg verwiesen. Die Gefahr, ins ›Böse‹ abzugleiten und sich von einem ›gottgefälligen Leben‹ abzuwenden, wird durch Kontrollmechanismen wie das Schüren von Angst, Isolation oder Verbot von den Erziehenden gebannt. Die (Pflege-)Kinder sollen so »auf Gottes Weg« (Sämi 02:37:36-6) gehalten und vor ›Fehlritten‹ geschützt werden.

10.2.6.1 Schutz und Sicherheit – Vorsicht und Angst

Schutz und Sicherheit ist ein Grundprinzip, das Eltern ihren Kindern in einer intakten Beziehung gewähren. Dennoch müssen Kinder und Jugendliche altersentsprechend mit Gefahren umgehen lernen (Minuchin 1997[1977]: 75; Largo 1999: 17; Knörzer 2012; Mansel und Hoffmann 2012). Das Mahnen zur Vorsicht und das Schüren von Angst sind erzieherische Mittel, die durch evangelikale Pflegeeltern hierbei angewandt werden.

Der Schutz durch die Kontrolle von Ausseneinflüssen kann von Pflegeeltern aus Kinderschutzgründen von Behörden oder DAF-Mitarbeitenden verlangt werden. Eine Pflegemutter beschreibt beispielsweise, wie sie Herkunftseltern auf Distanz halten oder Telefonate »überwachen muss«:

»wir wollen auch, dass die Eltern nich das Gefühl haben, sie dürfen nicht an ihr Kind heran (.) das wollen wir ja auch nicht (.) ausser, wenn wir es schützen müssen. [...] [das gibt's] ganz oft, dass man ganz restriktiv die Telefonate entweder abstellen muss (.) oder ganz klar überwachen muss« (Gisela 01:14:00-5).

Die Grundlage für eine solche Kontrolle von Ausseneinflüssen, hier die Kontaktaufnahme durch Herkunftseltern, die ihre Kinder möglicherweise gefährden, wird den Pflegeeltern, die im Austausch mit zuständigen Fachpersonen sind, von aussen auferlegt, wie sich in der Wortwahl »muss« manifestiert.

Pflegeeltern kontrollieren jedoch auch die Ausseneinflüsse auf ihre Pflegekinder in den Erziehungsbemühungen um ein ›gottgefälliges Leben‹. Dabei zeigen sie sich in den Interviews teilweise konservativ oder »streng«, wie es manche (ehemalige) Pflegekinder

ausdrücken. Die Pflegeeltern selbst äussern sich nicht explizit dazu. In ihren Aussagen wird jedoch eine eher bewahrende Haltung deutlich. Wenn sie froh sind, dass die Pflegekinder noch nicht in den »Ausgang« gehen (David 00:33:41-0) oder wenn sie nicht wollen, dass Jugendliche ihre Partner:in zum Übernachten mitbringen (Magdalena 00:37:07-9). Die Absicht der Pflegeeltern ist der Schutz der Pflegekinder vor Gefahren. Das wird in der Antwort der Pflegemutter Nicole deutlich, die auf die Frage nach dem Umgang mit einer allfälligen Liebesbeziehung des Pflegekindes antwortet:

»ist gar keine Gefahr, dass sie jetzt hier mit einem Freund- (...) dass sie mit 16 schwanger wäre« (Nicole 01:23:38-8).

Eine Beziehung unter Jugendlichen wird umgehend mit der »Gefahr [...] schwanger« zu werden gleichgesetzt, auch bei anderen Pflegeeltern (Michael 00:26:49-4). Indem die Pflegeeltern die Zeit für Ausgang und sexuelle Kontaktmöglichkeiten minimieren, das heisst Ausseneinflüsse kontrollieren, versuchen sie, diese vor Gefahren beispielsweise einer ungewollten Schwangerschaft, zu schützen. Diese Absicht, die Kinder zu beschützen, geht allerdings mit dem Schüren von Angst vor diesen Gefahren einher. Angst und Vorsicht unterliegen auch den beiden Aussagen Nicoles, wenn sie erstens ihre Pflegetochter, entgegen der Überzeugung der Herkunftsmutter, durch einen »Selbstverteidigungskurs« für den abendlichen Nachhauseweg stärken will: »du kommst am Abend allein nach Hause. du brauchst es eben vielleicht« (Nicole 01:01:50-0); zweitens sieht sie im Tragen eines Kopftuchs die Gefahr sozialen Ausschlusses: »wahrscheinlich ist es tatsächlich so, dass man mit einem Kopftuch weniger schnell Anschluss findet als ohne Kopftuch« (Nicole 01:03:08-6). Dieselbe Argumentation zeigt sich auch in der Aussage eines Pflegevaters, der vor den »Gefahren [...] in der Stadt«, denen insbesondere jugendliche Pflegekinder »nicht gewachsen sind«, warnte:

»so 14, 15jährige, plötzlich, irgendwann, ist es halt dann trotzdem zu langweilig hier oben. [...] obwohl sie ja ganz genau wissen, dass sie diesen Gefahren eigentlich nicht gewachsen sind, denen sie dann wieder begegnen in der Stadt« (Ruedi 00:41:18-1).

Dabei kommt seine Vorstellung der Schutz bietenden und Sicherheit vermittelnden, ländlichen Pflegefamilie als Kontrast zur »gefährlichen« Stadt zum Ausdruck. Hinzu kommt, dass er eine Rückplatzierung nach einer Auszeit in der evangelikalen Pflegefamilie in das altbekannte Umfeld, als Fehlkonzent kritisiert:

»[Pflegekinder mit] grössere[n] Probleme[n], [...] dann geht das bei uns zwei, drei, vier Monate gut. [...] und dann tut man die in das gleiche System zurück, [...] wo es gar nicht mehr gegangen ist, aus verschiedensten Gründen. [...] was soll das? das kann nicht gehen (...) das funktioniert so nicht« (Ruedi 00:12:11-8).

In der Konsequenz bedeutet das, dass der Pflegevater ausser einem »gottgefälligen Leben« auf dem Lande für »problematische« Pflegekinder keine Alternative sieht.

All diese angeführten Bedenken zeigen, dass Pflegeeltern versuchen, die Pflegekinder vor möglichen Gefahren zu schützen, indem sie ihnen Angst machen und zu Vorsicht

gemahnen. Sie ziehen quasi räumlich und mental Zonen ein, in denen sich die Pflegekinder zu ihrem eigenen Schutz nicht bewegen sollen und unterstützen so die Entwicklung einer dichotomen Weltsicht (Kapitel 8.7). Einen reflektierten Umgang mit den Herausforderungen des Lebens können die Pflegekinder durch das komplette Ausklammern von Lebenssituationen, welche die Pflegeeltern als Gefahr einschätzen, schwer einüben. Evangelikale Pflegeeltern tendieren folglich dazu, ihren Pflegekindern eine ›heile Welt‹ zu bieten und sie von anderen Lebenssphären zu isolieren.

Die (ehemaligen) Pflegekinder berichten ebenfalls von der Kontrolle der Ausseneinflüsse durch das Schüren von Angst der Pflegeeltern. Das ehemalige Pflegekind Sāmi berichtete, dass er von seinen Pflegeeltern bei Abweichung vom ›gottgefälligen Leben‹ vor Gottes Urteil gewarnt wurde. Sie müssten ihm »nicht sagen, was Gott davon halten würde« oder er müsse sein Fehlverhalten »mit Gott [ausmachen]« (Sāmi 02:05:35-1). Vom furchterregenden Szenario des durch Sünde verhinderten Wegs ins Paradies und einem Leiden im Fegefeuer, das durch Pflegeeltern und religiöse Gemeinschaft vermittelt wurde, berichtet ein weiteres ehemaliges Pflegekind:

»mein Bruder hat jetzt noch ein bisschen mehr geglaubt am Anfang als ich (.) ich habe es zwar auch eine Zeit lang geglaubt, umso älter man geworden ist, haben wir es auch abgelegt. eben, Fegefeuer, Himmel, Hölle. [...] wir [haben] das auch gar nicht mehr so ernst genommen mit der Religion« (Marcel 00:05:00-8).

Bei Marcel hatte die Drohung mit dem Fegefeuer nicht die erhoffte Wirkung. In seiner rückblickenden Erklärung betonte er fast fatalistisch, dass er sich mit dem Fegefeuer abgefunden hat:

»du bist da so mit einer Antipathie dort an dieser Sache. [...] [ich habe] gar nicht richtig den Sinn darin dahinter gesehen. [...] egal was ich mache, ich werde ja sowieso irgendwie bestraft. [...] ins Paradies zu kommen, ist ja sowieso unmöglich. [...] sündigt ja automatisch im Leben und irgendwann kommst du ja sowieso ins Fegefeuer (.) das ist wahrscheinlich eher unser Weg« (Marcel 01:11:55-1).

Diese Argumentation lässt seine Zweifel als Kind an der dichotomen Weltsicht durchblicken, indem er erstens das Argument »sündigt ja automatisch im Leben« nennt und zweitens mit »wahrscheinlich« anzeigt, dass er sich trotz seiner ›Sünden‹ nicht sicher war, ob der »Weg« in die Hölle führt. Zudem glaubt er sich begleitet (»unser Weg«) – vielleicht durch seinen Bruder und eventuell durch seine Eltern.

Durch ein anderes, im Gegensatz zur Drohung des Fegefeuers eher subtiles und lebensweltlich verankertes Vorgehen können evangelikale Pflegeeltern – wohl im Bemühen um Schutz und Sicherheit – ebenfalls Angstmache betreiben. Im Jugendalter, mit der zunehmenden Selbständigkeit, werden Themen der eigenständigen Lebensgestaltung, des Rauschmittelkonsums sowie der Sexualität zunehmend wichtig (Largo und Czernin 2019: 16ff. 19off.; Mansel und Hoffmann 2012). Gerade diese Bereiche sind im evangelikalen Weltbild, in der Vorstellung eines ›gottgefälligen Lebens‹, von rigiden Grundsätzen geprägt. Entsprechend klar lässt sich die durch eine dichotome Weltsicht begründete Kontrolle von Ausseneinflüssen dort aufzeigen, wo Jugendliche vor nega-

tiven Erfahrungen und Grenzüberschreitungen im Ausgang, ersten Beziehungen und sexuellen Kontakten geschützt werden sollen – um den Preis von Vorsicht und Angst.

Melanie sieht sich in ihren Freiheiten punkto Ausgang im Vergleich zu ihren Peers durch ihre Pflegeeltern eingeschränkt. Ihre Freund:innen könnten ihr Ausgehen einfach bekannt geben, während sie bei ihren Pflegeeltern »nachfragen« müsse, worauf diese »das zuerst zusammen besprechen« würden (Melanie 00:41:09-0). Besonders enerviert sie sich über die Kontrolle, wenn die Pflegeeltern genau wissen wollen, mit wem sie weggehe, und dass sie abends gar nicht ausgehen dürfe. In anderen Familien werde dies »definitiv« weniger »streng« gehandhabt, ordnet das Pflegemädchen ihre Situation ein (Melanie 00:30:04-1). Die Vorsicht und Kontrolle empfindet sie folglich als übertrieben. Weiter bezeichnete Melanie, die mit 14 Jahren erste Paarbeziehungen pflegt, das Verhalten der Pflegeeltern als warnend, wenn es um den Umgang mit Jungen geht. Gleichzeitig ordnete sie dieses als Sorge um sie ein:

»meine Pflegeeltern [...] sagen [zu Jungs] einfach: "Melanie, du bist vierzehn (.) pass auf, was du machst." mein Vater sagt auch immer: "schau, mit wem du dich abgibst." [...] sie machen sich insgeheim schon Sorgen, dass irgendwie etwas passieren könnte« (Melanie 00:31:26-2).

So wie Melanie anerkennt, dass ihre Pflegeeltern ihre Sicherheit im Blick haben, wenn sie zur Vorsicht mahnen, stellt das ehemalige Pflegekind Muriel die Regeln ihrer Pflegeeltern positiv dar. Dennoch kommt die kritische Haltung gegenüber den Verboten bei beiden jungen Frauen zum Ausdruck. Nur widerstrebend willigt Muriel ein, ihr Date mit einem Mann, den sie über Tinder kennengelernt hat (02:10:46-1), mit der Pflegemutter zu besprechen:

»ich habe ihn dann wirklich auch gegoogelt, mit meiner Pflegemutter zusammen. [...] klar hat es auch Überwindung gebrauch, um das zu erzählen. aber ich habe wie gewusst, hey (.) es ist nur fair, wenn ich es sage (.) ich bin irgendwo auf einem Date, weil (.) wenn es schief läuft? also (.) dann wissen sie, wo ich bin. [...] mittlerweile darf ich auch bei ihm übernachten. [...] mittlerweile verstehe ich auch, aus welchem Kontext. es ist nicht einmal (.) dass sie nicht wollen, dass ich mit ihm schlafe. [...] sondern einfach aus meinem Schutz« (Muriel 02:17:43-3).

Die Pflegeeltern kontrollieren sowohl die Wahl des Mannes als auch den Ablauf des Treffens. Die anfängliche Weigerung Muriels schlägt später in Verständnis für die Pflegeeltern um. Über das Argument der Sicherheit wirken die Pflegeeltern bis ins Erwachsenenalter auf ihre Pflege-tochter ein und kontrollieren ihre intimen Beziehungen. Diese auch als übergriffig interpretierbaren Handlungen werden durch die junge Frau retrospektiv positiv eingeordnet, sie spricht von einem »geschützten Rahmen« (Muriel 02:10:46-1). Obwohl sie sich bei den Ausgehzeiten stärker durch ihre Pflegeeltern kontrolliert fühlt als Gleichaltrige, beschreibt sie das Verhalten der Pflegeeltern als Schutzmassnahme. Wenn sie »um zwölf oder um eins [...] nach Hause habe müssen«, hätten »andere in [ihrem, d. A.] Alter [...] bis um fünf wach bleiben [dürfen]« (Muriel 02:13:46-0). Muriel wertet die

strenge Ausgehregel bis zu ihrer Volljährigkeit positiv und ist ihren Pflegeeltern »mega dankbar« dafür (Muriel 02:10:46-1).

10.2.6.2 ›Heile Welt‹ – Isolation

Die Vorstellung eines ›gottgefälligen Lebens‹ im evangelikalen Milieu respektive der evangelikalen Pflegefamilie als ›heile Welt‹, die es vor negativen Einflüssen zu isolieren gilt, zeigt sich implizit in verschiedenen Schilderungen der Pflegeeltern.

Die Kontrolle der Ausseneinflüsse zum Schutze des Pflegekindes ist beispielsweise der allgemeinen Skepsis gegenüber der Fremdbetreuung auch innerhalb der weiteren Familie inhärent, wie in Kapitel 10.1.2.2 ausgeführt ist. Dabei ist die Vorstellung dominant, dass (Pflege-)Kinder nur in der (Pflege-)Familie gut betreut sind. Die Pflegekinder werden folglich partiell von der Aussenwelt isoliert, während die Pflegefamilie zur ›heilen Welt‹ hochstilisiert wird.

Weiter unterliegt die Vorstellung, dass andere Peers wie Schulfreund:innen oder Kolleg:innen in der Lehre einseitig die (Pflege-)Kinder negativ beeinflussen, der Idee, dass ohne diese eine solche Problematik entfällt. Die ›heile Welt‹ der Pflegefamilie, zu der auch die (Pflege-)Kinder gehören, gilt es, vor dieser unerwünschten Aussenwirkung zu bewahren. Ein Pflegevater beschreibt es so:

»beim Jüngsten in der Sek hats so [...] ein paar eher mühsame Jungs in der Klasse, die gern ein bisschen blödeln oder (2) andere belästigen. [...] er ist manchmal recht leicht beeinflussbar. und dann glaube ich, kämpft es schon ein bisschen mit ihm "soll ich jetzt auch mitmachen? oder soll ich- (2) eigentlich sollte ich nicht." [...] aber das können wir schon wieder daheim klären« (Michael 00:51:11-9).

Das Kind ist gemäss der Schilderung des Pflegevaters passiv den negativen Einflüssen der Mitschüler ausgesetzt, wisse aber um das geforderte Verhalten. In der Pflegefamilie könne das unangebrachte Verhalten »wieder [...] [ge]klär[t]« werden, meint Michael und stellt damit fest, dass »mühsame Jungs« in der Schule zwar anzutreffen, aber bestimmt kein Bestandteil der Pflegefamilie sind und man sich davon abgrenzen muss. Dieselbe Vorstellung zeigt sich in einer weiteren Schilderung des Pflegevaters. Dabei wird das sich »eigentlich« korrekt verhaltende Pflegekind passiv durch andere – hier den »Unterlehrling« – animiert und gerät in eine Negativspirale von Drogenkonsum und Untertauchen:

»eigentlich [ist's] gut gegangen. und nachher hat er [Pflegekind, d. A.] einen Unterlehrling ((CH: Unterstift)) bekommen, der sehr schräg drauf gewesen ist (.) und ihn viel am Wochenende mitgenommen hat (.) und hat's Ganze angefangen mit Kiffen und Tablettenkonsum und solches Zeugs (.) jetzt ist er (.) ja (.) seit drei Wochen (2) nicht mehr dagewesen. niemand weiss recht, wo er ist. [...] wenn er so weiterfährt, kommts nicht gut« (Michael 00:04:24-8).

In die ›heile Welt‹ der Pflegefamilie passt ein solches Verhalten nicht. Möglicherweise deshalb taucht der Jugendliche nicht mehr in der Pflegefamilie auf, sondern ist ›auf Kurve‹.

Als weiteres Beispiel für die Kontrolle von Ausseneinflüssen zur Bewahrung der ›heilen Welt‹ in Michaels Pflegefamilie kann die rigide Zutrittsbeschränkung zu den Zimmern der einzelnen Familienmitglieder angeführt werden. Auf Nachfrage, ob auch die sehr jungen Pflegekinder nie ins elterliche Schlafzimmer kommen, sagt Michael:

»wenn etwas wäre, könnten sie uns rufen. [...] bei uns im Schlafzimmer nicht (.) aber auch bei unseren Kindern ins Zimmer (.) es weiss eigentlich jedes Kind "das ist mein Zimmer (2) und das andere ist nicht mein Zimmer. dort gehe ich nicht rein"« (Michael 00:45:37-9).

Indem die Kinderzimmer und das Schlafzimmer der Pflegeeltern als strikt private Räume deklariert werden, wird die Privatsphäre eines jeden geschützt. Allfälligen Störungen, Unordnung, unfreiwilligem ›Ausleihen‹ von Dingen etc. wird zwar vorgebeugt, allerdings geht damit auch eine gewisse Nähe, zum Beispiel ein mögliches Austauschen von Geheimnissen oder die Möglichkeit von gemeinsamem Spielen verloren. Der Preis für diese Konfliktvermeidung und Privatsphäre ist folglich Isolation. Zutrittsverbote stehen anstelle des Erlernens angemessener Umgangsformen im Rahmen der Pflegefamilie. Die elterliche Kontrolle wird dadurch vereinfacht.

Durch negative Ausseneinflüsse kann die ›heile Welt‹ der evangelikalen Pflegefamilie bedroht oder umgekehrt durch Isolation vor negativen Ausseneinflüssen bewahrt werden. Darin wird die Dichotomie der evangelikalen Weltsicht deutlich.

Für die (ehemaligen) Pflegemädchen Muriel und Melanie gelten in ihrer Wahrnehmung rigidere Ausgehregeln als für ihre Peers. So verpassen die jungen Frauen zumindest teilweise den abendlichen Ausgang, weil sie früher als andere nach Hause müssen. Beide werten dies auch positiv. Konkret schütze gemäss Melanie diese »strenger[e]« Erziehung sie zwar nicht vor allen »Fehler[n]«, wohl aber davor, dass »Schlimmeres passiert« und sie gar »ins Kriminelle abrutsch[en]« kann:

»es kann einem [...] wie weniger passieren. [...] logisch kann man Fehler machen und so. aber wenn man so ein bisschen strenger erzogen wird, sag ich mal, ist die Wahrscheinlichkeit kleiner, dass mir jetzt irgendetwas Schlimmeres passiert. so dass man irgendwie abrutscht oder so, ins Kriminelle. genau. (.) so empfinde ich es am ehesten, andere würden es anders empfinden« (Melanie 00:30:45-9).

Sie beschreibt ein Umfeld, das als frei von »Schlimme[m]« und »Kriminelle[m]« ist – eine ›heile Welt‹. Gleichzeitig reflektiert sie ihre Einschätzung und kommt zu dem Schluss, dass »andere es anders empfinden [würden]«. Von dieser ›heilen Welt‹ spricht auch das ehemalige Pflegekind Janosch, als er die »unglaubliche Geborgenheit« und Fürsorge in »diesen Kreisen« erwähnt:

»wenn du dich diesen Lebensweisen fügst, [...] kannst [...] eine unglaubliche Geborgenheit erleben. [...] was man diesen Kreisen schon zu Gute halten kann, ist, [...] die schauen extrem gut zueinander. [...] die geben das letzte Hemd für einander und sorgen. und wenn jemand in einer Krise steckt, kannst du sicher sein, dann schauen die, dass Leute kommen und da sind und dich auffangen« (Janosch 01:16:38-3).

Allerdings funktioniere das »extrem gut zueinander [Schauen]«, das »letzte Hemd [Geben]«, das »Sorgen« und »Auffangen« in der Community nur, solange man sich »diesen Lebensweisen füg[e]«. Dieser bewusste Ausschluss von Menschen, die nicht dem evangelikalen Weltbild entsprechen, verschafft zwar ein Gefühl von Geborgenheit innerhalb des Milieus, geht aber mit der Abschottung von anderen Menschen und Lebensformen einher. Ein weiteres ehemaliges Pflegekind schilderte eindrücklich, wie ihm die Abgrenzung von Klassenkamerad:innen und Lehrpersonen nahegelegt wurde, indem seine Pflegeeltern »Angst« und »Misstrauen gegen aussen« geschürt hätten:

»die aussen sind sowieso alle vom Teufel gesteuert. und [...] du [die Pflegeeltern, d. A.] gehst mit diesem Kind auch in dieser Angst um oder in dem Misstrauen gegen aussen. [...] eigentlich brauchst du diese Leute da draussen nicht, weil [...] du bist der Errethete. [...] du solltest dich nicht zu viel von dieser Aussenwelt beeinflussen lassen. [...] du bleibst [...] in dieser Kirchenbubble und es wird gut gesorgt. und eigentlich (.) so von Montag bis Freitag, ist einfach: "schau du, dass du nicht vom Teufel verführt wirst. weil der Teufel sind all deine Mitschüler (.) alles was deine Mitschüler, dein Lehrer et cetera (.) das sind alles vom Teufel gesteuerte Leute"« (Sämi 00:24:40-1).

In der »Kirchenbubble [...] wird gut gesorgt«, meint er, und betont damit, wie Janosch oben, die Geborgenheit in einer milieuinternen »heilen Welt«, in der man sich nicht von Milieufremden abhängig fühlt. Wo es sich nicht vermeiden liesse, durch die Schulpflicht von »Montag bis Freitag«, und man notgedrungen in Kontakt mit »dieser Aussenwelt« komme, gelte es, Vorsicht walten zu lassen. Die grosse Angst geht dabei von der möglichen Beeinflussung durch die »vom Teufel gesteuerte[n] Leute« aus, die ein eigentlich »errettete[s]« Pflegekind gefährden können. Janosch schlussfolgerte aufgrund ähnlicher Überlegungen, weshalb für ihn auch während der Lehrzeit »das ganze Leben eigentlich halt trotzdem weiterhin in diesen Kreisen stattfindet« (Janosch 00:58:35-3) und formuliert verallgemeinernd:

»das ist wahrscheinlich auch ein Hinweis darauf, warum viele von diesen Kindern [in evangelikalen Familien, d. A.] [...] mehrheitlichst dann eben auch noch mit den Kindern aus der Kirche wieder verkehren. weil dort drin hast du diesen Stress nicht (.) oder deine Eltern lassen dich dann in der Regel eben eher nicht zu den andern nach Hause, für gewisse Partys oder Anlässe (.) weil du dort tendenziell auch wieder Sachen ausgesetzt bist, wo man ja nicht will (.) dass du damit zu tun hast« (Janosch 00:57:33-6).

Die Kinder im evangelikalen Milieu würden, so seine Vermutung, »mehrheitlichst« milieuintern »verkehren«, da zum einen die Eltern ihren Nachwuchs keinen unerwünschten Ausseneinflüssen an »Partys oder Anlässen« aussetzen wollen und zum anderen die Kinder so vor dem permanenten »Stress«, zwischen »gut« und »böse« unterscheiden zu müssen, gefeit seien. Ganz vom Kontakt mit nicht-evangelikalen Mitschülern abhalten, lassen sich die Pflegekinder nicht, erklärt das ehemalige Pflegekind Sämi und schilderte seine Erfahrungen:

»sie [die Pflegeeltern, d. A.] haben mich ja nicht einsperren können (.) also sie hätten schon können, aber haben sie nicht (.) zum Glück« (Sämi 00:41:22-6).

Nach dem Besuch bei seinem Schulfreund musste er jedoch »zum Ausgleich [...] wieder in die Kirche«, weil die Pflegeeltern davon ausgingen, dass er bei diesem die falschen Medieninhalte konsumiert habe: »“hast dir wahrscheinlich wieder das angeschaut und dies angeschaut”« (Sämi 00:41:22-6).

Der Versuch, den Pflegekindern ein Leben in einer ›heilen Welt‹ zu ermöglichen, bedingt eine relative Isolation von milieufremden Menschen und Ausseneinflüssen. Ganz deutlich kommt das erzieherische Thema des Bewahrens vor negativen Inhalten beim dritten Aspekt der Kontrolle von Ausseneinflüssen zum Tragen. Die dichotome Weltsicht schlägt sich hierbei in erlaubten und erstrebenswerten, ›erbaulichen‹ Medieninhalten nieder, die zum Preis der Ausschlusserfahrung der (Pflege-)Kinder zu haben sind.

10.2.6.3 ›Erbaulicher‹ Medieninhalt – Sozialer Ausschluss

Die Kontrolle des Medienkonsums regeln die befragten Pflegeeltern primär über den Zugang zu Geräten und Verbindungsmöglichkeiten. Weiter nehmen sie Einfluss darauf, wo, wann und welche Inhalte konsumiert werden. Die Aussagen dazu sind sehr prägnant »so ein Mist« oder »zu viel Schrott« und von Absolutismen wie »kein«, »sie dürfen nicht«, »nichts«, »hier, wo jeder« oder »niemand« gekennzeichnet. Daraus lässt sich bereits auf eine rigide Haltung gegenüber Neuen Medien und auf die zugrundeliegende dichotome Weltsicht schliessen.

Eine Pflegemutter führt beispielhaft aus, wie in ihrer Familie nur in der Wohnküche, wo die Pflegeeltern präsent sind, der Zugang zu Internet und Fernsehen gewährt wird und es den (Pflege-)Kindern ganz untersagt ist, Neue Medien in ihren Zimmern zu konsumieren:

»unsere Kinder sind jetzt Teenies (.) und dann müssen sie sich halt selber beschäftigen. auch noch lesen oder Musik hören oder so (.) sie dürfen nicht die Medien hoch ins Zimmer nehmen (.) also, sie dürfen nicht Fernseh schauen in- (.) oder nichts mit Internet im Zimmer (.) das müssen sie wie hier, wo jeder draufsieht (.) aber so zu ihrem Schutz« (Michèle 01:17:48-9).

Die Frau begründete die Regeln mit dem »Schutz« der Kinder und führte an anderer Stelle an, dass Pflegekinder, die es gewohnt sind, sich »sehr viel [...] mit Medien zu beschäftigen, fernsehen und gamen [...] durch das auch nicht spielen« können (Michèle 00:15:31-4). Dabei stimmt sie in den entwicklungspsychologisch fundierten erziehungswissenschaftlichen Konsens ein, der für einen kontrollierten Medienkonsum steht, blendet jedoch denjenigen Aspekt vollkommen aus, demgemäss »Teenies« durch einen stark eingeschränkten und reglementierten Zugang zu Sozialen Netzwerken übers Internet von sozialem Ausschluss betroffen sein können (Bernath et al. 2024; Külling et al. 2022: 69; Largo und Czernin 2019: 206ff.). Ein Pflegevater erwähnte die Diskrepanz der eigenen strikten Reglementierung der Neuen Medien zu jener von Mitschüler:innen seiner Pflegetochter:

»wenn ich in der Klasse von der Grossen kucke, das [ein durch die Eltern kontrollierter Medienkonsum, d. A.] wird nicht gemacht. ich mach das. [...] all die Werkzeuge, die sie braucht für die Schule (.) sei es ein Pad, sei es ein Notebook, sei es ein Handy (.) immer

in Absprache, wie sie es braucht, kann sie es haben. [...] das ist reglementiert« (David 00:27:43-4).

Die Möglichkeit von sozialem Ausschluss aufgrund nicht verfügbarer Sozialer Medien thematisiert er nicht. Für die Schule dürfen die notwendigen Geräte in kontrollierter Weise vom Pflegekind genutzt werden. Das wird auch in anderen Pflegefamilien so gehandhabt (Michael 00:13:51-4). Noch stärker gewichtete die Pflegemutter Gisela die Kontrolle von Neuen Medien, indem sie den Pflegekindern den Zugang nicht nur unter elterlicher Überwachung, sondern gar nicht gewährt:

»die müssen auch Handy oder was sie- Ipad oder was auch immer sie mitbringen, geben sie ab. [...] hat ja auch kein Internet. ich geb den Jungs kein Internet. [...] finden sie nicht immer cool. (2) aber ist mir egal« (Gisela 00:57:37-7).

Nicht alle Befragten handhaben den Neuen Medienkonsum der Pflegekinder so strikt. Eine Pflegemutter berichtete, wie ihre »Norm« von jener des Pflegekindes abweiche und diese »riesen Diskrepanz« herausfordernd war:

»das ist auch eine riesige Herausforderung gewesen. [...] ich finde "ja also hallo, du kannst doch nicht immer am Handy?" [...] eine riesen Diskrepanz zwischen ihrem Konsum und unserer Norm. [...] ist dann auch sehr schwierig gewesen. schaut dann irgend-etwas (.) worauf ich keinen Einfluss nehmen kann« (Nicole 01:11:51-0).

Für die Pflegemutter Nicole ist insbesondere problematisch, dass sie »keinen Einfluss nehmen kann«, was konsumiert wird (siehe Kapitel 10.1.2.1). Grundsätzlich erlauben Nicole und ihr Mann den Konsum Neuer Medien, kontrollieren jedoch die Zeiten, wie sich in einer Nebenszene während des Interviews zeigte:

»((Kind kommt rein)): darf ich jetzt gamen? sonst lohnt sich's ja nicht mehr. // N: ja, jetzt dürft ihr noch kurz. // Kind: danke. // I: bevor es automatisch abstellt? @(.).@ // N: nein nein @das stellt nicht automatisch ab bei uns.@ mein Mann siehts auf dem Handy. aber wir schauen, sie kommen nie auf die Zeit, glaub' @(.).@« (Nicole 01:01:50-0).

Die Kinder fragen die Pflegemutter folglich um Erlaubnis, bevor sie »gamen«, wobei diese gemeinsam mit ihrem Mann die Konsumzeiten überwachen.

Neben dem zeitlich kontrollierten Konsum – ein anderer Pflegevater nennt eine halbe Stunde gamen pro Woche (Michael 00:14:24-4) – bestimmen Pflegeeltern die Inhalte der konsumierten Medien mit. Sie tun folglich das, was Nicole gerne würde, wenn sie es »schwierig« findet, keinen Einfluss auf den Handykonsum zu haben. Ein Pflegevater begründete seine Motivation zur Mitbestimmung in der mangelnden Qualität von angebotenen Filmen:

»es kommt einfach zu viel Schrott. also wirklich. man muss gut auswählen, was man kucken will« (David 00:24:52-7).

Michael sagte, sein leiblicher Sohn würde »zwischendurch auf dem Computer manchmal einen Landwirtschaftssimulator« spielen (Michael 00:14:24-4). Ein ›sinnvolles‹ und sicher kein ›Baller‹-Game, was vermutlich durch die Eltern gesteuert ist, da der Vater den Jungen sonst als waffenbegeistert charakterisierte, der sich »Schwert[er]« bastle und gerne Pfeilbogen schiesse (Michael 00:14:24-4). Und die Pflegemutter Gisela erläuterte, dass sie zwar einem Pflegekind auf dessen Wunsch hin für »zwanzig Minuten« einen Kinderkanal zu schauen erlaubt, jedoch deutlich machte, dass sie sehr genau kontrolliert, was konsumiert wird:

»dann hat er gefragt, ob er mal in den Kids-Kanal kucken kann. und dann hat er mal zwanzig Minuten [...] kucken können (2) also ich bin nebendran in der Küche und er hat nen Film gekuckt und ich war immer wieder mal drin, hab gefragt: "oh, was ist denn das für ein Seich." [...] Hauptsache Besspassung. (.) aber das lag drin, weil er sonst ganz gut mitgemacht hat« (Gisela 00:56:27-0).

Gegenüber dem Pflegekind betont die Frau die Belanglosigkeit der Medieninhalte. Weiter erklärt sie, den Fernsehkonsum zu gewähren, »weil er sonst ganz gut mitgemacht hat« – Medienkonsum kann folglich an Bedingungen geknüpft werden und als Belohnung fungieren.

Die befragten Pflegeeltern grenzen den Medienkonsum der Pflegekinder zeitlich, räumlich und inhaltlich ein. Die Jugendlichen würden die Regelungen zum Medienkonsum nicht alle ohne weiteres akzeptieren. Pflegeeltern berichteten davon, dass die Pflegekinder es »nicht immer cool [finden], [kein Internet]« zu haben (Gisela 00:57:37-7), auf Handyentzug »stur« reagierten (Nicole 01:11:51-0) oder ab einem bestimmten Alter einforderten »das [Handy] auch in das Zimmer nehmen zu dürfen« (Michael 00:15:22-9). Die Reaktionen der Pflegeeltern sind unterschiedlich. Gisela ist strikt (Gisela 00:57:37-7), demgegenüber beschrieb Nicole eine offerierte Selbstbestimmung:

»wir machen keine Sperre im Internet. wir tun die Zeit nicht limitieren, nichts. sondern wir reden mit ihr darüber (.) "warum? was machst du dir für Gedanken? [...] warum möchte ich mir [nicht] den Kopf und das Herz einfach füllen mit vielen Dingen, die gar nicht wesentlich sind für mein Leben oder mir vielleicht nicht unbedingt guttun?" [...] jeden Sonntagabend« (Nicole 01:11:51-0).

Allerdings ist diese Selbstbestimmung durch das bewusste und wiederholte Gespräch nur relativ gegeben (siehe Kapitel 10.1.2.1, 10.2.3, 10.2.4).

Oder Pflegeeltern gewähren einen an Bedingungen geknüpften Konsum Neuer Medien. Das zeigt das obige Beispiel von Gisela oder die Aussage des Pflegevaters Michael, der erwähnte, der Bitte des Pflegesohns, um Handykonsum im Zimmer stattzugeben, wenn dieser gewisse Anforderungen erfülle:

»dann haben wir ihm auch einfach gesagt: "ja, aber du musst am Morgen selber aufstehen ((CH:ufmöge)) (.) du musst deine Aufgaben gemacht haben und so"« (Michael 00:15:22-9).

Die Kontrolle des Medienkonsums ist auch in den Interviews mit den (ehemaligen) Pflegekindern präsent. Sämi fasst zusammen:

»es ist wie klar gewesen, hey sie haben alles kontrolliert was wir konsumieren. Filme (.) oder, alles auf christlicher Basis et cetera« (Sämi 00:24:40-1).

Janosch berichtete vom Musikkonsum in seiner Pflegefamilie:

»Musik die Texte hat, die Sexualität oder Freizügigkeit, [...] im grossen und weiten Sinn Gottlosigkeit, verherrlichen tut oder propagieren, ist des Teufels. kommt nicht in Frage. wird bei uns nicht gehört. [...] fetzige Worship Musik mit sehr viel Schlagzeug und atmosphärischer Sound zum Mitreissen und eben emotional aufgeladen (.) das ist dann zuhause gelaufen« (Janosch 00:45:04-8).

Zum einen können Liedtexte, die nicht mit einem »gottgefälligen Leben« konform sind, durch die Pflegeeltern verboten werden, was eine gewisse Unkenntnis der Kinder nach sich zieht. Und zum anderen bieten diese Pflegeeltern den Kindern attraktive musikalische Alternativen an, die im Milieu produziert werden und wiederum die oben ausgeführte Verbindung von Familie und Gemeinschaft zeigen (Kapitel 10.1.3). Ein blosser Fokus auf das Verbot von medialen Inhalten aufgrund der Darstellung von »Gottlosigkeit« greift zu kurz, will man das erzieherische Vorgehen evangelikaler Pflegeeltern im Hinblick auf Medieninhalte erfassen. Neben Verbot und alternativem Angebot seien Inhalte als Negativfolie akzeptiert, die der Veranschaulichung von Unmoral dienen. Das ehemalige Pflegekind Janosch erläuterte dies anschaulich am Beispiel des Films »Dirty Dancing«, dem das eigene Korrektiv im Sinne einer evangelikalen Weltansicht fehle und der deshalb abgelehnt werde:

»zum Beispiel »Dirty Dancing« [...] der ist mega mega mega kritisch beurteilt worden in diesen Kreisen. also wegen Abtreibung, wegen nicht Gehorchen und trotzdem an diese Party gehen oder anlügen von den Eltern und sagen: "ich mache das, aber habe eigentlich etwas ganz anderes gemacht." [...] vom Moralischen wird dieser Film gespiegelt an diesen Regeln und Geboten die gelten. und dann sagt man: Abweichung, Abweichung, Abweichung, Abweichung. also per se. aber das wird ja nicht kritisiert in diesem Film. also ist es ein schlechter Film. also (.) das läuft eigentlich immer nach dem gleichen System« (Janosch 00:41:57-0).

Er beschrieb, anhand welcher Kriterien Unterhaltungsmedien im evangelikalen Milieu als wertvoll und »erbaulich« gelten und in welchen Fällen auf deren Konsum verzichtet werden solle. Würden negative Inhalte in der Darstellung selbst kommentiert und richtiggestellt, könnten diese auch rezipiert werden. Fehle diese Einordnung in der Darstellung, wie im Fall von »Dirty Dancing«, solle der Konsum vermieden werden. Dies erfolgt um den Preis des möglichen sozialen Ausschlusses für Kinder und Jugendliche, die beispielsweise in der Schule bei angesagten Filmen und Musik nicht mitreden können.

Ist ein Medieninhalt nicht selbstkorrigierend und wird die dichotome Weltansicht nicht deutlich gemacht, greifen manche evangelikalen Pflegeeltern auf eine weitere Spielart im erzieherischen Repertoire zurück: den begleiteten Konsum. Das ehemalige

Pflegekind Muriel berichtete beispielsweise davon, dass ihre Pflegeeltern Liedinhalte kommentiert hätten:

»wenn du ein Lied hörst, das mega die Schimpfwörter hat oder in dem es um Drogen, Sex, Alkohol geht, [...] haben wir eigentlich alles hören dürfen. [...] sie haben einfach gefunden: "hey, wir finden es nicht so cool, wenn du da so Fuck und so Zeugs rumschreist in diesen Liedern"« (Muriel 02:01:45-5).

Durch das kritische Einordnen lehren die Pflegeeltern ihre Pflegekinder ohne striktes Verbot dennoch, welche Liedinhalte sie für wertvoll respektive verwerflich erachten. Entspannter gingen Marcells Pflegeeltern mit Medieninhalten um, wie das ehemalige Pflegekind sich erinnerte. Er und sein Bruder dürfen alle Film- und Musikinhalte konsumieren, die im Radio und Fernsehen vor halb zehn Uhr abends gezeigt wurden – also staatlich bereits selektioniert waren – teilweise im Beisein der Pflegeeltern, die »auch selber gerne« ferngesehen hätten (01:17:28-9). Melanies wie auch Hadjars Pflegeeltern setzen auf kontrollierten Medienkonsum in ihrem Beisein. Dies kann als gemeinsamer Filmabend (Melanie 00:11:17-6) oder als wöchentliches Gamen der Kinder mit dem Pflegevater und dessen Freund geschehen, wie Hadjars Pflegeschwester Solana berichtete:

»am Freitagabend kommt ein Kolleg vom Daddy und dann machen wir meistens Gamezeit (2) und dann gamen wir alle zusammen auf der Nintendo. und unsere Tradition ist, Daddy und [Rony] gegen Hadj und mich @(.).@« (Solana 00:31:21-7).

Durch ihre Anwesenheit setzen die Pflegeeltern auf die Möglichkeit, Inhalte in ihrem Sinne mitzubestimmen und einzuordnen, lassen die Kinder jedoch populäre Medieninhalte kennenlernen. Dadurch sorgen sie zwar dafür, dass die Kinder inhaltlich mit den Peers mithalten können, bewahren diese aber möglicherweise nicht vor sozialem Ausschluss, wenn sie eine bestimmte Wertung mitgeben, die den Überzeugungen der Mehrheitsgesellschaft entgegenläuft. Entsprechend kann die Aussage von Hadjars Pflegebruder Jeremia, »andere Kinder dürfen jetzt halt Horrorfilm schauen. [...] Horrorfilme ist sowieso keine Frage für mich« (Jeremia 00:08:02-2), nicht nur als elterliches Verbot, sondern als mögliche Übernahme der elterlichen Wertung interpretiert werden. Horror jedenfalls setzt als Filmgenre auf Angst und Schrecken und im Plot wird typischerweise eine ›heile Welt‹ unter anderem durch übernatürliche Mächte bedroht – Szenarien, die innerhalb des evangelikalen Orientierungsrahmens für wenig ›erbaulich‹ gelten. Mit seiner Haltung wendet Jeremia sich gegen das Verhalten seiner Peers und ist möglicherweise von Ausschlusserfahrung betroffen.

Eine einprägsame Erfahrung von sozialem Ausschluss durch das Konsumverbot gewisser Medieninhalte erwähnte auch Sämi als Pflegekind. Seine anfängliche Begeisterung für ›Pokémon‹ schlug nach dem Verbot und einem »Exorzismus« durch die Pflegeeltern in Ablehnung um, wodurch er in der Schule ausgeschlossen wurde:

»in meinem Alter sind ›Pokémon‹ aufgekommen (.) und dann haben natürlich alle damit gespielt. [...] meine Pflegemutter hat mir aus den Ferien ›Pokémon‹-T-Shirt gegeben (.) und dann hat es plötzlich gekehrt. sie hat irgendeinen Artikel gelesen, aus ir-

gend so einem Christenmagazin aus den USA. sei ein Kind aus dem Fenster rausgesprungen, weil es gemeint hat, es sei ein ›Pokémon‹. und dass die ›Pokémon‹ auch aufgebaut sind auf dämonische Figuren, blablabla (.) es ist vom Teufel. [...] man hat all mein Zeug verbrannt, meine T-Shirts verbrannt (.) man hat einen Exorzismus gemacht. also man hat wirklich die Hände aufgelegt, [...] man hat gebetet, dass die bösen Dämonengeister, die jetzt in mich rein gekommen sind wieder rausgehen. [...] ich [gehe] am nächsten Tag wieder in diese Schule und die ›Pokémon‹ sind wieder da. und jetzt muss ich mich erklären, warum ich jetzt plötzlich nichts mehr damit zu tun haben will. weil ich habe ja diese Meinung dann wie annehmen müssen. und dann kommt der kleine Sämi und sagt: "ja sorry (.) ich kann nicht mit ›Pokémon‹ spielen, weil die sind vom Teufel" @jaaaa@ @(.).@ und dann geht es rund, [...] dann wirst du gemobbt« (Sämi 00:28:30-2).

Die krasse Erfahrung der Verbrennung aller mit ›Pokémon‹ verbundenen Dinge, des Betens und Handauflegens, mit dem Ziel, dass »die bösen Dämonengeister [...] wieder rausgehen«, führen dazu, dass Sämi die »Meinung« der Pflegeeltern »annehmen« muss und den sozialen Ausschluss in der Schule in Kauf nimmt.

Die Aussagen der befragten Pflegekinder zum erzieherischen Umgang mit Medieninhalten zeigen eine breite Varianz, die von geringen bis starken Einschränkungen an medialen Inhalten reichen. Gleichzeitig wird ein variables Selektionieren von Medieninhalten deutlich, das von einem Verbot über ein Angebot an Alternativen und Zulassen selbstkorrigierender Inhalte bis hin zu einem begleiteten Konsum reicht. Dabei versuchen evangelikale Pflegeeltern, ihre dichotome Weltsicht über »erbauliche« Medieninhalte weiterzugeben und nehmen so eine mögliche soziale Ausschlusserfahrung der (Pflege-)Kinder in Kauf.

Auf verschiedenliche Art und Weise bemühen sich die Pflegeeltern, den Pflegekindern Schutz und Sicherheit, eine »heile Welt« sowie einen gemässigten und »erbaulichen« Medienkonsum zu bieten. Allerdings kann dies mit Angst und Vorsicht, Isolation und sozialem Ausschluss einhergehen.

10.2.7 Förderung durch Lob

Evangelikale Pflegeeltern versuchen, ihre erzieherischen Absichten weiter mit positiven Anreizen zu fördern. Eine Pflegemutter erwähnte beispielsweise, dass sie die Pflegekinder durch Anerkennung der Fähigkeiten fördern möchte:

»was ich schon gern halt bei jedem ein bisschen rauskitzle, ist (2) "was machst du gut? (.) was kannst du gut?" (.) ich probiere immer ein bisschen zu betonen: (.) "das finde ich voll cool an dir (.) ich habe gesehen, dass du das gut kannst oder dass du [...] so gut mit den Kleinen-, dass du jeweils siehst, wenn ich Hilfe brauche und fragen kommst." [...] ein kleines Kind, das schon Schuhe binden kann oder so. [...] durch das einfach auch (.) "du kannst eigentlich alles was du dir vornimmst auch schaffen." (.) weil viel haben sie schon das Gefühl- (2) sie sind halt fest geprägt von den Eltern auch (.) die es nicht geschafft haben« (Michèle 00:49:32-6).

Die Pflegemutter Michèle versucht, den Selbstwert der Pflegekinder bewusst zu stärken. Gleichzeitig beeinflusst sie diese in Hinblick auf ihre Wertevorstellungen, indem sie sich begeistert über erbrachte Leistungen äussert. So werden soziales Verhalten im Umgang mit jüngeren Kindern oder die Arbeitsamkeit der Pflegekinder durch die Pflegemutter lobend hervorgehoben und anerkannt. In der Anerkennung der Pflegekinder und der Förderung deren Selbstwertes durch die Aussage »du kannst [...] alles [...] schaffen, [...] die [Eltern] [haben] es nicht geschafft«, schwingt ihre dichotome Weltsicht mit, gemäss der Herkunftseltern absolut keine Erfolge vorzuweisen hätten und die Richtschnur für anerkanntes Verhalten in der Pflegefamilie liegt, siehe Kapitel 9.2 zum Umgang mit den Herkunftseltern.

Der Zusammenhang zwischen Anerkennung und erzieherischer Absicht wird auch dort deutlich, wo Pflegeeltern von ihren erzieherischen Erfolgen sprechen, zum Beispiel wenn ein Junge nach den Erläuterungen seines Pflegevaters Ruedi zu beten beginnt und damit die Freude des Pflegevaters erheischt (Ruedi 00:29:00-7) oder eine Pflegemutter es »toll« und »ganz super« findet, dass ein stark übergewichtiger junger Mann, der offensichtlich mit einer Essstörung zu kämpfen hat, ihren simplen Rat, weniger zu essen, »akzeptiert [...] und vorwärts gemacht [hat]« (Gisela 00:40:42-7).

Die Förderung durch Anerkennung kann für (Pflege-)Kinder zudem durch die religiöse Gemeinschaft erfolgen, wenn diese Leitungsfunktionen bei Jugendaktivitäten übernehmen oder auf der Bühne bei einem Musical auftreten dürfen (Michael 00:57:06-6). Indem der Pflegevater dies im Interview erwähnt, wird deutlich, dass die in der Gemeinschaft erfolgte Anerkennung zuhause reproduziert wird. Community-Aktivitäten dürften für die Anerkennung der (Pflege-)Kinder also rein logisch potenzierende Wirkung haben.

10.2.8 Sanktionen

Das Thema Sanktionen – oder wie es in den Interviewfragen auch formuliert ist: »Konsequenzen« – gehen die Pflegeeltern vorsichtig an. Die wenigen erwähnten Übertretungen von Regeln durch Pflegekinder und darauffolgende Sanktionen der Pflegeeltern sind eher banal und die erwähnten Sanktionierungen geringfügig. Von physischer Gewalt distanzieren sich die befragten Pflegeeltern. Demgegenüber erzählen einige ehemalige Pflegekinder ausführlich von teils massiver psychischer und physischer Gewalterfahrung. Die in den Interviews mit den Pflegeeltern feststellbare Zurückhaltung bezüglich Sanktionen hängt vielleicht damit zusammen, dass Pflegeeltern die Aufgabe übernehmen, Kindern, die in ihrer Herkunftsfamilie möglicherweise Misshandlung erlebt haben, eine im Sinne des Kindesschutzes sichere Alternative zu bieten. Auch ist ihre Zurückhaltung vielleicht dadurch erklärbar, dass den interviewten Pflegeeltern bewusst ist, dass in der Mehrheitsgesellschaft psychische und physische Gewalt in der Erziehung mit Evangelikalismus in Verbindung gebracht wird, teilweise durch skandalisierende Medienberichte motiviert, aber auch durch wissenschaftliche Studien belegt (Pfeiffer und Baier 2013; Baier et al. 2018; Harder et al. 2024). Das methodische Vorgehen mit einer multiperspektivischen Herangehensweise und die Befragung ehemaliger Pflegekinder erweist sich in Bezug auf das Thema Sanktionen jedenfalls als wertvoll.

Von sich aus bringen die evangelikalen Pflegeeltern das Thema der Sanktionierung in den Interviews nicht auf und es scheint den Befragten grundsätzlich unangenehm zu sein, darüber zu sprechen. Nicole steigt beispielsweise negierend in die Thematik der Sanktionen ein. Auf die direkte Frage nach Konsequenzen antwortete sie, dass sie gerade *kein* Hausarrest, *kein* Handyverbot (01:11:51-0) und *kein* Dessertentzug (01:14:15-3) verhängt, sondern an die Vernunft der (Pflege-)Kinder appelliert:

»dann muss ich halt hingehen und das Kind an der Hand nehmen und finden: "und du hilfst mir jetzt in der Küche, weil das ist mir wichtig. und wenn du meine Hilfe willst, dann gebe ich sie dir auch." also ich tue es mehr dann gerade situativ mit ihnen anschauen (.) das gelingt auch nicht immer. aber [...] wir haben wirklich höchstens, dass es so mega laut wird oder mega gehässig. [...] ich rufe eigentlich nur aus, wenn ich gerade geputzt habe. und dann sage ich: "hey, iss am Tisch." und in der nächsten Sekunde leeren sie irgendetwas auf den Boden, dass ich wieder von vorne beginnen kann. das sind die Momente, wo ich manchmal auch nicht so viel Geduld habe« (Nicole 01:14:15-3).

Nicole zeichnet ein Bild von sich als sehr geduldiger und vernunftorientierter Pflegemutter. »Gerade situativ«, für das Kind also nachvollziehbar, setze sie ihre erzieherischen Ziele durch Unnachgiebigkeit durch. Gleichzeitig gesteht sie ein, »manchmal auch nicht so viel Geduld« zu haben, wobei das angeführte Beispiel mit dem, trotz mütterlicher Vorwarnung auf dem Boden verschütteten Essen und ihrem »[Aus]rufe[n]« gut nachvollziehbar und harmlos ist. Die Pflegemutter gibt sich damit als Gegenpol hart sanktionierender (Pflege-)Eltern und wählt vorzugsweise den Weg des »bewussten Gesprächs« (vgl. Kapitel 10.2.3).

Dass elterliches Sanktionieren als unliebsames Interviewthema aufgefasst wird, macht ganz besonders der Einstieg einer anderen Pflegemutter deutlich. An ihrer Aussage kann schliesslich ein wichtiger Befund herausgearbeitet werden, nämlich die Tatsache, dass die evangelikale Erziehung über eine sich an Entwicklungspsychologie und Vernunft orientierende Erziehung gestellt werden kann und Sanktionen sich entsprechend an der religiösen Moral und nicht dem kindlichen Entwicklungsstand ausrichten können. Im Folgenden wird dieser komplexe Argumentationsstrang ausgeführt.

Magdalena reagiert mit einem verschleppenden Antwortverhalten auf die Frage nach Regelübertritten der (Pflege-)Kinder:

»I: gibts Sachen, wo Sie irgendwie finden: "da muss ich jetzt Konsequenzen ziehen"?
 M: ((schlucken)) wie meinen Sie das?
 I: also so wie irgendetwas, das sie [die Kinder, d. A.] machen, einen Quatsch ((CH: Seich)).
 M: klar (.) das gibt es immer wieder @(.)@ ((einatmen)) weiss nicht @(.)@
 I: was i- @okay ja@ @(.)@ ((einatmen)) ja-
 M: ja klar.
 I: und und was we- wi- was für Konsequenzen ziehen Sie? wie machen Sie das?
 M: ((einatmen)) (2)
 I: ka- kann kann mir ja gerade Tipps holen @bei Ihnen@ @(.)@ ((einatmen))

M: @(.)@ also. entweder (.) ähm (.) gerade, wenn sie einander Sachen wegnehmen, die Kleinen, dann schaue ich, dass ich ä- (.) zuerst rede ich« (Magdalena 01:19:10-8).

Die Pflegemutter versteht erst die Frage nach den Auslösern für erzieherische Konsequenzen nicht, obwohl sie kurz davor von »Herausforderungen« des Daseins als Pflegefamilie spricht (Magdalena 01:15:35-5). Gut möglich, dass sie durch die Offenheit der Fragestellung und das nicht direkte Abfragen, sondern blosses Anstossen des Themas »Konsequenzen ziehen«, unsicher und mit einem leeren Schlucken reagiert. Auf die Konkretisierung der Frage durch mich als Interviewerin hin, dass »irgendetwas, das sie machen, einen Quatsch« gemeint ist, bleibt die Frau vage, zeigt ihre Unsicherheit (Lachen, einatmen, »weiss nicht«), bestätigt aber, dass die (Pflege-)Kinder »Quatsch« machten und normalisiert dies in ihrem »klar«. Die Interviewerin insistiert, ringt um eine passende Ausdrucksweise und fragt dann direkt danach, »was für Konsequenzen [Sie] ziehe[...]
und »wie Sie das [mache]«. Erneut weiss Magdalena nicht zu antworten und atmet ein. Die Interviewerin bleibt hartnäckig und wendet eine kritisierbare Technik der persönlichen Involvierung an, bei der sie sich als gleichsam vor Herausforderungen gestellte Mutter mit der Pflegemutter zu solidarisieren sucht, die mögliche gefühlte Hierarchie im Interview umdreht und schliesslich reüssiert. Die Frau beginnt detailliert, von alltäglichen Regelbrüchen der Kinder und den darauffolgenden Sanktionen zu erzählen:

»wenn sie einander Sachen wegnehmen, die Kleinen. [...] zuerst rede ich [...] und sage, sie sollen es zurückgeben und so weiter (.) und wenn das wirklich einreisst, dann müssen sie zum Beispiel Pause machen und auf das Sofa sitzen (.) jetzt bei den Kleinen wirklich nur sehr kurz. weil ich glaube, alles andere bringt nichts, die checken das noch gar nicht richtig. und der allerschlimmste Fall ist für mich immer, dass ich sie in das Zimmer tue (.) das habe ich jetzt auch schon bei den ganz Kleinen, bei einem zwei, dreimal gemacht. der wirklich einfach auf die anderen losgegangen ist und nicht aufgehört hat damit. und ich irgendwann (2) ihn irgendwie separieren muss. [...] oder beim Essen, [...] dass sie vom Tisch weggeschoben werden, wenn sie nur auf den Tisch hauen und Blödsinn machen oder mit dem Essen spielen (.) dass das Essen weggenommen wird (.) und erst wiedergegeben wird, wenn wir das Gefühl haben, jetzt essen sie wirklich. [...] sie müssen nicht hungern bei uns. aber (.) mit dem Essen spielt man nicht bei uns. das geht gar nicht. das finde ich ganz etwas Schlimmes. [...] Handyverbot bei der Grossen Zusatz-Ämtli haben wir ganz selten mal gegeben. [...] wir bestrafen nicht viel. [...] man versucht vieles wirklich mit Gesprächen zu lösen oder einen Weg zu finden (.) am Tisch sitzenbleiben, bis wir etwas geklärt haben (.) das ist vielleicht eine Konsequenz« (Magdalena 01:20:56-6).

Magdalena unterscheidet die Massnahmen je nach Alter der (Pflege-)Kinder. Isolation bei den »Kleinen«, Handyentzug, Arbeitsauftrag bei »der Grossen«. Sie reflektiert einerseits, dass junge Kinder eine Sanktion wie lange Isolation »gar nicht richtig [checken]« und sie sie deshalb nur für kurze Zeit »auf das Sofa« setzen oder »in das Zimmer tu[t]«. Diese Reflexion fehlt beim »mit dem Essen spielen«. Hier handelt sie sehr viel rigider und moralisch, was sich in der absoluten Aussage »mit dem Essen spielt man nicht bei uns. das geht gar nicht. das finde ich ganz etwas Schlimmes« ausdrückt. Die Tatsache, dass ein Kind »im zweiten und dritten Lebensjahr sich mit den räumlichen Beziehungen

zwischen Gegenständen, den Dimensionen des Raumes und der Schwerkraft [in seinem Spiel] auseinander[setzt]« (Largo 1999: 207), folglich durch »auf den Tisch hauen« und »mit dem Essen spielen« lernt und noch wenig Tischmanieren begreift oder verbalen Erläuterungen folgen kann (ebd. 221), hat hier andererseits kein Gewicht. Obwohl die Pflegemutter angibt, Remo Largo zu lesen (Magdalena 00:59:12-6) und wie im Beispiel der Isolation die Perspektive des Kindes bei ihrem erzieherischen Sanktionieren mitreflektieren kann, stellt sie beim Essen ihre moralische Haltung über das altersadäquate Verhalten des Kindes. Die Argumentation ist im moralischen Sinn als »ganz etwas Schlimmes« begründet und nicht dadurch, dass »mit dem Essen spielen« beispielsweise mühsame Reinigungsarbeiten nach sich ziehen kann, das heisst eine zusätzliche Arbeitslast für die Pflegeeltern bedeutet, wie die zuvor erwähnte Pflegemutter Nicole argumentiert. Die emotionale Involvierung und die Absolutheit in der Aussage machen diese Einschätzung plausibel und unterstreichen den ideologisch hohen Stellenwert des Essens. Diesem kommt als Teil des »gottgefälligen Lebens« die besondere Bedeutung der Gabe Gottes zu, ist ein Zeichen von Demut und Bescheidenheit (Kapitel 8.5.3) sowie Gegenstand ausgeübter Barmherzigkeit (Kapitel 8.4.2). Überschreiten die (Pflege-)Kinder bei einem derart zentralen Wert die gesetzte Grenze, stellen diese Pflegeeltern ihre um Reflexion bemühte Erziehung hinten an und sanktionieren die Kinder durch Essensentzug, bis das Kind isst und nicht mit dem Essen spielt.

Weiter betont Magdalena, sie und ihr Mann würden »nicht viel [bestrafen]«, sondern durch die bewusste Gesprächsführung (Kapitel 10.2.3) ihre erzieherischen Ziele erreichen. Dabei würden die Pflegeeltern zuweilen bei Regelüberschreitungen von den (Pflege-)Kindern verlangen, »am Tisch sitzen[zu]bleiben, bis wir etwas geklärt haben«. Sie insistierten folglich so lange verbal, bis diese einlenkten, worin sich der Gehorsamsanspruch dieser Pflegeeltern zeigt, die in einem solch klärenden Gespräch keinen Konsens, jedoch eine Konsequenz sehen. Das »ernste Wörtchen«, wie eine Pflegemutter es nennt (Karin 00:48:32-6), oder das im Interview mit einem Pflegevater auffällig oft wiederholte »darüber reden« (Michael 00:12:58-9) können folglich für die Pflegekinder zwanghaften Charakter annehmen und als Sanktion verstanden werden. In solchen Gesprächen kann es zum Beispiel um das Eingestehen von Schuld gehen, wobei evangelikale Pflegeeltern von den Kindern einfordern, sich zu entschuldigen, was als wichtiger Aspekt ihres Orientierungsrahmens dargelegt ist (Kapitel 8.5.5).

Weiter erwartet eine Pflegemutter von ihren Pflegekindern, Fehler einzugestehen, ehrlich zu sein und nicht zu lügen, und zeigt damit weitere zentrale Aspekte ihres Orientierungsrahmens an (Kapitel 8.5.4). Sie erzählt davon, wie sie und ihr Mann stehende Pflegekinder »überführen« würden:

»wir sind natürlich auch schon beklaut worden. klar. [...] von Kindern. [...] da musst du halt weise sein, wie machst du jetzt das? [...] wir sprechen darüber (.) wir überführen sie. [...] meistens denial erstmal, manchmal inszenieren wir auch was, wo wir beweisen können, dass sie es gemacht haben. also ganz bewusst. [...] weil Kinder lügen ja einfach auch. also (2) wie Erwachsene auch. [...] da darf man sich nix vormachen. du wirst angelogen. warum soll ein Kind sagen: "ja, ich hab dir zwanzig Stutz geklaut" (2) warum soll ein Kind dir das sagen? wenn man keine enge Bindung hat. wenn das relativ neu kommt« (Cisela 00:51:06-8).

Die auf Kurzzeitpflege spezialisierte Gisela erklärt stehende Pflegekinder zur Normalität, wenn sie anmerkt, dass sie »*natürlich* auch schon beklaut worden [seien] von Kindern«. Dies ist ein zugeschriebener Zusammenhang, den auch evangelikale Fachpersonen nennen (GInt7 01:20:09-6). Sie begründet das »Klau[en]« und »Lügen« von Pflegekindern damit, dass diese »relativ neu« bei ihnen sind und »keine enge Bindung« haben. Gisela argumentiert entwicklungstheoretisch und damit vernunftgeleitet. Ein vertrauensvolles Verhältnis würde folglich dem devianten Verhalten vorbeugen. Dennoch arbeiten die Pflegeeltern nicht an einer vertrauensvollen Beziehung, sondern sprechen das Stehlen an und versuchen, mögliche ›Täter:innen‹ zu »überführen«. Dieses Vorgehen der Pflegeeltern entspricht einem Blossstellen der Pflegekinder und untergräbt damit jegliche Vertrauensbasis. Mittels Inszenierung glauben die Pflegeeltern »beweisen« zu können, dass ein Pflegekind stiehlt. Doch auch wenn diese Taktik funktioniert, lässt sich damit nicht belegen, dass dasselbe Kind den Diebstahl begangen hat. Hierin zeigt sich erneut die dichotome Weltsicht evangelikaler Pflegeeltern, die Pflegekinder erstens »natürlich« als potenzielle Diebe sehen und zweitens deviantes Verhalten als unverrückbare Konstante wahrnehmen. Die Pflegemutter bezeichnet zwar ihr Vorgehen als »weise«, dabei vernachlässigt sie jedoch ihre eigene vernunftgeleitete Überlegung zu Vertrauen als Prävention und stellt ihre ideologische Weltsicht in den Vordergrund.

Neben dieser Blossstellung erwähnten die befragten Pflegeeltern verschiedene Formen der verbalen Zurechtweisung ihrer Pflegekindern. Das teils erzwungene Gespräch, das Einfordern von Einsicht und Entschuldigung sowie Anschreien. In den Interviews ist die Rede von »sehr laut oder sehr gehässig [...] [aus]rufen« (Nicole 01:14:15-3), »ich werde auch mal laut« (Magdalena 00:53:02-2) oder »dazwischen fahren« (Gisela 00:12:33-7). Es zeigt sich in diesen abschwächenden Formulierungen erneut die Bemühung der Pflegeeltern, keinesfalls den Eindruck zu erwecken, sie seien ungehalten oder gar brutal.

Wie Magdalena weiter oben erwähnen auch andere Pflegeeltern die kurzzeitige Isolation als erzieherische Massnahme bei grenzüberschreitendem Verhalten von (Pflege-)Kindern, sei es »ins Zimmer [schicken]« aufgrund von lauten Streitereien unter den Kindern »über das Sofa« (Nicole 01:14:15-3) oder »raus [gehen müssen]« wegen unangepasstem Verhalten am Tisch (Gisela 00:12:33-7). Michael berichtete zudem, dass sie den (Pflege-)Kindern Sackgeld entziehen würden, wenn diese ihre »Ämtchen nicht machen wollen« (Michael 00:12:58-9) und erwähnte die Androhung von Handyentzug. In dieser Androhung lässt sich ein wirkmächtiger und im evangelikalen Erziehungsstil typischer Mechanismus zeigen:

»nein, Handy-Verbot haben wir bis jetzt noch nicht. [...] wenn sie grenzwertig viel in der Küche gestanden sind und am Handy gewesen sind, dann haben wir gesagt: "jetzt lasst ihr's sein (.) sonst verräumen wir's eine Woche." [...] bis jetzt haben wir das nie umsetzen müssen. genau (.) das Androhen hat gereicht« (Michael 01:03:59-7).

Bereits die »Androh[ung]« des Handyentzugs reiche in dieser Pflegefamilie, die den Zugang zu Neuen Medien stark kontrolliert und reglementiert, dass die (Pflege-)Kinder sich an die Regeln halten. Die Knappheit der Verfügbarkeit lässt das »Handy-Verbot« derart gewichtig werden, dass die ausgesprochene Drohung laut dem Pflegevater »nie« vollzogen werden musste. Die Verbotsandrohung in Kombination mit der Knappheit der

Verfügbarkeit ist folglich ein wirkmächtiges Instrument und eine mögliche Erklärung dafür, weshalb Kinder evangelikaler Pflegeeltern von den ehemaligen Pflegekindern Sämi und Janosch als konform beschrieben werden. Wenn begehrte Güter für Jugendliche wie ein Handy oder Ausgang nur knapp zur Verfügung stehen, ist die Androhung des gänzlichen Entzugs sehr viel wirkmächtiger, als wenn keine Knappheit bestünde. Um in der Mehrheitsgesellschaft partizipieren zu können, werden gerade diese knapp gewährten Güter von den (Pflege-)Kindern benötigt.

Neben all diesen hier ausgeführten Sanktionen, von denen die Pflegeeltern berichteten, wird auch erwähnt, dass ein Aufenthalt in einer Pflegefamilie per se als Sanktion für Kinder gelten kann. Der Pflegevater Ruedi erzählt, wie er selbst den verlängerten Aufenthalt in der Pflegefamilie als Drohkulisse für das Pflegekind aufbaut, falls dieses sich nicht angemessen verhalte:

»wenn es nicht klappt, ist der nächste Aufenthalt beim Hiersein länger. [...] das heisst, der merkt jetzt, dass es für ihn nichts mehr zum sich Verstecken gibt ((CH: nüt meh zum Schlüüfe)). [...] dieses Muster muss sich jetzt korrigieren (.) und das ist jetzt ein Anfang gewesen hier bei uns. da in diesem langweiligen, langsamen, normal funktionierenden Ort, der ihm vielleicht dabei hilft, dass er das schafft (.) nebst dem hat er auch Heimweh ((CH: Längizyti)) gehabt. ist ja klar, bei diesen Kleinen in dem Alter« (Ruedi 00:12:11-8).

Durch rigide Kontrolle und den reizarmen Pflegeplatz, aber auch durch das »Heimweh« wird der achtjährige Junge gemäss den Schilderungen unter Druck gesetzt. Weiter meint eine Pflegemutter, die auch Pflegekinder für Kriseninterventionen aufnimmt: »häufig sind's Kinder gewesen, die einfach ein Wochenende, zwei nicht haben heim dürfen. als Strafe @(.)@« (Michèle 00:06:17-5). Die Platzierung am Wochenende oder in den Ferien in einer Pflegefamilie kann für Heimkinder offensichtlich als Strafmassnahme eingesetzt werden. Diese Rolle scheint die Frau nicht zu stören, denn sie schliesst ihre Aussage mit einem Lachen, das als ihr Einverständnis mit dieser Praxis gelesen werden kann.

Die befragten (ehemaligen) Pflegekinder erzählten von einer Vielzahl unterschiedlicher Sanktionen, die von verlangerter Einsicht über Tadeln und Rüge bis zu psychischer und physischer Gewalt reichen. Sanktionen lassen sich bei jedem Erziehungsstil finden (Largo 1999: 304; Liebenwein und Weiss 2012). In Bezug auf die Erziehung in evangelikalen Pflegefamilien fällt hingegen auf, dass Sanktionen teilweise rigide umgesetzt werden. Der Spielraum für die Duldung von Fehlritten ist zuweilen klein und Sanktionen können heftig, mitunter unter Einbezug der religiösen Gemeinschaft, ausfallen.

Das ehemalige Pflegekind Muriel, deren Pflegeeltern in ihrer Erziehung stark auf Gespräch und positive Glaubensbezüge setzten, sagte auch im Hinblick auf Sanktionen, dass diese auf Verständnis und Kooperation setzten. So wäre es für sie »schon eine sehr harte Bestrafung gewesen«, wenn von ihr aufgrund eines Fehlrittes in einem Streit eine »Entschuldigung verlangt« worden sei:

»sie haben mir mega oft im Streit gesagt: "hey, ich erwarte eine Entschuldigung von dir. du hast mich verletzt." (.) und dann ist es an dir gewesen, zum zu ihnen gehen. [...] das ist für mich eigentlich schon eine sehr eine harte Bestrafung gewesen. [...] wir haben

rumgeschrien (.) obwohl es geheissen hat: "hey (.) geh in dein Zimmer schreien." [...] dann [...] "nein jetzt schreie ich dich an, weil du nervst mich"« (Muriel 01:23:02-5).

»Schreien« hat eine kurzfristige Isolation zur Folge, an anderer Stelle nennt sie »Fernsehverbot [...] nie Ausgangssperre« als Sanktionen (Muriel 02:17:43-3) und »[An]schreien« muss entschuldigt werden. Die Pflegeeltern begründen gemäss Muriels Darstellung ihr Sanktionieren und gestehen die eigene Verletzlichkeit ein. Sie erwarten im Gegenzug die Einsicht der Pflegekinder, dass diese nach einem Streit aus eigenem Antrieb auf sie zugehen, um sich zu entschuldigen. Was Muriel als »harte Bestrafung« empfindet, ist folglich die Einsicht, einen Fehltritt begangen zu haben. Anders als Muriel, bei der auch »rumgeschrien« wird, beschrieb das ehemalige Pflegekind Janosch das Verhalten der Kinder in seiner Pflegefamilie als äusserst konform. Die seien »alle zusammen mustergültige lammfromme Sprosse ((abwertend, CH: Goofen)) gewesen« (Janosch 01:32:59-9). Die Kinder seien nie geschlagen worden, Schimpfen und Rügen wären die primären Vorgehensweisen der Pflegeeltern gewesen:

»"du hast die Ämtli nicht gemacht." oder: "du hast gelogen." oder du hast weisst der Guggler was. [...] so diese Moralin angereicherten Zurechtweisungen« (Janosch 01:32:59-9).

In seiner Einschätzung führen die moralisch fundierten »Zurechtweisungen« zum angepassten Verhalten der leiblichen Kinder in der Pflegefamilie. Doch beim schwer belasteten Pflegekind Janosch wenden die Pflegeeltern auch psychische Gewalt an.

10.2.9 Psychische Gewalt

Die psychische Gewalt in evangelikalen Pflegefamilien, von der die (ehemaligen) Pflegekinder erzählten, ist vielgestaltig: Bibelzitate oder -geschichten, die Kindern Angst machen (Marcel 01:11:55-1), in der Pflegefamilie oder Gemeinschaft praktizierte Dämonen-austreibungen (Sämi 00:28:30-2, Janosch 00:41:57-0), vor der Gemeinde Schuld bekennen müssen (Janosch 00:57:33-6), Liebesentzug (Sämi 00:24:40-1), Demütigung (Marcel 00:15:35-6) und Gaslighting (Janosch 00:31:01-8).

Grundlegend dabei scheint eine stark normative Weltsicht der Pflegeeltern zu sein, welche die Wahrnehmung der Bedürfnisse der Pflegekinder verstellen kann. Das ehemalige Pflegekind und Milieuaussteiger Janosch schilderte seine Erfahrungen diesbezüglich retrospektiv:

»ich bin teilweise auch ein total- also zutiefst verunsicherter und total traumatisierter, junger Mann gewesen. (2) der eigentlich wirklich professionelle Begleitung gebraucht hätte und nicht irgendwelche Seelsorge oder irgendwelche Pflegeleute, die ihre fixen Vorstellungen haben« (Janosch 00:11:20-1).

Statt »professionelle[r] Begleitung« kümmern sich evangelikale Seelsorger und Pflegeeltern mit »fixen Vorstellungen« um den »traumatisierte[n]« Jugendlichen, den die normativen Forderungen zusätzlich belasten. Subtil erfährt Janosch beispielsweise, dass

erbrachte Hilfeleistungen durch seine Pflegeeltern als Druckmittel und Pfand in einem Konflikt eingesetzt werden können, bei dem das Pflegekind sich durch Dankbarkeit loskaufen respektive sich wieder in die existenzsichernde Hilfestellung der Pflegeeltern einkaufen kann. Ein »Muster« und Begleitscheinung von Barmherzigkeit, die er immer wieder erlebt und beobachtet (01:36:28-3). Die überzogenen Ansprüche der Pflegeeltern gegenüber einem ohnmächtigen Pflegekind können als psychische Gewalt bezeichnet werden, insbesondere wenn man bedenkt, dass das Kind für ein gesundes Aufwachsen das Gefühl des Angenommenseins und der Akzeptanz benötigt (Largo 1999: 95ff.; Liebenwein und Weiss 2012). Auf dieses Bedürfnis bezieht sich Sämi, indem er erklärte, dass er sich als Pflegekind konform verhielt, um »anerkannt zu werden«:

»in so einer Pflegefamilie [...] nimmst du das auch an: [...] "ich muss da auch mitsingen in der Kirche und mitbeten, weil sonst hat man mich nicht gern." also so ist das verknüpft. dann musst du es gar nicht heran erziehen, [...] mit der Angst und mit wollen anerkannt zu werden« (Sämi 00:24:40-1).

In seiner Eigentheorie sind persönliche Anerkennung und religiöses Verhalten »verknüpft«. Die Angst vor Liebesentzug bei nicht-konformem Verhalten sei so präsent gewesen, dass die Pflegekinder ohne Forcierung durch die Pflegeeltern an religiösen Ritualen partizipierten. Die Angst per se, und speziell die Angst vor Liebesentzug, die das existenzielle Bedürfnis eines Kindes nach Zuneigung betrifft, setzen das Pflegekind unter psychischen Druck.

Auch Melanie, die zwar grundsätzlich eine sehr vertrauensvolle Beziehung zu ihren Pflegeeltern angab, äusserte sich zu einer existenziellen Krise, bei der ihr Verbleib in der Pflegefamilie vom Befolgen der für sie rigiden Regeln abhängig gemacht wird (Melanie 00:29:28-2). Es geht um Anerkennung und Zugehörigkeit durch Regelkonformität. Für ein Pflegekind mit wenig Alternativen und Ressourcen löst die Drohung vom Ausschluss aus der Pflegefamilie unweigerlich grossen psychischen Druck aus. Denselben Mechanismus von Anerkennung durch die Befolgung von Regeln erfährt Janosch in seiner Jugend. Er beschrieb den psychischen Druck durch die Erwartungshaltung, welche sein gesamtes evangelikales Umfeld bezüglich seiner sexuellen Orientierung auf ihn ausübt. Dabei wird ihm seine Selbstwahrnehmung bis zur Selbstverleugnung abgesprochen. Janosch hat, um konform zu sein, unter anderem Konversionstherapien gemacht, im Interview bezeichnete er diese Umerziehungsmethode als »jenseits von Gut und Böse« (Janosch 00:20:51-5):

»man hat mir dort so lange eingeredet, dass ich nicht auf mein Bauchgefühl gehen kann und dass, was ich denke und fühle, nicht richtig ist, und dass alles, was ich denke und fühle, eigentlich nur Selbstbetrug ist. [...] wie ich denken und funktionieren muss [hat] so und so zu sein (.) das hat man so lange mit mir gemacht, bis ich so weit gewesen bin, dass ich tatsächlich das Gefühl gehabt habe, [...] dass ich neben den Schuhen bin« (Janosch 00:20:51-5).

Später im Interview formulierte er metaphorisch und einprägsam seine Erfahrung mit dieser Form von psychischer Gewalt, die auch als »Gaslighting« bezeichnet wird (Kut-

cher 1982): »wenn man dir ein Leben lang sagt: “rot ist grün, rot ist grün, rot ist grün.” und irgendwann sagst du “rot ist grün.”« (Janosch 00:31:01-8). Er schlussfolgert, »das hat einen verhängnisvollen Effekt gehabt auf mein Leben nachher. also, die grösste Tragödie von meinem Leben« (Janosch 00:20:51-5).

Mit der konsequenten Ablehnung von Janoschs sexueller Orientierung als Teil seiner Persönlichkeit geht eine Demütigung einher, die seinen Selbstwert und seine Würde verletzen. Von demütigendem Verhalten berichtete auch das ehemalige Pflegekind Marcel, indem er die erzieherische Härte seiner Pflegemutter als »seelische Folter« taxiert:

»ich bin ein kleiner schmaler Junge gewesen. [sie hat] mir einen riesen Teller geschöpft. [...] sie hat nicht gut kochen können. [...] und hat dann gewollt, dass man das aufisst. ich habe das niemals gekonnt ((CH:möge)). [...] dann hat es geheissen: “ja, du isst das auf. vorher gehst du nicht vom Tisch.” oder, und dann hat sie die in die Schule angerufen und hat gesagt: “ja ja, er ist krank, der Marcel. er kann nicht kommen heute.” [...] dann bin ich zum Teil bis zum Abendessen dort gehockt mit dem Teller. [...] dann hat sie extra [...] zum Nachtessen zum Beispiel Pizza bestellt. [...] und du hast gewusst, du musst jetzt das essen, oder. du bekommst sowieso keine Pizza. [...] das meine ich, oder, mit so ein bisschen seelische Folter« (Marcel 00:15:35-6).

Durch Esszwang, den die Pflegemutter über die Schulpflicht stellt, einerseits und durch das provokante Verhalten der Pizzabestellung für alle anderen Familienmitglieder andererseits, will die Pflegemutter den Willen des Kindes brechen. Sein als Pflegekind erfahrenes Leid drückt er als psychische Gewalterfahrung aus, die durch die Machtdemonstration der Pflegemutter und dem mehrfachen Ausschluss (von der Schule und der Tischgemeinschaft) begründet ist. Gleichzeitig ist in dieser Erziehungsweise auch physische Gewalt zu erkennen, erstens da wo ein »kleiner schmaler Junge [...] einen riesen Teller« essen soll und zweitens im Zwang, am Tisch sitzen bleiben zu müssen, das heisst in seiner Bewegungsfreiheit eingeschränkt zu werden.

Dieses Zusammengehen von psychischer und physischer Gewalt zeigt sich mehrfach. Das ehemalige Pflegekind Janosch wird durch die Maximen eines ›gottgefälligen Lebens‹ zum Einstecken von Schlägen und Häme durch Schulkamerad:innen genötigt:

»du gerätst als Kind in Situationen [in der Schule], wo du dann nachher in der Kirche wieder sagen musst: “ja, ich habe Gott verleugnet.” weil ich bin in dem Moment nicht dazu gestanden, dass ich finde, das und das wäre richtig (.) weil ich gewusst habe, wenn ich das sage, bekomme ich auf den Kopf ((CH: Grind)) oder ich werde ausgelacht« (Janosch 00:57:33-6).

Kommt er dieser Anforderung nicht nach, muss er »nachher in der Kirche sagen«, dass er »Gott verleugnet« hat. Das geforderte Einstehen für den Glauben kann also indirekt zu physischer Gewalterfahrungen für die Kinder führen. Gleichzeitig setzt es diese der intrinsischen Sorge aus, Gott keinen Gehorsam geleistet zu haben (siehe Kapitel 8.3.3), übt also zusätzlichen psychischen Druck aus, neben der unangenehmen Aufgabe des Geständnisses vor der religiösen Gemeinschaft, die als öffentliche Blossstellung und Demütigung aufgefasst werden kann.

Wie Marcel und Janosch berichtete auch Sämi von erzieherischen Massnahmen, bei denen psychische und physische Gewalt zusammen ausgeübt werden, um das Pflegekind zu einem konformen Verhalten zu drängen. Er beschrieb, wie seine Pflegeeltern die Lehrpersonen für ihr Bestrafungssystem mittels eines rigide geführten Heftes, in dem sein Verhalten dokumentiert wird, instrumentalisieren:

»[das Verhalten als Klassenclown hat] eine Resonanz gegeben von den Lehrern zu den Eltern so: "der Sämi ist auffällig, der redet immer rein." etcetera [...] dann hat man dort angefangen zu arbeiten. [...] mit Bestrafungen ganz klar (.) und [...] so eine Art Wutplan [...] ich habe dieses Heftchen [von den Pflegeeltern] bekommen und [...] jedes Mal, wenn ich jetzt Handarbeit gehabt habe, nach diesen zwei Stunden Handarbeit, zu ihr gehen und sie hat mich bewerten müssen. [...] dann beim nächsten Lehrer. [...] jetzt bist du noch mehr kontrolliert. wegen dem hat es diese Wutausbrüche trotzdem gegeben. das ist einfach wieder ein Grund gewesen (.) um mich zu denunzieren, zu bestrafen, wenn dann mal ein Lätsch gewesen ist und kein Smiley. [...] bist nicht mit den Lehrern zusammen gehockt und hast geredet oder hat mich mal zu einem Kinderpsychologen geschickt« (Sämi 00:31:43-7).

Sämis Pflegeeltern schaffen unter Miteinbezug von aussenstehenden Dritten ein Macht- und Bestrafungssystem, um möglichst umfassend die Kontrolle über ihr Pflegekind zu haben. Darin wird deutlich, dass die Pflegeeltern einerseits durch ihre dichotome Welt-sicht stark geprägt sind und institutionelle wie fachliche Hilfe durch Schule und Medizin ablehnen, wenn sie weder Lehrpersonen noch Kinderpsycholog:innen für eine konstruktive Lösung heranziehen. Andererseits machen sie sich gerade die Lehrpersonen zunutze, um ein sich auffällig verhaltendes Kind nach ihren erzieherischen Vorstellungen zu bestrafen. Den Lehrpersonen ist ihre Rolle in diesem System von Kontrolle und Gewalt möglicherweise nicht bewusst, was einerseits die Verwendung von »Smiley«-Symbolen, die auf einer kommunikativen Ebene ansetzen und andererseits durch die Betitelung des Kontrollinstruments als »Wutplan« nahelegen. Denn Letzteres zielt auf ein unerwünschtes Verhalten des Kindes ab, worunter aus Sicht der Lehrpersonen auch ein unreifes Verhalten adressiert werden kann. Dieses könnte pädagogisch und kindgerecht angegangen werden, statt wie hier als Argument für Gewaltanwendung missbraucht zu werden. Die erzieherische Methode mittels des »Wutplan«-Hefts, welches das Kind eigenständig von Lehrperson zu Lehrperson tragen muss, im Wissen darum, dass dieses die Grundlage für die zu erwartende physische Gewalt zu Hause bietet, kann deshalb als psychische Gewalt eingeordnet werden.

Diese starke Verknüpfung von psychischer und physischer Gewalt wird besonders deutlich, als das ehemalige Pflegekind Sämi erzählte, dass mit der systematischen physischen Gewaltanwendung der Pflegeeltern eine dauerhafte psychische Gewalt in Form von Angst einhergeht:

»ganz ganz strukturell angewandte Gewalt. [...] das Prägende [ist] gewesen, [...] diese ständige Angst (.) immer eine Unruhe ist da gewesen (.) oder es könnte jeder Zeit etwas passieren. [...] irgendwo hat man etwas falsch gemacht, also man ist ständig auch unter einer Anspannung. [...] und ich habe sehr unter dem gelitten. [...] schon nur, [...] wenn sie die Treppe hoch laufen, bin ich automatisch angespannt- obwohl ich nichts gemacht

habe. ich weiss, dass ich nichts gemacht habe, aber ich bin angespannt gewesen und habe einfach nur in dem Moment einfach gewartet bis- "wo geht er hin? geht er jetzt hoch? geht er-" (.) also meistens dann der Vater, oder. er ist schon eher der intensivere Teil gewesen (.) was das angegangen ist« (Sämi 00:19:18-5).

Sämi schildert hier die Angst vor Fehlern und Züchtigung, die primär vom Pflegevater ausgegangen sei. Mit der Angst geht das Gefühl der Ohnmacht einher, weil im Wissen darum, nichts »falsch gemacht« zu haben, dennoch die Angst vor der Willkür gewalttätiger Pflegeeltern das Kind arg belastet.

10.2.10 Physische Gewalt

Es gilt vorwegzunehmen, dass lange nicht alle Befragten von physischer Gewalterfahrung in ihren Pflegefamilien erzählten respektive erzählten, dass sie keine Gewalt erfahren haben. Das ehemalige Pflegemädchen Muriel beispielsweise betonte, nie Gewalt durch ihre Pflegeeltern erfahren zu haben, nicht zuletzt, da diese selbst Züchtigung durch ihre Eltern erlebt hätten und sie deshalb ablehnten (Muriel 01:26:47-8):

»wir sind zum Beispiel nie geschlagen worden. also nie (.) nie (.) nie. wirklich nie. wo du dann vielleicht in anderen christlichen Kreisen hörst: "es ist okay, wenn du mal ein Klapf gibst." und meine Eltern haben wirklich gefunden: "wir fassen unsere Kinder nicht an. machen wir nicht"« (Muriel 01:23:02-5).

Gleichzeitig bringt sie zur Sprache, dass Züchtigung in »anderen christlichen Kreisen« ein mögliches akzeptiertes erzieherisches Mittel darstellt. Später differenziert sie ihre Aussage und unterscheidet dabei zwischen einem leichten Schlag als Affekthandlung, der auch ihr widerfahren sei und schwerer Gewalt unter Anwendung von Instrumenten, die sie nicht erlebt habe:

»[in der Jungschar] gibt [es] schon Kinder die sagen: "oh ich habe auf die Finger bekommen (.) weil ich Keksteig gegessen habe." zum Beispiel (.) das hat es bei mir schon auch gegeben. aber es ist so gewesen, also wirklich fein und nicht "bämm" voll drauf oder mit dem Teppichklopfer oder was weiss ich« (Muriel 01:26:47-8).

In ihrer Erzählung berichten die Kinder aus der christlichen Jugendfreizeit ihrer Leiterin Muriel von erfahrener Gewalt. Es bleibt dabei unklar, ob diese auch systematische Gewaltanwendung beispielsweise »mit dem Teppichklopfer« erwähnen oder ob diese Erwähnung Muriels der bewussten Abgrenzung von Züchtigung in der Erziehung ihrer Pflegeeltern geschuldet ist.

Zwei ehemalige Pflegekinder, Sämi und Marcel, berichteten von massiver physischer Gewalt, die als Erziehungsmethode von ihren evangelikalten Pflegeeltern eingesetzt worden sei:

Sämi erzählte, wie »omnipräsente Gewalt, Angst« (00:17:08-1) sein Leben in der Pflegefamilie bestimmt. Die Gewalttätigkeit insbesondere des Pflegevaters sei durch dessen Alkoholkrankheit geprägt gewesen, »durch den Alkoholkonsum« habe ihm »die-

se Hemmschwelle von einfach dreinschlagen [...] schon sehr gefehlt«. Die Gewalt ging jedoch nur gegen die Kinder, paarintern hätten die Pflegeeltern »funktioniert« (Sämi 02:07:01-1). Er berichtete, wie Gewalt als Bestrafung für ihn, der zwar Vernachlässigung, nicht aber physische Gewalt in der Herkunftsfamilie kennen gelernt hat, zur Normalität in der Pflegefamilie wird:

»als Kind [...] ist man ja davon abhängig, dass einem jemand wieder gerne hat. dass jemand einem schaut und das haben sie schon geschafft. es ist halt einfach, ab dort, wo es dann in die Erziehung geht und (.) dass das funktioniert, haben sie eine Methode gehabt von- also sie sind sehr körperlich gewesen (.) eben, sie haben auch schnell Bestrafungsrituale eingeführt. [...] man hat ein Teppichklopfer genommen um die Kinder zu verdrreschen. [...] Gewalt ist eine ganz klare Methode gewesen, um uns zu züchtigen (.) dass wir funktionieren (.) und das ist halt die Kehrseite. [...] das ist schon recht früh gekommen, die ersten Gewalterlebnisse. [...] man ist schnell in diesem Sog drin gewesen von "ja, das gehört jetzt einfach dazu. das ist jetzt- hier funktioniert das so." (.) du hast ja als Dreijähriger, hast du ja nicht ein "ah, vorher ist es anders gewesen." sondern das ist jetzt einfach die Rea- die Tatsache. das ist normal. und eben auch wieder dort: die anderen Kinder haben ja das gleiche auch mitgemacht. das heisst, du bist ja nicht alleine gewesen. [...] "ah okay, bei ihr passiert es auch. beim [Christian] passiert es auch." [...] dann fängst du dich auch [...] an zu fügen. [...] du lässt es über dich ergehen und bist dir wie klar (.) "aha. wenn ich etwas Blödes mache, das ihnen nicht gefällt (.) dann gibt es Schläge, dann spüre ich das so. aber nachher ist auch wieder gut"« (Sämi 00:15:18-1).

Er erkennt und akzeptiert physische Bestrafung als Erziehungsmethode der Pflegeeltern, weil seine Pflegegeschwister das auch tun und er als Kind auf die Pflegeeltern angewiesen ist. Zudem verfängt die Argumentation, dass kindliche Vergehen bestraft und damit gesühnt werden. Bestrafung habe es »für Alltagssachen« gegeben, »was man halt so macht als Kleinkinder, etwas anmalen oder [...] beim Radiator hat das Wasser gerinnt« (Sämi 00:17:08-1). Sämi beschreibt auch, wie er fast noch stärker als unter der physischen Gewalt unter den Spannungen in der Familie, vor allem aber unter dem Miterleben der Misshandlung seiner Pflegegeschwister gelitten habe. Das Kind wählt in dieser belastenden Situation einen mutigen Weg. Es springt für die Geschwister in die Bresche und lässt sich an deren Stelle verprügeln, damit »es aufhört«:

»in meiner Kindheit hat [...] das angefangen, dass ich Sachen auf mich genommen habe, um den Konflikt zu lösen. [...] wenn jetzt irgendetwas kaputt gewesen ist, habe ich gesagt: "das bin ich gewesen." [...] es ist für mich nur noch so gewesen [...] ich will (.) dass es aufhört, dieser Stress in der Familie drin (.) diese Angespanntheit. und wenn ich dann einfach sagen gehe: "ich bin es gewesen." und bekomme Schläge (.) dann ist es nachher wieder harmonisch gewesen. [...] der prägendste Teil von Gewalt ist für mich gewesen der [Christian] (.) der schon älter gewesen ist, dort zehn. [...] er hat sehr viel Ärger gehabt und gemacht. und er ist sehr viel auch einfach geschlagen worden bis wirklich verprügelt worden. [...] mein grosser Bruder, den ich gerne habe, wird in seinem Zimmer verklopft. oder (.) und das ist für mich so der Umgang gewesen. ich will möglichst das auf mich lenken (.) nicht, dass ich noch Opfer von- also nicht noch zu-

hören muss, wie jemand- oder das miterleben. weil ich es selber nicht aktiv werden kann« (Sämi 00:19:18-5).

Seine Opferbereitschaft schreibt Sämi seinem Bedürfnis nach Harmonie zu, aber auch dem Drang nach Selbstwirksamkeit. Er will nicht Zeuge von Gewalt an seinen Geschwistern sein, will nicht »zuhören« oder Gewalt »miterleben« müssen. Besonders einprägsam sei für ihn die Misshandlung seines »grossen Bruders« gewesen. Diesem sei sehr ausgeprägt Gewalt angetan worden. Möglicherweise wird Sämi dabei seine persönliche Ohnmachtssituation besonders bewusst. Auch das Miterleben von häuslicher Gewalt ist eine Form psychischer Gewalt.

Physische Gewalt lässt sich folglich nicht immer klar von psychischer trennen, darauf nimmt auch Marcel Bezug, indem er das gewaltsame Vorgehen seiner Pflegemutter schilderte:

»"wer ist das gewesen?" [...] dann hat sie (.) und das ist eben [...] die psychologische Kriegsführung, [...] wo sie dann einen Ledergurt nimmt, [...] das Wasserbecken volllaufen lässt (.) und sagt: "Jungs (.) da in einer Stunde haben wir den Termin. [...] jetzt geht ihr aufs Zimmer und überlegt, was ihr gemacht habt" (.) und dann gehst du ins Zimmer und weisst genau, in einer Stunde gibt es wirklich Prügel. und diese Stunde ist das, was an dir nagt« (Marcel 00:53:48-0).

Die Systematik in der Misshandlung mit einem ausgeklügelten Instrumentarium, zu dem auch das Hinhalten der Kinder bis zur tatsächlichen Gewaltanwendung zählt, von der das ehemalige Pflegekind berichtet, sei insbesondere psychisch sehr belastend gewesen. Seine gewalttätige Pflegemutter bezeichnete Marcel weiter als »völlig paranoid« und kontrollierend. Von einer religiösen Sexualmoral getrieben (siehe Kapitel 8.2.3) habe sie ihn zuweilen nachts völlig überraschend misshandelt:

»ich bin auch ständig von ihr kontrolliert worden. [...] in der Nacht ist sie manchmal ins Zimmer rein gekommen, wenn das Licht aus gewesen ist (.) dann hat sie die Decke weg gerissen und dann hat sie mir aufs Gesicht geschlagen (.) dann hat sie gesagt, dass ich nie mit den Händen unter der Decke schlafen darf oder was ich eigentlich da unten mache ob ich an mir rumspiele. ich bin ja noch ein Kind gewesen. [...] habe gar nicht verstanden, was sie meint. [...] oder in der Nacht bin ich aufs WC gegangen und dann (.) einfach eine Ohrfeige bekommen. irgendwo aus dem Dunkeln raus. und irgendwie, was ich jetzt da mache? wieso ich da rumschleiche? und eben, völlig paranoid« (Marcel 00:39:54-4).

Die Pflegemutter schlägt den Jungen unvermittelt ins Gesicht aufgrund des Verdachts, dass er onaniere. Dies geschieht zu einem Zeitpunkt, als Marcel noch gar nicht verstanden hat, was Onanie ist. Oder die Schläge erfolgen ebenfalls plötzlich beim nächtlichen Toilettengang, weil sie sein »Rumschleiche[n]« befürchtete. Damit beschrieb das ehemalige Pflegekind eine Person, die grosse Angst vor Kontrollverlust hat und mit der Anweisung »nie mit den Händen unter der Decke [zu] schlafen« ihre Befürchtung der unziemlichen sexuellen Aktivität kundtut. Die Leidensgeschichte von Marcel und seinem Bruder hat sieben Jahre gedauert, in denen sie eingeschüchtert, verprügelt, ein-

geschlossen und als Arbeitskräfte missbraucht werden (00:53:48-0), ihnen das Sackgeld von der Mutter weggenommen wird (01:05:04-6), sie vom Schulunterricht und sozialer Interaktion mit Kolleg:innen (00:58:28-90) und den Herkunftseltern abgehalten werden (0:15:35-6) und bis in die intimsten Bereiche hinein beispielsweise den nächtlichen Schlaf (00:39:54-4) oder das Duschen des 14jährigen Bruders (01:53:26-0), kontrolliert werden. Misshandlung und Übergriffigkeit prägen diese Pflegefamilie. Zwar werden die Misshandlungen von der Pflegemutter initiiert, der Pflegevater, die Grossmutter und Nachbarn lassen sich aber von ihr instrumentalisieren. So berichtete Marcel, dass sein Pflegevater (00:53:48-0) und die Grossmutter auf Geheiss der Pflegemutter Schläge verteilten und die Nachbarn lassen sich die Einkäufe oder das während der Schulzeit geerntete Gemüse (00:58:28-9, 01:09:36-0) durch die Pflegekinder nach Hause bringen.

Marcel fasste sein durch Gewalt geprägtes Verhältnis zu den Pflegeeltern wie folgt zusammen: »bist ja sowieso nur das Arschloch gewesen, oder, bei den Pflegeeltern. bist nur verprügelt worden eigentlich« (00:36:01-2). Danach gefragt, ob das Mass an Gewalt, das den Pflegekindern angetan wurde, paarintern zu Diskussionen geführt habe, antwortete Marcel schlicht: »das ist völlig normal gewesen, eine gewisse Gewalt gehört in die Erziehung« (01:10:02-6). Damit gab er das Credo seiner Peiniger wieder. Das ehemalige Pflegekind hält die religiöse Prägung der Pflegemutter für den Treiber der gewaltsamen Erziehung, doch es sei »heuchlerisch gewesen. [...] ihre eigenen Sünden hat sie ja nicht bestraft. aber unsere schon« (Marcel 01:50:54-6). Bereits als Kind hat er erfahren, dass Erziehung nicht von Gewalt geprägt sein muss, denn die Geschwister erleben einmal im Monat ein Wochenende bei den Herkunftseltern, die zwar ein Leben mit Suchterkrankung und Kriminalität führen, aber ihre Kinder nie schlagen:

»das ist für uns das Grösste gewesen, weil wir sind nie geschlagen worden. wir haben Liebe bekommen (.) und wir haben dort machen können was wir haben wollen« (Marcel 01:19:17-0).

Physische Gewaltanwendung kennen einige der befragten Pflegekinder und sie berichteten oftmals auch von psychischer Gewalt, die damit einhergehen kann. Durch die erhobenen Daten zeigt sich, dass physische Gewaltanwendung in der evangelikalen Erziehung nicht zwingend erfolgt und kategorisch abgelehnt werden kann. Dennoch scheint die Züchtigung im evangelikalen Milieu bis heute keine rigorose Bekämpfung zu erfahren (URL Schweizerische Evangelische Allianz 2024) und einige evangelikale Erziehungsratgeber und -kurse propagieren nach wie vor körperliche und psychische Gewalt (Fachstelle infoSakta 2013).

Zusammenfassung: Methoden in der Erziehung zu einem ›gottgefälligen Leben‹

Evangelikale Pflegeeltern wenden in ihrer Erziehung zu einem ›gottgefälligen Leben‹ unterschiedliche Methoden an. Durch Familienzeit, das heisst kinderfreundlich und attraktiv gestaltete Zeit, die Pflegeeltern und (Pflege-)Kinder häufig gemeinsam verbringen, gelingt es Pflegeeltern, Ort, Tätigkeit und Gesprächsthemen zu kontrollieren und so Erziehungsinhalte positiv konnotiert zu vermitteln. Pflegeeltern wie auch Gemeindeführer:innen nutzen zudem ihre Vorbildfunktion und setzen ihre eigene Lebensweise

zur Demonstration eines ›gottgefälligen Lebens‹ im Alltag ein. Unterstützt wird dieses Vorleben durch die bewusste Gesprächsführung. Dabei wenden Pflegeeltern drei Subformen der Gesprächsführung an. Indem sie gewünschtes Verhalten und Einstellungen thematisieren und erklären, wie und wozu dieses sinnvoll ist, sowie durch wertendes Kontrastieren, bei dem das vorbildliche ›gottgefällige Leben‹ mit alternativen Lebensformen verglichen wird und letztere dabei abfallen. Eine weitere wirkmächtige Methode ist die Rahmung des ›gottgefälligen Lebens‹ als Wahlfreiheit, die vor allem Jugendlichen und weniger jüngeren Kindern offeriert wird. Diese suggeriert den Pflegekindern, sich frei entscheiden zu können bei gleichzeitiger Setzung der Erwartungshaltung sowohl der Pflegeeltern und Gemeindemitglieder als auch eines allmächtigen Gottes. Zusätzlich werden den (Pflege-)Kindern durch schriftbasierte Repräsentationen religiöser Inhalte, beispielsweise auf Spruchtafeln und Zettelchen in den hochfrequentierten Wohnräumen der Pflegefamilie oder anhand der Beschäftigung mit religiösen Texten, die Maximen eines ›gottgefälligen Lebens‹ als Lebenshilfe präsent gehalten. Den evangelikalen Orientierungsrahmen versuchen die Pflegeeltern dadurch aufrechtzuerhalten, dass sie die Pflegekinder durch die Kontrolle von Ausseneinflüssen von anderen Normen fernhalten. Entlang einer dichotomen Weltsicht streben evangelikale Pflegeeltern an, den Kindern Schutz und Sicherheit, eine ›heile Welt‹ und ›erbauliche‹ Medieninhalte zu bieten. Allerdings kann das für die Pflegekinder mit Vorsicht und Angst, Isolation und Ausschlusserfahrung, schliesslich einem Gefühl von Diskrepanz zur Mehrheitsgesellschaft einhergehen. Als weitere Methoden zur Erreichung der Erziehungsziele können Fördern durch Anerkennung erwünschten Verhaltens und Sanktionieren unerwünschten Verhaltens angewendet werden. Zudem kann der Einsatz von psychischer und physischer Gewalt in einigen Pflegeverhältnissen dargelegt werden, wobei sich evangelikale Pflegeeltern auch kategorisch gegen Züchtigung aussprechen.

10.3 Einordnung der Erziehung zu einem ›gottgefälligen Leben‹

Bisher wurde detailliert ausgeführt, wie die Erziehung zu einem ›gottgefälligen Leben‹ in evangelikalen Pflegefamilien von Pflegeeltern und Pflegekindern beschrieben wird. Es wurde das globale religiöse Verhalten als Erziehungssystem dargelegt, dessen Inhalte durch eine Vielzahl an Methoden vermittelt werden. Im vorliegenden Kapitel wird dargestellt, wie die Pflegeeltern und die (ehemaligen) Pflegekinder die Pflegeverhältnisse und die praktizierte respektive erfahrene Erziehung einordnen. Ein erster Teil (Kapitel 10.3.1) schildert diese Einordnung aus der Perspektive der Pflegeeltern, ein zweiter Teil (Kapitel 10.3.2) legt die Sicht der (ehemaligen) Pflegekinder dar.

10.3.1 Einordnung der Pflegeverhältnisse durch die Pflegeeltern

Grundsätzlich umschrieben die Pflegeeltern den erzieherischen ›Erfolg‹, sie nannten unterschiedliche Reaktionen von Pflegekindern auf ihre Erziehung und mit welchen Emotionen diese Reaktionen für sie verbunden sind.

Dabei zeigten sie Empathie mit dem Pflegekind und seiner Biographie und erzählten von Unterstützung, Sicherheit und Geborgenheit, die sie den Pflegekindern bieten

(Kapitel 10.3.1.1). Die Pflegeeltern zeigten Freude über die Adaption der Pflegekinder an ein »gottgefälliges Leben« (Kapitel 10.3.1.2) sowie eigene Anpassungsprozesse (Kapitel 10.3.1.3). Sie erzählten vom Widerstand der Pflegekinder gegen das »gottgefällige Leben« bei der Pflegefamilie und von Konflikten mit den Pflegekindern (Kapitel 10.3.1.4) und beschrieben die persönliche Verletzung, die Konflikte bei den Pflegeeltern hervorrufen (Kapitel 10.3.1.5). Der Fokus in den Darstellungen liegt auf der Perspektive der Pflegeeltern selbst. Eine Selbstreflexion anhand von negativen Erfahrungen, ein Perspektivenwechsel zur Sichtweise der Pflegekinder auf die Erziehung, fehlt in den Ausführungen fast vollständig.

10.3.1.1 Unterstützung, Sicherheit und Geborgenheit

Die Pflegeelternschaft beschrieben die Pflegeeltern bisweilen als starke emotionale Verbundenheit mit dem Pflegekind. Diese emotionale Verbundenheit drückt sich auch in körperlicher Nähe zu den Pflegekindern aus.

Empathie

Karin, die gleichzeitig Pflege- und Grossmutter von Corinne ist, schilderte einerseits zahlreiche Momente der emotionalen wie physischen Nähe. Sie bemüht sich, das Pflegekind zu einem »gottgefälligen Leben« zu erziehen, zeigt sich aber auch tolerant aufgrund einer vermuteten Traumatisierung des Pflegekindes. Sie glaubt, dass Corinne durch die erlebte Vernachlässigung in der Herkunftsfamilie ein besonders grosses Bedürfnis nach Liebe, Geborgenheit und Sicherheit habe:

»fast nach jedem Essen sitzt sie mir noch auf die Beine. manchmal kuschelt sie sich hin und dann muss sie Baby spielen. und auf einmal hat es mir getagt. dieses Kind vermisst seit nach der Geburt das hier (.) weisst du? dieses »Mutter-Spüren«. jetzt fängt sie an, diesen Liebestank langsam füllen (.) und ich bin da dauernd am Reinschöpfen. (3) und wenn du dann wieder siehst, wie sie glücklich ist oder du siehst wieder, wie sie Krise schiebt, oder? (.) dann weisst du: "das ist mein Platz. das ist mein Auftrag"« (Karin 00:10:49-7).

Durch die als mütterlich aufgefasste körperliche Nähe und Zuwendung, die sie dem Pflegemädchen schenkt, will Karin das Liebesmanko des Pflegekindes beheben. In ihrer Beobachtung von glücklichen und krisenhaften Momenten, in der liebevollen Bezeichnung von Corinne als »gesunde Powerbombe« (Karin 01:04:37-6), macht sie ihre Empathie für das Pflegekind explizit. Dabei deutet sie ihre Pflegemutterschaft als Auftrag Gottes, der im Einklang mit ihrer intrinsischen Motivation (»mein Platz«) zu stehen scheint. Aufgrund der psychischen Verfassung des Kindes bemüht sich die Pflegemutter um Grosszügigkeit, wenn das Mädchen abends aus Angst vor dem Alleinsein nicht einschlafen kann und herkömmliche Mittel wie Türe offen lassen nicht greifen würden. Sie verzichtet folglich auf ein striktes Einfordern von Gehorsam:

»sie hat einmal oder mehrmals (.) wir können es nicht beweisen (.) dass sie allein gewesen ist in dieser Wohnung, als sie da noch als Familie gewohnt haben. [...] jetzt gestern ist so ein lauer Abend gewesen. [...] habe ich ihr gesagt: "Corinne der Vatti und ich sit-

zen draussen.“ sagt sie: “Mueti, aber das geht nicht für mich.“ habe ich gemerkt, das ist schon zu viel. wir sind da, [...] mit offener Zimmertüre, alles ist offen, oder? da habe ich gesagt: “Corinne, wir sind da. es ist alles gut.“ das ist für mich auch wieder so gewesen: “ich bin allein.“ “nein, du bist nicht allein. wir sind ja da.“ [...] das sind bei mir immer wieder so Sachen, wo ich merke, hm, wie gehst du damit um? regst du dich jetzt auf? oder sagst du: “nein, das Kind hat eine Not.“ [...] wo wir jetzt halt einfach wie mit ihr am Aufarbeiten sind, um ihr eine Grundsicherheit geben« (Karin 00:14:06-0).

Durch das Anerkennen der Traumatisierung des Pflegekindes gelingt es der Pflegemutter, ihre wiederholte eigene Ermüdung und Ungeduld zu überwinden, um gemeinsam mit ihrem Mann an der »Grundsicherheit« des Kindes zu arbeiten.

Seine Empathie mit dem Pflegekind und dessen schwieriger biographischen Erfahrung schilderte auch David. Dabei hebt er durch mehrfache Betonung hervor, dass es ihm bei dieser Herausforderung »nicht um Anstrengung geh[e]«, sondern um sein Ohnmachtsgefühl, dem Pflegekind die belastende Erfahrung nicht abnehmen zu können, und die damit einhergehende Trauer:

»es geht nicht um Anstrengung, aber wo ich wirklich merke, da ist ein Punkt, ((einatmen)) da kann ich gar nicht weiterhelfen. ((einatmen)) und ich merke, da ist ein Punkt, da hat das Kind (2) ein Stück Päckchen, was ich grad nicht wegnehmen kann. ((einatmen)) das ist dann nicht ne Anstrengung, sondern einfach ne gewisse Traurigkeit dahinter. ich denke, ich würd' am liebsten einfach- aber ich kann grad nicht, weil ((einatmen)) die Grundlage nicht da ist (.) um irgendwie das wirklich grad wegzunehmen. oder auch akut keine Möglichkeit da ist, keine Option, das wegzunehmen. ich glaube, das ist eher der Punkt ((einatmen)) wo einen dann genau in die Richtung triggert (.) und nicht, ((schlucken)) ((einatmen)) dass es anstrengend wird. einfach schade. da ist dann wirklich ne Traurigkeit da« (David 00:48:31-2).

Die durch Wiederholungen, Einatmen und Schlucken gekennzeichnete Passage unterstreicht die emotionale Betroffenheit und Zuneigung des Pflegevaters zum Pflegekind. Er betont zudem mehrfach, dass die Pflegekinder für ihn zur Familie dazu gehören. Schliesslich waren die Kinderlosigkeit des Ehepaars und die dadurch zur Verfügung stehenden »Ressourcen« sowie die damit einhergehende, als Auftrag Gottes verstandene Verpflichtung, die Motivation zur Pflegeelternschaft (David 00:07:22-3). David erwähnte die Nähe zum Kind, indem er feststellte, durch das Aufnehmen von Pflegekindern Geduld gelernt zu haben und nach wie vor zu lernen:

»wenn man dann auf einmal hundert Prozent ein Kind bei sich wohnen hat, was zu einem gehört. das ist schon- da lernt man Geduld, zum Beispiel. lerne ich heute noch. genau [...] also da ist eine Lernkurve da, definitiv« (David 00:37:07-6).

Selbstreflexiv erwähnt er seine »Lernkurve« im geduldigen Umgang mit den Pflegekindern und zeigt damit, dass er bemüht ist, sich ein Stück weit – im Wissen um deren belastenden biographischen Erfahrungen – ihnen anzupassen. Wie Karin oben, so versucht auch David seiner Pflegetochter die Sicherheit zu vermitteln, zur Familie zu gehören, unabhängig von einem rechtlichen Status und Pflegevertrag:

»wir signalisieren der 14jährigen ganz klar: "du gehörst zu uns. wir haben die Kapazität, dass du hier wohnst" das ist wie bei einem eigenen Kind, das schmeisst man auch nicht mit achtzehn raus. auch wenn dann offiziell das Kind nur noch ein Stück weit zur Familie gehört. und dann irgendwo ausserhalb überleben muss (.) wir üben, viel Gespräch mit dem Pflegekind, um auch die Sicherheit zu geben, dass wir da keinen Cut machen« (David 00:21:53-0).

Die Jugendliche soll »wie bei einem eigenen Kind«, über ihre Volljährigkeit hinaus in der Pflegefamilie bleiben dürfen. Davids Frau beschreibt es mit »bis sie flügge ist und selber auf ihren Beinen stehen kann« (Magdalena 00:37:07-9). Die Pflegeeltern arbeiten bewusst am Gefühl der Sicherheit und Zugehörigkeit, wenn der Pflegevater von »wir signalisieren« und »wir üben, viel Gespräch mit dem Pflegekind« spricht und dabei zeigt, dass sie die Bedürfnisse des Mädchens ernst nehmen.

Ihr Mitgefühl zeigt auch die Pflegemutter Nicole, deren Pflegetochter als muslimische UMA durch die räumliche Distanz zwischen der Herkunftsfamilie in einem anderen Land und ihrer Pflegefamilie nicht an Familienfeiern wie dem Opferfest, Hochzeiten oder Geburten teilhaben kann. Entsprechend sind die Trauer und das Hadern des Mädchens mit ihrer Situation für die Frau nachvollziehbar, was sich im Ausdruck »natürlich« niederschlägt:

»ihre Geschichte [...] die immer wieder auch, ja, dazu führt, natürlich, dass sie traurig ist, dass es ihr nicht gut geht, dass sie mal wenn ein Fest ist, zum Beispiel jetzt ist Ramadan fertig (.) dann weiss sie ihre ganze Familie feiert zusammen. und das sind immer schwierige Ereignisse. oder, wenn eine Hochzeit ist oder so etwas, oder ihre Schwester hat das erste Kind bekommen. [...] das sind mega schwierige Situationen für sie« (Nicole 00:49:45-2).

In der Darstellung der Pflegemutter gilt ihre Empathie dem Pflegekind, das um die Familienfeste trauert. Die Tatsache, dass Hadjar auch darunter leidet, ihre religiösen Rituale wie Beten oder das Einhalten des Ramadans in der Pflegefamilie nicht angemessen praktizieren zu können, scheint für Nicole kein Thema zu sein. Dies wird im Interview mit dem Mädchen explizit und ist einer der Gründe, weshalb sie bei ihrer Schwester, die in der Schweiz wohnt, leben will (Hadjar 00:28:08-0). Dies dürfte der Pflegefamilie bekannt sein und lässt neben der empathischen auf eine antimuslimische Haltung schliessen.

Pflegeeltern erwähnten, wie sie ihren Pflegekindern bei Sorgen zuhören, Verständnis für deren Situation aufbringen würden und Zuneigung zeigen. Magdalena beschrieb zum Beispiel, wie sie und ihr Mann für ihre Pflegetochter bei Liebeskummer da sind:

»sie hat auch schon Freunde gehabt (.) ist auch schon sehr oft sehr traurig gewesen deswegen. [...] und lässt sich dann auch trösten von uns. und ich glaube, sie braucht dann schon da (.) so gewisse Zuwendung oder gewisse (.) Aufmerksamkeit, oder wie soll ich das sagen? jemand der einfach zuhört« (Magdalena 00:35:07-9).

Durch »Zuwendung oder [...] Aufmerksamkeit« zeigen diese Pflegeeltern Verständnis für die emotionale Lage des Pflegekindes und unterstützen es in schwierigen Situationen.

Auch äusserte Magdalena ihre Empathie für ihr Pflegekind Melanie und deren schwierige biographische Laufbahn. Dabei versucht sie, dem Mädchen mitzugeben, auch in Negativerfahrungen den »Goldstaub«, das Positive, zu sehen:

»ich sage der Melanie auch immer: "ich weiss nicht warum sie das hat erleben müssen. [...] ich wünschte, [...] ich könnte es rückgängig machen oder ich könnte das löschen aus ihrem Leben." und gleichzeitig merke ich, [...] dass sie durch das auch viele Sachen wie gelernt hat oder mitbringt, die andere vielleicht nicht haben und wo ich finde: "hey, das ist etwas ganz Besonderes." [...] ich wünschte mir, dass sie das wie nutzen kann und merken, hey, es gibt wie auch einen ›Goldstaub‹, der daraus heraus kommt, der positiv ist« (Magdalena 01:08:13-9).

Damit betreibt sie eine Empowerment-Strategie: Wie die Pflegemutter Michèle, die ihre Pflegekinder durch Lob und Anerkennung ihrer Fähigkeiten bestärken will (Michèle 00:49:32-6) (vgl. Kapitel 10.2.7), bemüht sich Magdalena, die Pflegekinder durch Zuneigung bewusst in ihrem Selbstwert zu stärken.

Körperliche Nähe

Neben den meist verbal geäusserten Formen von Zuneigung und Unterstützung zeigen Pflegeeltern die Verbundenheit mit ihren Pflegekindern durch körperliche Nähe. Umarmen, auf dem Schooss sitzen lassen, kuscheln, am Bett des Kindes sitzen, streicheln, rangeln. Dabei betonten die Befragten, dass sie auf die Zustimmung der Pflegekinder Acht geben. Niemand erwähnte, dass körperliche Nähe mit eigenem Unwohlsein einhergehen kann. Es ist denkbar, dass die Pflegeeltern sich bewusst jedem Pflegekind gegenüber offen und zugänglich darstellen, da die Pflegekinderhilfe dies im Prinzip von ihnen erwartet oder körperliche Nähe als familiäre Verbundenheit gedeutet wird.

Körperliche Nähe kann von den Kindern aktiv gesucht werden. So berichteten Pflegeeltern, dass sich einige Pflegekinder abends beim Fernsehen oder nach dem Essen anschmiegen (Gisela 01:09:47-1, Karin 00:10:49-7), sich auf den Schooss der Pflegeeltern setzen (Karin 00:10:49-7, Michael 01:29:18-5) oder sie vor dem Schlafen gehen umarmen (Nicole 01:18:33-2). Die intensivste Suche nach Körperkontakt und die einzige Erwähnung von Gute-Nacht-Küsschen nannte Karin. Dabei ist zu berücksichtigen, dass zum einen ihr Pflegekind erst acht Jahre alt ist und zum anderen sie dessen Grossmutter ist, wobei sich bereits seit der Geburt des Kindes eine positive, auch körperliche Nähe zwischen den beiden aufgebaut habe (Karin 00:16:22-5).

Physische Nähe wird daneben von den Pflegeeltern angeboten. Das kann zum Trostspenden sein (David 01:00:50-2, Magdalena 00:35:07-9, Nicole 01:18:33-2), zur Versöhnung (Karin 00:52:02-0) oder zur Vermittlung des Gefühls von Sicherheit und Geborgenheit (Michael 01:29:18-5). Eine Pflegemutter, die vor allem Kurzzeitpflegeverhältnisse betreut, sagte, dass sie den Pflegekindern Zeit lässt, sich den Pflegeeltern körperlich anzunähern und dabei deren Privatsphäre wie auch das Bedürfnis nach körperlicher Nähe ernst nimmt. Gleichzeitig stellt sie sich als allzeit für körperliche Nähe bereit dar:

»nimmt man so einen Jungen in den Arm oder nicht? und das geht am Anfang ganz sicher nicht (.) da muss man ganz gut kucken, was senden sie für Signale. [...] manche,

wenn man jetzt so auf dem Sofa hockt, wir kucken meistens Nachrichten am Abend, kommen sie. dann kuscheln sie sich hin. oder setzen sich auf einen anderen Stuhl gegenüber (.) und dann weisst du es ja auch schon. und wenn sie das wie einfordern (.) dann traust du dich natürlich mehr. [...] wenn wir sie abends ins Bett bringen, jetzt die Kleineren, [...] wir fragen immer: "darf ich zu dir aufs Bett sitzen?" (2) und manche wollen das und manche wollen das nicht. [...] dann streicheln (.) das muss sich ein bisschen ergeben (.) jetzt bei dem kleinen Jungen (.) eben in der zweiten Woche, hab ich ihn dann gestreichelt, wenn ich ihn ins Bett gebracht hab. (2) also so im Gesicht (.) oder mal am Arm und das hat er sehr gerne angenommen« (Gisela 01:09:47-1).

Die Pflegemutter achtet einerseits auf nonverbale Zeichen wie die räumliche Positionierung der Pflegekinder beim abendlichen Fernsehen oder deren Reaktion auf ihr Streicheln »im Gesicht oder mal am Arm«. Daneben fragt sie konkret nach, ob körperliche Nähe wie »aufs Bett sitzen« gewünscht ist. Einige Pflegekinder seien eher auf Distanz, andere würden die physische Nähe suchen.

Ein anderer Pflegevater reflektiert ebenfalls die unterschiedlichen Bedürfnisse der einzelnen (Pflege-)Kinder nach körperlicher Nähe, auf welche die Pflegeeltern eingehen würden. Dabei sprach er implizit das heikle Thema sexueller Übergriffe an:

»unsere Älteste, [...] schon als Bébé ist die nie wohl gewesen, wenn man sie zu lang gehalten hat. [...] die Mittlere (2) und eben jetzt die Jüngste da (.) die kommen sehr gern (.) einfach zwischendurch [...] sehr gerne mal auf den Schoss. [...] solange es noch in einem natürlichen Rahmen ist, und so (.) ist es nicht ein Problem. [...] die Eltern wissen das auch (.) dass sie zwischendurch bei uns auf den Schoss kommen (.) aber für uns ist zum Beispiel ganz klar (.) sie kommen nicht zu uns ins Bett. genau (.) dort haben wir irgendwo von Anfang an Grenzen gehabt (.) sie haben am Anfang [die Pflegekinder waren eineinhalb und drei Jahre alt, d. A.] viel geweint in der Nacht. [...] dann haben wir dann da eine Matratze hingenommen. dann ist dann jemand von uns halt mal zwei, drei Stunden auf diese Matratze gelegen (.) dass man im Zimmer gewesen ist (.) dass sie gewusst haben, es ist jemand in der Nähe« (Michael 01:29:18-5).

Wie Michael beschreibt und sich auch während des Interviews beobachten liess, klettern die relativ jungen Pflegekinder dem Pflegevater auf den Schoss und suchen seine physische Nähe. Die Formulierung »auf den Schoss kommen« lässt den Vater vorsichtig werden und entsprechend rechtfertigt er sein Verhalten unaufgefordert und mehrschichtig gegenüber der Interviewerin. In der aktiven Formulierung »die kommen« und dem doppelten »sehr gerne« betont er die Freiwilligkeit und das Bedürfnis der Pflegekinder nach dieser Form von Körperkontakt, worin er eine »natürliche[...]« Art und Weise der Eltern-Kind-Beziehung sieht.

Körperliche Nähe kann spontan (Trost spenden, Rangeln) oder institutionalisiert (Begrüssung, Zubettgeh-Ritual) sein und hat verschiedene Implikationen. Sie kann Ausdruck familiärer Zugehörigkeit, Vertrautheit und Verbundenheit sein oder Zeichen von Spass, Freude und Mitgefühl. Pflegeeltern können durch körperliche Nähe den Pflegekindern Sicherheit und Geborgenheit vermitteln. Physische Nähe kann bewusst von Pflegeeltern als Qualitätsmerkmal ihrer Beziehung zum Pflegekind angeführt werden. Wie in den einzelnen Pflegefamilien körperliche Nähe gehandhabt wird, hängt stark

von der Dauer der Beziehung, dem Geschlecht, den Bedürfnissen des Pflegekindes sowie dem Umgang mit Nacktheit und Körperlichkeit in der jeweiligen Pflegefamilie ab. Grundsätzlich stellen sich die Pflegeeltern als für körperliche Nähe offen dar.

10.3.1.2 Anpassung der Pflegekinder

Von Empathie der Pflegeeltern gegenüber Pflegekindern zeugt zudem, wenn die Anpassungsleistungen der Kinder an die Pflegefamilie anerkannt werden. Reflektiert berichtete eine Pflegemutter davon und betonte mitfühlend den »Kraftakt«, der eine solche Anpassungsleistung für die Pflegekinder bedeutet:

»für die Kinder ist es schon jeweils ein Kraftakt (.) so in eine Familie rein. aber die meisten tun zuerst beobachten (.) und sie tun sich am Anfang sehr fest anpassen. die allermeisten (.) wir haben selten Kinder gehabt, die von Anfang an gerade auf stur haben und: "das habe ich eh alles nicht gewollt und es ist eh immer alles blöd." [...] kommt dann nachher später, im Normalfall. dann schon (.) das sie da ein bisschen zeigen müssen: "ja, so (.) das würde ich dann gerne noch anders machen." aber im Normalfall tun sie sich fast zu fest anpassen« (Michèle 00:15:31-4).

Über die anfängliche Beobachterrolle gelänge den »allermeisten« Pflegekindern der Akt der Anpassung und nur wenige rebellieren und lehnen »alles« ab. Mit längerer Aufenthaltsdauer und wachsender Vertrautheit fangen die Pflegekinder an sich aufzulehnen. Der Grundtenor bleibt aber ein angepasstes Verhalten mit der Tendenz zur Überangepasstheit, wie die Pflegemutter kritisch erwähnt. Mit dieser kritischen Bemerkung scheint sie zu erkennen, dass die Pflegekinder sich nicht authentisch geben, sondern durch Anpassung den erzieherischen Vorgaben in der Pflegefamilie zu entsprechen versuchen. Darin kann die Strategie der Pflegekinder gesehen werden, sich durch Anpassung vor Konflikten zu schützen und die lebenswichtigen Ressourcen, die eine Pflegefamilie ihnen bietet, nicht zu gefährden. Unter Umständen schaden sie sich damit langfristig, sicher aber ist ein überangepasstes Leben mit erheblichem Kraftaufwand verbunden, wie die Pflegemutter zum Anpassungsakt der Pflegekinder konstatiert.

Der Pflegevater Ruedi beschreibt konkret, dass ein Pflegekind durch den Aufenthalt bei ihnen sein »Muster« der Gewaltbereitschaft glaubhaft zu überwinden bereit ist. Es vollbringt folglich in der auf Reizarmut, Arbeitsamkeit, Kontrolle und Gehorsam ausgerichteten evangelikalen Pflegefamilie eine gewichtige Anpassungsleistung. Das durch die Pflegeeltern vermittelte ›gottgefällige Leben‹ wird als Erfolgsfaktor gewertet, dank dem ein Pflegekind sein Verhalten zum Positiven hin verändern könne (Ruedi 00:12:11-8).

Ein weiterer konkreter Akt der Anpassung zeigt sich im Interview mit der Pflegemutter derselben Pflegefamilie. Sie erklärt kurz, dass die Pflegekinder, von denen einige Muslime sind, ihr Tischgebet mitmachen würden, was »nie ein Problem« darstelle (Gisela 00:46:22-7). Damit zeigt sie kein Gespür für die Anpassungsleistung der Pflegekinder. Die Übernahme von religiösen Ritualen durch Pflegekinder in dieser Pflegefamilie wird nicht kaschiert, sondern normalisiert. Das wird in den fünf Mal »kein Problem« und den drei Mal »nie ein Problem« in Bezug auf die religiöse Diskrepanz zwischen Herkunftsfamilie und Pflegefamilie deutlich, die sich durch das gesamte Interview mit Gisela ziehen. Zu-

dem zeigen sich diese Pflegeeltern »[er]leicht[ert]« und erfreut darüber, wenn Pflegekinder sich aktiv für die Teilnahme an religiösen Ritualen entscheiden. Die Pflegemutter sagt es so: »manche Kinder wollen, dass man abends mit ihnen betet, das fällt uns natürlich dann leicht« (Gisela 00:49:44-9). Und in der Darlegung ihres Mannes Ruedi wird die Freude über ein Pflegekind ersichtlich, das bei ihnen zu beten gelernt hat und dem Pflegevater von seinen ersten Versuchen berichtet (Ruedi 00:29:00-7):

»jetzt dieser Bub, der hier gewesen ist, der hat nicht ein einziges Mal von Gott oder von Jesus gehört. [...] bei uns beten wir halt am Tisch. und dann fragen sie natürlich. dann sagt man auch ein bisschen erteilt Auskunft [...] der Bub, der da gewesen ist, der hat wirklich Interesse gehabt. und dann jeden Morgen ist er so gekommen und hat gesagt, er habe jetzt auch mal gebetet ((ahmt die Stimme des Jungen nach)) (.) zum Jesus. hat er gesagt. Und ist nachher erfreulich ((CH: lustig)) gewesen natürlich« (Ruedi 00:29:00-7).

Offen bekennt der Pflegevater seine Freude darüber, dass seine Vermittlung des christlichen Glaubens Früchte trägt, wobei er seine Empfindung mit dem nachgeschobenen »natürlich« bestärkt.

Ebenfalls erfreut beschrieb ein anderer Pflegevater, dass seine Pflégetochter ihre anfängliche Schwierigkeit, nicht-evangelikale Freund:innen und Verwandte einzuladen, überwindet, »einen Sprung [...] im Denken« gemacht hat und sich der christlichen Lebensweise »immer mehr [...] [a]nnäher[t]«:

»vor drei Jahren hatte die Pflégetochter Mühe damit gehabt, dass wir so sind, als christliche Familie und Leute einzuladen. das vor dem Essen beten, das war irgendwie- (.) die jungen Leute sagen »creepy«. also, irgendwie komisch gewesen, hat irgendwie nicht ins Konzept gepasst. aber jetzt, wo sie sich mit dem Thema befasst, [...] und wo sie Leute trotzdem einlädt und auch gern einlädt (.) auch aus der Herkunftsfamilie, [...] da hat sie einen Sprung ((CH: Gump)) gemacht im Denken. [...] dass anders wahrnimmt und [...] vertreten kann. [...] die Klassenleute wissen das. [...] jedes Jahr feiern wir ihren Geburtstag recht gross. da kommen die Leute, und die erleben das natürlich mit, was hier läuft. und da ist immer mehr ein Annähern im drüber nachdenken: "was mach' ich? also, welchen Weg gehe ich?"« (David 00:53:42-1).

David beschrieb implizit das anfängliche Sensorium des Pflegemädchens Melanie für den Unterschied in der Weltsicht und Lebensführung zwischen der evangelikalen Pflegefamilie und der Mehrheitsgesellschaft, der er sowohl »die Klassenleute« als auch »Leute [...] aus der Herkunftsfamilie« zuordnet. Das Pflegekind wie die Aussenstehenden haben das Tischgebet als »creepy«, »komisch« und »nicht ins Konzept« passend empfunden. Aus dem Interview mit Melanie kann ihre Haltung differenzierter dargestellt werden. Ihre Stiefmutter habe Religiosität für eine »Schande« gehalten und die übrige Familie habe es »nicht interessiert« (Melanie 00:16:48-9). Sie selbst sei jedoch bereits durch »Kollegen« mit dem »Glauben« in Kontakt gekommen und habe sich über die Möglichkeit, dies besser ausleben zu können, gefreut (Melanie 00:12:57-3). Detailliert schildert David, wie die Pflegeeltern durch zuweilen »grosse« Einladungen Aussenstehende teilhaben lassen. Dies kann als Versuch, ihre christliche Lebensweise zu normalisieren, gedeutet werden.

Dabei kann nur gemutmasst werden, »was hier läuft« und »[mit]erlebt« werden kann respektive worin das »[C]hristliche« besteht. Einerseits sind religiöse Rituale wie Beten und Segnen denkbar, andererseits könnte eine von Herzlichkeit, Offenheit und Grosszügigkeit gekennzeichnete und fröhliche Geburtstagsparty damit gemeint sein. Eine positive Rahmung der »christlichen Familie« ist jedenfalls gegeben und scheint von der Pflege-tochter geteilt zu werden, da sie in der Wahrnehmung des Pflegevaters einen »Sprung« vollzieht, die christliche Lebensweise »vertreten kann« und David »ein Annähern« bemerkt.

10.3.1.3 Anpassung der Pflegeeltern

Evangelikale Pflegeeltern können sich über die Anpassung ihrer Pflegekinder an ein ›gottgefälliges Leben‹ freuen oder eine Überanpassung mitbedenken und kritisch reflektieren, wie es Michèle oben deutlich macht. Grundsätzlich sind die Befragten derart von ihrer Weltsicht und den Maximen eines ›gottgefälligen Lebens‹ überzeugt, dass sie viel daransetzen, dieses ihren (Pflege-)Kindern näherzubringen, wie im Kapitel 10.1.2.1 ausgeführt wurde. Die Pflegeeltern erwähnen oft gemeinsame Gespräche, Diskussionen und Fragen zu Weltsichten und Einstellungen, was sie als eigene Offenheit darstellen. Dabei wird primär von der Anpassung beim Gegenüber berichtet. Dass sich im Austausch mit dem Pflegekind ihre eigene Haltung geändert hat, erzählte nur eine Pflegemutter. Für Nicole, die eine intensive Gesprächskultur mit ihren Kindern pflegt, ist auch eine bewusste Gesprächsführung mit ihrer muslimischen Pflegetochter zentral. Sie berichtete, dass die gläubige Hadjar die christliche Auslegung »beschäftigt« und sie sich entsprechend viel über die »Gottesbeziehung« austauschen würden. Frank gibt die Pflegemutter zu, dass dieser Austausch sie selbst »sehr viel offener gemacht« hat bei Themen, wo sie »früher sehr eng gedacht« hat:

»ein Thema das sie [die Pflegetochter, d. A.] sehr beschäftigt, [...] sie hat wahnsinnig viele Fragen über den Glauben gestellt. und immer noch (.) tut mich sehr viel fragen: "ja warum glaubst du jetzt das? oder wie steht das in der Bibel?" [...] dann haben wir einen Austausch darüber. und dann frage ich sie auch ein bisschen kritische Fragen. [...] wo dann so halt auch spannende Diskussionen gibt. und ich erlebe es sehr bereichernd, dieser Austausch über die Religionen oder über- (.) ja, eigentlich ist es nicht über die Religion sondern mehr so über die Gottesbeziehung (.) und merke auch, es hat mich sehr viel offener gemacht in Bereichen, in denen ich früher sehr (.) eng gedacht habe. weil ich auch so erzogen oder geprägt wurde. in der Kirche, oder wo ich mich bewegt habe. [...] Gottesbeziehung [ist] eine Herzensangelegenheit und weniger eine Form, also. (2) ja, ich glaube, Gott sieht vor allem das Herz« (Nicole 00:52:58-2).

Obwohl die Diskussionen mit dem Pflegemädchen sie »viel offener gemacht« haben, stellt sie »kritische Fragen«. Diese sind mutmasslich rhetorisch und manipulativ, wie sich an etlichen anderen Stellen im Interview mit Nicole zeigen lässt (vgl. Kapitel 10.2.3.3). Der durch die Pflegemutter als »spannend« und »bereichernd« beschriebene Austausch dürfte das Pflegekind in einer Machtasymmetrie von Generation, Sprache, religiöser und ethnischer Hegemonie ungleich stärker fordern, als Nicole es darzustellen versucht. Geschickt manövriert sie die Aussage weg vom »Austausch über die Religio-

nen« hin zur »Gottesbeziehung« und vermeidet somit die Konfrontation zwischen den unterschiedlichen Religionen. In der Gläubigkeit der Pflégetochter fusst Nícoles Respekt gegenüber der Muslímá und über die »Gottesbeziehung«, die sich im »Herz« zeige, findet sie folglich eine gemeinsame Basis. Aufgrund dessen ist die Pflegemutter zu einer persönlichen Anpassung bereit, die gar so weit geht, dass sie sich mit Freund:innen streitet und für eine gewisse Offenheit gegenüber dem Islam pládiert:

»heute würde ich sagen: "ja, ich glaube, Gott schaut aufs Herz." und wenn jemand in einem [...] muslimischen Land gross wird und wie diese Prägung hat (.) so wie ich zu Jesus bete, betet er zu Allah (.) aber die Herzenshaltung ist aufrichtig (.) dann würde ich jetzt heute nicht mehr meine Hand ins Feuer legen (.) dass Jesus nicht auch hört. [...] es gibt auch diese Freunde, die sagen: "nein. das glaube ich nicht. wenn du zu Allah betest, dann hört Gott- also hört Jesus nicht (.) und dann rufst du zu Allah und das ist nicht das gleiche." und dort hat man manchmal auch hitzige Diskussionen« (Nicole 00:56:17-7).

Solange Muslímé »aufrichtig« gláubig seien, »hör[e]« dies der christliche Gott respektive Jesus, da in einem islamischen Land Geborene eine muslimische »Prägung« und keine andere Möglichkeit haben. Hierüber seien sich die Freund:innen uneinig. Für die Pflegemutter ist diese Argumentation möglicherweise eine Strategie, um mit der muslimischen, durch den intensiven Kontakt zur gláubigen Herkunftsfamilie geprägten und teilweise auch kontrollierten Pflégetochter, die mit fünfzehn Jahren bald selbst über ihre Religionszugehörigkeit entscheiden kann, umzugehen. Weil das Mädchen die »richtige« »Herzenshaltung« zeige, gelingt der evangelikalen Pflegemutter weitgehend die Akzeptanz des Pflegekíndes, dem sie trotz der ungleichen Machtverhältnisse »kritische Fragen« zum Glauben stellt und dadurch zu beeinflussen sucht.

Durch ihre Pflegemutterschaft passt auch Gisela ihre Einstellung an, allerdings wird diese nicht wie bei Nicole offener, sondern im Gegenteil enger. Die Pflegemutter erzählte, dass sie »früher« eher auf Aushandlung gesetzt hat und nun dem strikten Erziehungsstil ihres Ehemannes folgt. Die »klar[e]« Kommunikation und das »schwarz-weiss«-Denken, wie ihr Mann es lebe, habe ihr im Umgang mit den Pflegekíndern »viel geholfen« (Gisela 00:15:41-6). Die Pflegemutter bewegt sich in ihrer Haltung weg von einem auf Aushandlung und Anerkennung von Ambivalenz setzendem Erziehungskonzept hin zu einer dichotomen Weltsicht und verstärktem Gehorsamsanspruch.

10.3.1.4 Widerstand und Konflikte

In den Beschreibungen der Pflegeeltern kommen auch Widerstand und Konflikte in den Pflegeverhältnissen zur Sprache. Diese können aufgrund der Religionszugehörigkeit oder räumlicher wie sozialer Ausgrenzung in den evangelikalen Pflegefamilien entstehen sowie gegen die erzieherische Strenge gerichtet sein.

Konflikte aufgrund der Religionszugehörigkeit

Oben wurde schon der Pflegevater David mit seiner Aussage über die anfängliche Skepsis gegenüber der christlichen Lebensweise seitens der Pflégetochter erwähnt, die sich zum Interviewzeitpunkt in eine Annäherung gewandelt habe (David 00:53:42-1). Einige der Befragten áusserten sich explizit negativ gegenüber dem Islam und der muslimischen

Herkunft von Pflegekindern (ausführlich dazu in Kapitel 9.2). Ein Pflegevater zeigte sich beispielsweise enerviert über die religiös begründeten Essgewohnheiten seiner muslimischen Pflegekinder, wobei er ihnen pauschal mangelnde Kenntnisse des Islams vorwarf:

»[wenn Pflegekinder, d. A.] moslemische Hintergründe haben. [...] sie essen zum Beispiel kein Schweinefleisch, aber sie haben rein keine Ahnung vom Glauben, [...] wer der Mohammed gewesen ist oder einfach rein nichts (.) aber *das* wissen sie (.) und dabei steht es im Koran gar nicht drin. ist einfach ein Blödsinn, oder. aber (.) es steht schon drin, aber es heisst: "wenn du Gast bist an einem Ort, isst du das, was dort auf den Tisch kommt." [...] das weiss niemand nicht einmal die Erwachsenen. [...] "aha." an die Werte glauben sie jedenfalls auch nicht. wenn sie nur das wissen, ist auch der Koran leere leere leere Blätter. oder (.) ja, obwohl es aus dem gleichen Glauben herauskommt (.) wissen viele auch nicht« (Ruedi 00:30:03-3).

In seiner Argumentation weist er dem Islam im Koran vertretene Werte zu und nimmt Bezug auf den gemeinsamen Ursprung von Islam und Christentum. Trotz dieser Anerkennung behauptet er abwertend, besser über die Auslegung des Korans Bescheid zu wissen als Muslime. In seiner Eigentheorie degradiert er die muslimischen Pflegekinder weiter, indem er ihnen unterstellt, keine im Koran vertretenen Werte zu kennen, und stellt sie dadurch als orientierungslos dar. Damit missachtet er die religiöse Herkunft der Pflegekinder und versteht deren Verzicht auf Schweinefleisch als Widerstand gegen die christliche Pflegefamilie. In seiner Erzählweise kommt die dichotome Weltsicht zum Tragen, die ihn offensichtlich zum Aufbau einer derartigen Argumentation bewegt.

Widerstand und Konflikte können folglich durch die Pflegeeltern selbst hochstilisiert werden, wie das vorangegangene Beispiel zeigt. Weiter können sie aufgrund von Ereignissen in der Pflegefamilie von aussen an die Pflegeeltern herangetragen werden. Teils kann dies durch die Herkunftsfamilie geschehen, wenn diese sich nicht mit der religiösen Erziehung in der Pflegefamilie einverstanden erklärt (Kapitel 9.1.6, 9.2.2, 9.2.4, 9.2.5), teils von anderen Seiten. So berichtete der Pflegevater Michael davon, wie eine nicht-evangelikale Pflegefamilie sowie eine Institution, in denen ein Pflegejunge ansonsten lebt, sich über die religiöse Indoktrination des Kindes beschwert hätten:

»der eine Junge (.) der ist bei uns gewesen ist (.) zwei, drei Wochenenden (.) der ist sonst in einer Pflegefamilie gewesen (.) und der ist mit in ein Musical-Lager gekommen. und nachher hat er eine Bibel mit heim genommen. [...] dort haben alle Kinder, die keine Bibel gehabt haben (.) und eine haben wollen, die haben eine mitnehmen dürfen. und nachher hat's irgendwo die Diskussion gegeben (.) auch mit der Pflegefamilie, bei der er gewesen ist (.) wegen dieser Bibel (.) und die haben nachher angerufen in die Intitution-K, dort ein Sozialarbeiter. der Junge (.) der müsse jetzt immer ((CH: au Tag)) die Bibel lesen. [...] niemand [hat] gesagt, er müsse jetzt immer ((CH: au Tag)) die Bibel lesen. aber es hat den dann gerade so fasziniert. [...] der hat dann vielleicht zwei, drei Wochen in dieser Bibel gelesen. [...] ich finde es wichtig, dass man drüber reden kann (.) und dass man von Anfang an grad mit offenen Karten spielt« (Michael 01:13:53-7).

Es ist davon auszugehen, dass das Pflegekind in der Angelegenheit im Zwist lag und mit Unsicherheit und Ambivalenz umzugehen hatte. Einerseits war der Pflegejunge durch seine vermutlich positive Erfahrung in der Pflegefamilie Michaels beeinflusst, die den Jungen in der kurzen Zeit eines Lagers vom Bibellesen überzeugt haben. Andererseits konfrontierten ihn die nicht-evangelikalen Pflegeeltern sowie der Sozialarbeitende der Institution mit ihrer Infragestellung dieser religiösen Praxis und zeigten ihm dadurch die Grenzen ihrer eigenen Weltsicht auf, in der Bibellesen für Kinder offensichtlich als ungeeignet erachtet wird. Michael hingegen, der als evangelikaler Pflegevater und Leiter des christlichen Musicalprojekts (Michael 00:56:42-0) die teilnehmenden Kinder mit der Schenkung der Bibel zu deren Lektüre animiert hat und den Vorfall schilderte, unterschlägt seine Intention, das Pflegekind vom evangelikalen Glauben zu überzeugen. Mit seiner Formulierungsweise spielt er seinen aktiven Part herunter: »alle Kinder« (Normalisierung), »überhaupt niemand [hat] gesagt er müsse jetzt immer« (Minimierung), »alle [...] die [...] wollen [...] haben [...] dürfen« (Wahlfreiheit), »er ist [...] mitgekommen«, »er [hat] genommen«, »der hat gelesen« (Kind als aktiver Part), »es hat den fasziniert« (religiöser Inhalt als aktiver Part). Er wählt den Ausdruck »darüber reden« als Konfliktlösungsstrategie, den er im Interview 16 Mal verwendet und meint, »mit offenen Karten [zu] spiel[en]«, agiert jedoch mit der ganzen ausgeführten Systematik, um seine Überzeugung umzusetzen: Seine Prägungsabsicht wird bereits in der Mitarbeit an einem *christlichen* Musicalprojekt deutlich. Die Verbindung mit der evangelikalen Gemeinschaft zeigt sich in der gemeinschaftlich organisierten christlichen Freizeitaktivität für Kinder, die das Musicalprojekt darstellt, und in der organisierten Gratisabgabe von Bibeln an die teilnehmenden Kinder. Darüber hinaus macht eine solche Schenkung nur nach vorangehender Thematisierung und Heranführung an das Werk Sinn, was ein Vorleben und eine bewusste Gesprächsführung vermuten lässt. Zudem stellt die Bibel *die* schriftliche Repräsentation religiöser Inhalte dar, deren sichtbare Präsenz und Materialität bereits gewichtigen Symbolgehalt transportiert – entsprechend reagieren die nicht-evangelikalen Akteur:innen in dieser Erzählung. Der Pflegevater handelt nach seiner Überzeugung und damit aus seiner Sicht im besten Sinne für das Pflegekind. In diesem Beispiel zeigt sich jedoch sehr deutlich die Diskrepanz zwischen der Mehrheitsgesellschaft und dem evangelikalen Milieu und wie transreligiös in evangelikalen Pflegefamilien untergebrachte Pflegekinder »zwischen zwei Welten« navigieren müssen, was vermutlich zu Unsicherheit, Verwirrung, Vorsicht und vielleicht zu Angst führen kann.

Widerstand gegen räumliche oder soziale Ausgrenzung und erzieherische Strenge

Widerstand und Konflikte können neben der religiösen Praxis weitere Aspekte der Erziehung zu einem »gottgefälligen Leben« betreffen. Die befragten Pflegeeltern nannten Beispiele von Widerstand der Pflegekinder aufgrund räumlicher oder sozialer Ausgrenzung sowie gegen Formen von erzieherischer Strenge. Ein Pflegevater, dessen Hof sehr abgelegen liegt, erkennt unterschiedliche Haltungen seiner Pflegekinder zur Abgeschiedenheit:

»wenn die sehen, wie wir hier leben (.) der eine sagt: "ja, ist ziemlich cool", der andere sagt "ja, ist scheisslangweilig. so will ich dann nicht." [...] wenn ich hier glücklich bin,

heisst das noch lange nicht, dass das dir gefällt hier (.) obwohl das ein schöner Platz ist hier und man da Ruhe hat und man [...] frei ist, in dem Sinne« (Ruedi 00:42:47-0).

Er akzeptiert, dass seine Sichtweise, nicht allen Pflegekindern zusagt. Dabei verwendet er Jugendsprache wie »cool« und den Kraftausdruck »scheisslangweilig«, auch wenn er an anderer Stelle eine solche Sprache als nicht-christlich umschreibt (Ruedi 00:27:37-8). Einerseits schafft er im »cool« eine gewisse Nähe zu den positiv eingestellten Jugendlichen und grenzt sich andererseits zusätzlich von den Pflegekindern ab, die von seiner Lebensweise nicht angetan sind und keine »Frei[heit]« in der Abgeschiedenheit erkennen. Danach gefragt, wie er damit umgehe, wenn ein Pflegekind das Leben in der Pflegefamilie gänzlich ablehne, antwortet Ruedi, dies nicht »als eigenes Scheitern« aufzufassen, sondern zu »akzeptieren, dass das vorkommt und regelmässig passiert« (Ruedi 00:43:39-2). In der Darstellung des Pflegevaters ist es vor allem die Abgeschiedenheit, gegen die sich die Pflegekinder wehren. Ruedis Aussagen lässt sich entnehmen, dass etliche Pflegekinder gegen diese Pflegefamilie Widerstand leisten. An anderer Stelle im Interview ergänzte er, dass sich die Pflegekinder gegen die zu hohen Arbeitsanforderungen wehren, was er als Verleumdung auffasst und berichtet von Pflegekindern, die »ausrissen« (Ruedi 00:40:43-9). Auch gemäss seiner Ehefrau widerstrebt Pflegekindern nicht nur die Abgeschiedenheit, sondern sie lassen sich auch nicht von einem ›gottgefälligen Leben‹ mit Arbeitsamkeit, Gehorsamsanspruch und rigider Medienkontrolle, wie es in dieser Pflegefamilie gefordert ist (Ruedi 00:13:16-1, Gisela 00:36:15-2, 00:57:29-9), überzeugen (Gisela 00:40:42-7). Die Pflegemutter erwähnte Pflegekinder, die mit Gewalt reagierten oder »abhauen« würden (Gisela 00:09:48-7).

Von einem Pflegemädchen, das Widerstand gegen die Pflegefamilie geleistet habe, berichtete die Pflegemutter Michèle detailliert. Auch in diesem Fall ist es der abgelegene Wohnort der Pflegefamilie und vermutlich die rigide Handykontrolle (Michèle 01:17:48-9), dem die Jugendliche zu entfliehen versucht hat. Für die Pflegemutter hat das Pflegekind eine derartige Bedrohung ihrer ›heilen Welt‹ mit sich gebracht, wie sich in ihren geschilderten Mutmassungen verdeutlicht, dass das konfliktreiche Pflegeverhältnis sehr bald abgebrochen worden ist:

»einmal haben wir abgebrochen. das ist schon ein 15jähriges Kind gewesen. [...] die ist immer auf Tour gewesen und dann hat man so gesagt: "ja (.) ihr seid jetzt noch die letzte Anlaufstelle (.)sonst landet sie mit 15 schon auf der Strasse." sie ist schon am ersten Abend gegangen (.) also Nachmittag (.) und hat dann aber das Gefühl gehabt, wir kämen sie dann am Abend irgendwo am Bahnhof holen (.) wir haben dann ganz abgelegen gewohnt (.) und am nächsten Tag, als sie das wieder gemacht hat, habe ich gesagt: "du weisst den Weg, du kannst heimlaufen (.) ich komme dich nie mehr holen (.) ich habe es dir gesagt (.) du gehst nicht nochmal." (.) dann ist sie sehr entsetzt gewesen, weil scheinbar ist sie jahrelang so bedient worden. [...] und ich bin halt ganz böse gewesen. [...] und so ist's gewesen (.) sie ist heimgekommen, sehr wütend/gereizt ((CH: hässig)) und dann habe ich gesagt: "schau, ich weiss nicht was läuft mit Drogen (.) ich weiss nicht was läuft mit Männern." sie hat schon dort ein eigenes Telefon die ganze Zeit dabei haben dürfen. das habe ich nicht ganz verstanden (.) genau aus diesen Gründen. ich habe gesagt: "schau ich weiss nicht, mit wem du kommst oder über Nacht mal Leute kommen." unsere Kinder sind dann noch relativ klein gewesen (.) ge-

sagt gehabt: "schau, wir müssen abbrechen." [...] und das hat sie- (.) da ist sie sehr fest- (.) scheinbar hat ihr noch nie (.) nicht einmal eben die Behörde oder die Psychiatrie oder- einen Riegel geschoben« (Michèle 00:19:10-4).

Obwohl die Frau um die missliche Lage der Jugendlichen weiss, nimmt sie durch den Abbruch in Kauf, dass das Pflegekind »mit 15 schon auf der Strasse [landet]«. Nach Ansicht der Pflegemutter ist das Mädchen durch den überraschenden Abbruch stark verunsichert, so können die beiden abgebrochenen Aussagen (»das hat sie- (.) da ist sie sehr fest-«) gelesen werden. Allerdings ist es auch möglich, dass Michèle sich nicht sicher ist, wie die Wegweisung aus der Pflegefamilie für das Mädchen war oder dessen Reaktion entspricht nicht ihrer Vorstellung und deshalb führt sie ihre Aussage nicht zu Ende. Laut der Erzähllinie gibt die Pflegemutter sich jedenfalls als durchsetzungsstarke Frau, die sich nicht von einer rebellischen Jugendlichen zu unnötigen Fahrdiensten zwingen lässt. Die abgeschiedene Wohnsituation mit mutmasslich schlechten Verbindungen des öffentlichen Verkehrs, die etliche Eltern von Jugendlichen in der ländlichen Schweiz zu Fahrdiensten zwingen dürfte, nutzt sie als Druckmittel gegen das abendliche Ausgehen der Pflgetochter. Gleichzeitig übertrumpft die Pflegemutter »die Behörde oder die Psychiatrie«, wenn sie als »scheinbar« einzige dem Pflegekind klare Grenzen aufzeigt. Schliesslich stellt sie sich als Beschützerin ihrer »noch relativ klein[en] [Kinder]« dar, wenn sie diese vor dem schlechten Umgang mit einem gegen die zentralen Werte eines »gottgefälligen Lebens« verstossenden Pflegekindes bewahrt. »Drogen«, »Männer«, ein »eigenes Telefon« und unerwünschter Besuch unterstellt die Pflegemutter der 15jährigen und zeigt dadurch ihre fundamentale Angst vor möglichem negativen Einfluss auf ihre Familie sowie ihre dichotome Weltsicht. Diese mutmassliche »Horrorvorstellung« einer Kontamination ihrer Pflegefamilie mit derart viel »Negativem« lässt die Frau die katastrophalen Aussichten durch einen Abbruch für das Pflegekind in Kauf nehmen, womit sie gemäss ihrer Weltsicht rational reagiert.

Heftigen Widerstand gegen den Aufenthalt in der Pflegefamilie leistet die muslimische UMA Hadjar, wie ihre Pflegemutter Nicole erzählte. Durch einen Hungerstreik und Schulverweigerung (Nicole 01:41:32-6) will sie die Unterbringung bei ihrer leiblichen Schwester, die mit ihrem Mann und eigenen Kindern in der Schweiz lebt, bewirken. Der Fall ist unter Berücksichtigung der Perspektive des Pflegekindes besonders brisant, da das Kind auf der gemeinsamen Flucht mit seinen Eltern von diesen getrennt wurde und es schaffte, sich allein bis in die Schweiz durchzuschlagen. Aus schwer nachvollziehbaren Gründen (die Wohnung der Schwester sei zu klein, bei der Schwester könne sie nicht genügend Deutsch lernen, der Aufenthaltsstatus der Schwester sei ungeeignet für die Aufnahme eines Pflegekindes) lehnen die Behörden Hadjars Wunsch ab, bei ihrer Schwester zu leben (Hadjar 00:46:05-4). Die praktizierende Muslima wird in Nicoles evangelikaler Pflegefamilie, in einem anderen Kanton als dem Wohnkanton der Schwester, etwa ein- einhalb Stunden Fahrzeit mit öffentlichen Verkehrsmitteln entfernt, platziert. Hadjar selbst sagte, dass sie die Pflegefamilie möge, ihr Wunsch ist aber zum Interviewzeitpunkt ungebrochen, bei der leiblichen Familie zu leben (Hadjar 00:44:48-0). Die Pflegemutter kann das Unverständnis für die Platzierung ein Stück weit nachvollziehen:

»dann sagen sie ihr, sie könne nicht zu der Schwester, weil sie zu wenig Platz hat (.) die wohnen zu sechst in einer Vierzimmerwohnung und sie hat zu wenig Platz? das- in [Name-Herkunftsland] lebst du auf diesem Raum vielleicht mit sieben Kindern. [...] wo es dann so schwierig ist zu verstehen, warum das entschieden wird« (Nicole 01:39:09-1).

Die Situation ist für die gesamte Pflegefamilie belastend, die leiblichen Kinder hätten Mühe gehabt, das ablehnende Verhalten der Pflegeschwester einzuordnen und Nicole erzählte, wie sie sich um deren Verständnis bemüht:

»sie [ist] wütend ((CH: hässig)) gewesen zum Teil auch auf uns (.) hat geweint, hat nicht mit uns essen gewollt. [...] das haben wir ihnen [...] erklärt: "wenn ihr in [Name-Herkunftsland] wärt und euer Geschwister auch, würdet ihr auch dort leben wollen und nicht bei einer [Name-Ethnie]-Familie." also das versteht ja jeder. [...] sie hat das Gefühl gehabt, also mit genug Druck darf sie dann rüber gehen [zur Schwester, d. A.]. [...] sie hat dann einen zehntägigen Hungerstreik hingelegt. und wirklich nicht mehr in die Schule gegangen alles verweigert« (Nicole 01:41:32-6).

Obwohl die Pflegemutter um den Wunsch der Pflegetochter weiss, legt sie mit harten Worten ihre Einschätzung der Lage offen und argumentiert mit der Rechtsstaatlichkeit, welche ein Entgegenkommen nicht unterstütze:

»Druck nützt in der Schweiz nichts. Regeln sind Regeln, Gesetze sind Gesetze (.) und die bleiben unveränderlich (.) und sie kann keinen Einfluss nehmen. [...] sie hat immer gesagt: "ich möchte zu meiner Schwester gehen. [...] wenn bei einer Pflegefamilie, dann möchte ich bei euch sein." so hat sie es gesagt. und das haben wir wie auch wichtig gefunden für uns. [...] mindestens zehn Tage ist das gegangen. [...] und dann ist sie wieder gekommen (.) als sie wie gemerkt hat, sie erreicht ihr Ziel nicht« (Nicole 01:43:18-0).

Gleichzeitig fühlt sich die Pflegefamilie dadurch, dass Hadjars Ablehnung nicht gegen sie persönlich gerichtet ist, in ihrer Rolle bestärkt und im Recht. Im Zusammenhang mit dem sich durch das gesamte Interview ziehenden latenten Rassismus und der antimuslimischen Einstellung Nicoles (siehe Kapitel 8.4.1.4, 9.2.5.1) sowie ihrer ausgesprochenen Prägungsabsicht (Nicole 00:20:52-2), wird deutlich, dass die strenge Regelung der Behörden der Pflegemutter in die Hände spielt respektive sie sich argumentativ hinter administrativen Hürden verschanzen kann, um dem Pflegekind nicht offen in den Rücken fallen zu müssen. Denn obwohl die Pflegemutter die Möglichkeit hat, unterstützt sie das Pflegemädchen nicht tatkräftig beispielsweise durch eine intensive Kontaktförderung zur Herkunftsfamilie, sondern treibt tendenziell einen Keil zwischen Herkunftsfamilie und Pflegefamilie. Im Abgleich mit dem Interview mit Hadjar wird hier zudem eine bedeutsame Diskrepanz in der Darstellung der Beendigung des Hungerstreiks deutlich. Während Nicole das Ende des Hungerstreiks durch Hadjars Einsicht angibt, »ihr Ziel nicht [erreichen]« zu können und sich deshalb dem behördlichen Zwang beuge, glaubt Hadjar an eine Vereinbarung mit der Beiständin. Diese habe ihr versprochen, bei der Schwester leben zu können, wenn diese eine andere Aufenthaltsbewilligung und eine grössere Wohnung habe und sie weiterhin ihr Deutsch verbessere (Hadjar 00:46:05-4).

Es ist anzunehmen, dass die Pflegemutter um die Vereinbarung weiss und wie die Beiständin kaum mit einer zeitnahen Umsetzung der Bedingungen rechnen dürfte. Hadjar hingegen verharret laut ihrer Selbstbeschreibung in einer Warteposition und tut ihr Möglichstes, um den Anforderungen der Beiständin zu entsprechen – von Fügen kann also nicht die Rede sein.

10.3.1.5 Persönliche Verletzung

In ihren Ausführungen zu Hadjars Hungerstreik erzählt die Pflegemutter zudem von ihrer persönlichen Verletzung, die ihr die Ablehnung durch das Pflegekind zufügt:

»ich tue mich immer kümmern, kümmern und sie lehnt alles ab. weil das [ist] einfach auch sehr verletzend natürlich« (Nicole 01:47:33-7).

Zu ihrem »Eigenschutz« versucht Nicole, mit ihrer Verletzbarkeit umzugehen, indem sie die Verantwortung für die Nahrungsaufnahme dem Mädchen überlässt (Nicole 01:47:33-7). In diesem Beispiel zeigt sich der Anspruch, den die Frau an ihre Pflegemutterrolle hat, darin, dass sie sich um das Pflegekind »kümmern« muss. Die Intensität ihrer Bemühung drückt sie in der Wiederholung dieses Verbes aus. In diesem Grundverständnis der Aufgabe abgelehnt zu werden, verletzt Nicole, wobei sie das Leid des Kindes und dessen Reaktion darauf nicht von ihrem Bedürfnis der Rollenerfüllung abstrahieren kann. Mit dem Ausdruck »natürlich« glaubt sie, an eine breite Rezeption dieses Rollenverständnisses anknüpfen zu können, gemäss derer eine sich »kümmern[de]« Pflegemutter Dankbarkeit statt Ablehnung erwarten darf und das Ausbleiben dieser Reaktion eine persönliche Verletzung bedeutet.

Die persönliche Verletzung durch das ablehnende Verhalten eines Pflegekindes drückte der Pflegevater Michael aus, dessen Pflegesohn sich nach etwa neun Jahren in der Pflegefamilie von dieser abwendet:

»lang [ist das] sehr gut gegangen und (2) ich sage jetzt einfach, eigentlich so von dann an (.) plus minus (.) als er (.) zu seiner Mutter ist (.) haben wir schon vorher ein bisschen erlebt (.) und nachher vor allem, als er zurückgekommen ist, als er eben diesen einen Unterlehrling gehabt hatte (.) haben wir gemerkt, hat eigentlich nicht mehr gross (.) also, er hat uns wirklich fallen lassen. also dann kaum mehr am Familienleben teilgenommen und so (.) ja (.) aber ist halt dann auch schwierig (.) einem 18jährigen irgendwo Regeln zu machen« (Michael 00:15:22-9).

Die persönliche Betroffenheit zeigt sich in der Metapher des Fallenlassens. Ohnmächtig steht der Pflegevater dem nunmehr erwachsenen Pflegesohn gegenüber, der sich vom Familienleben abwendet und bei dem es »schwierig« sei, »Regeln zu machen«. Dabei stellt sich die Frage, ob das Familienleben in dieser Pflegefamilie nur durch Regeln Bestand hat und ohne striktes Regelwerk auseinanderzufallen droht. Eine Selbstreflexion dazu unternimmt Michael nicht, worin sich die dichotome Weltsicht manifestiert. Die Tatsache, dass der 18jährige nicht weiter an ihrem rein positiv dargestellten Familienleben teilhaben möchte, wird andeutungsweise dem »negativen« Einfluss der Herkunftsmutter und des Unterlehrlings zugeschrieben und stösst beim Pflegevater auf Unver-

ständnis. Dieser deutet die spärliche Partizipation des Jugendlichen nicht als altersüblichen Ablösungsprozess, sondern zeigt sich verletzt, was auf eine enttäuschte Erwartungshaltung verweist. Statt den Familienregeln Gehorsam zu leisten, wendet der Pflegesohn sich ab, zeigt keine Dankbarkeit und bewegt sich durch die Pflegeeltern nicht kontrollierbar einem eigenen Leben zu.

Ganz explizit nennt die Pflegemutter Gisela ihre mehrfachen und variablen Verletzungen durch Pflegekinder, ihren Schmerz und die Trauer darüber:

»wenn du verletzt wirst, tut das weh (.) und dann muss man manchmal ne Zeit haben, wo man trauert (.) wo man auch mit. Ärger umgehat, mit Wut umgeht. [...] da hast du dann manchmal schon so einen Anflug, wo du sagst: "jetzt habe ich genug. das brauch ich nicht. das muss ich mir nicht gefallen lassen." es gibt schon krasse Sachen. [...] bis zur Gewalttä- also mir sind auch die Kinder schon am Hals gewesen, [...] Polizei gerufen« (Gisela 00:31:15-9).

Sie wird in ihren Ausführungen sehr konkret, was die Gewalttätigkeiten der Pflegekinder betrifft. Die Formulierung im Plural bezieht sich auf mehrere Vorfälle von Angriffen gegen die Pflegemutter, die einen Polizeieinsatz notwendig machten. Über die weitere Entwicklung dieser Konflikte schweigt sie sich aus. Die Schilderung ist im dichotomen Stil gehalten, wobei die Pflegemutter in der Opfer-, die Pflegekinder in der Täterrolle sind. Gisela spricht von »krasse[n] Sachen«, bei denen sie massiv tätlich angegangen wurde, ihre Gefühlsbeschreibung nennt Schmerz, Trauer, Ärger und Wut sowie implizit Empörung. Die beiden Emotionen Ärger und Wut lassen auf eskalierende Vorfälle wie die beschriebenen schliessen, bei denen die Konflikte stark konfrontativ waren. Empörung zeigt sich im Ausdruck »das muss ich mir nicht gefallen lassen«, wobei die Diskrepanz zwischen der Erwartungshaltung der Pflegemutter und dem devianten Verhalten des Pflegekindes angesprochen ist. Emotionale Äusserungen wie »wenn du verletzt wirst, das tut weh« und die erwähnte Trauer darüber, legen eine enttäuschte Erwartungshaltung offen. Die Pflegekinder in dieser Pflegefamilie weichen folglich vielschichtig von der Vorstellung der Pflegemutter ab, sie entsprechen nicht dem ›gottgefälligen Leben‹, das die Frau von ihnen erwartet. Dabei kommt es zu Abbruchphantasien der Pflegemutter und derart eskalierenden Konflikten, dass eine Involvierung der Polizei notwendig wird.

10.3.2 Einordnung der Pflegeverhältnisse durch die Pflegekinder

Aus Sicht der (ehemaligen) Pflegekinder zeigt sich eine ganze Bandbreite an persönlichen Erfahrungen mit der Erziehung zu einem ›gottgefälligen Leben‹ und deren jeweils sehr unterschiedliche individuelle Einordnung. Es wird davon ausgegangen, dass der Umgang mit der Erziehung zu einem ›gottgefälligen Leben‹ vom Alter und den dem Pflegekind gebotenen Alternativen abhängt. Weiter fördert eine zeitliche Distanz die kritische Reflexion und Einordnung, was die Befragungen der ehemaligen Pflegekinder für diese Arbeit bedeutsam macht. Gleichzeitig lässt sich anhand der Aussagen aktueller Pflegekinder, deren alltägliches Navigieren zwischen Pflege- und Herkunftsfamilie sowie der Mehrheitsgesellschaft detailliert aufzeigen.

(Ehemalige) Pflegekinder können von erfahrener Unterstützung, Sicherheit und Geborgenheit berichten, die sie in den Pflegefamilien erlebt haben oder erleben (Kapitel 10.3.2.1). Aus den Erzählungen lässt sich ihre Bemühung um Anpassung aufzeigen (Kapitel 10.3.2.2), es kann zu Widerstand und Konflikten der (ehemaligen) Pflegekinder gegen das »gottgefällige Leben« bei der Pflegefamilie kommen (Kapitel 10.3.2.3) und einige ehemalige Pflegekinder beschreiben, wie Züchtigung (Kapitel 10.3.2.4) und psychische Gewalt (Kapitel 10.3.2.5) Teil ihrer Erziehung waren und mit dazu beigetragen haben, dass sie das evangelikale Milieu schliesslich verlassen haben (Kapitel 10.3.2.6).

10.3.2.1 Unterstützung, Sicherheit und Geborgenheit

Ein »gottgefälliges Leben« und die damit verbundene Zugehörigkeit zum evangelikalen Milieu können für Pflegekinder Unterstützung, Sicherheit und Geborgenheit bieten. Dass sich Pflegekinder unterstützt sowie sicher und geborgen fühlen, kann der Zugehörigkeit zur Pflegefamilie oder zur evangelikalen Gemeinschaft entspringen. Umgekehrt kann die Verweigerung des »gottgefälligen Lebens« die Unterstützung sowie das Gefühl von Sicherheit und Geborgenheit gefährden.

Gefühl der Sicherheit durch Christsein

Das Gefühl von Sicherheit kann für Pflegekinder aus der Zugehörigkeit zum evangelikalen Milieu resultieren. Mit der Annahme, auf der »richtigen« Seite zu stehen und durch die Vorstellung zu den Erretteten zu gehören, kann eine »Art Power« eine »Superkraft«, eine »Erhabenheit« und sogar ein »absolutes Glücksgefühl« ausgelöst werden, wie das ehemalige Pflegekind Sämi erklärte (Sämi 02:23:07-0). Damit kann auch ein Überlegenheitsgefühl verbunden sein. Sämi sagte, dass ihm als Kind diese innere Überzeugung, zu den Erretteten zu gehören, geholfen hat, mit Mobbing – das in seinem Fall paradoxerweise durch die religiös motivierte dichotome Weltsicht begründet war – umzugehen. Er formuliert es so:

»das ist das, was mich eben durch [...] so Mobbing das hat mich wie immer bestärkt. [...] da gibt dir der Glaube schon diese Sicherheit. [...] du bist safe. [...] du hältst sie auch für Narren: [...] "Gott kommt und wird euch alle richten." wirklich so klischeehaft. [...] und hast Mitleid und du fühlst dich besser als die anderen. [...] das denkst du wirklich in deinem Kopf drin, als Kind sogar« (Sämi 02:26:57-5).

Das Gefühl der Überlegenheit bringe sowohl »Sicherheit« für Milieuzugehörige als auch »Mitleid« mit Aussenstehenden mit sich. Gott wird für das gemobbte Pflegekind zum Richter und die Vorstellung der Errettung zur Bewältigungsstrategie. Rückblickend erstaunen diese Gedankengänge, die er als Kind hat, den Milieuaussteiger, was sich in den Formulierungen »wirklich so klischeehaft« und »das denkst du wirklich in deinem Kopf drin, als Kind sogar« festmachen lässt. In diesem Erstaunen zeigt sich die Differenz der evangelikalen Denkweise zu jener der Mainstreamgesellschaft, zu der Sämi sich nun zählt. Indem das ehemalige Pflegekind mit dem antiquierten Begriff »Narren« hantiert, verweist er auf den milieuinternen Diskurs zur Überlegenheit Evangelikaler aufgrund ihres »gottgefälligen Lebens« (siehe Kapitel 8.8).

Während das evangelikale Milieu durch Überlegenheitsgedanken ein Gefühl der Sicherheit schaffen kann und Aussenstehende degradiert, wird die milieuinterne gegenseitige Unterstützung auch von Pflegekindern wahrgenommen. Das ehemalige Pflegekind Janosch erzählte von dieser Solidarität:

»was ich schon sagen muss, oder. ich meine (.) wenn du es zulässt [ein Teil sein von dem System] und wenn du all diesen Kriterien entsprichst (.) und wenn du dich diesen Lebensweisen fügst und das zu deinem eigenen machst (.) dann kannst du in diesen Kreisen eine unglaubliche Geborgenheit erleben. [...] was man diesen Kreisen schon kann zu Gute halten kann ist, [...] die schauen extrem gut zueinander (.) die geben das letzte Hemd für einander und sorgen und (.) wenn jemand in einer Krise steckt, kannst du sicher sein dann, schauen die, dass Leute kommen und da sind und dich auffangen« (Janosch 01:16:38-3).

Die Solidarität »in diesen Kreisen« bewirke »eine unglaubliche Geborgenheit«. Allerdings, so leitet er seine Ausführungen einschränkend ein, gelte diese nur jenen, die ein ›gottgefälliges Leben‹ führen. Er selbst habe als schwuler Jugendlicher nicht »all diesen Kriterien entspr[ochen]«. Auf die Frage, wie er seine Pflegemütter erlebt habe, antwortet er denn auch: »am Anfang herzlich (2) ich sage jetzt mal bis sie gewusst habe wer ich bin (.) und dann zunehmend distanziert« (Janosch 01:16:56-4). Geborgenheit erfährt Janosch als Pflegekind folglich nur sehr beschränkt in seinen Pflegefamilien. Einzelne Gemeindemitglieder schaffen jedoch eine überbordende »Herzlichkeit«, sodass Janosch retrospektiv sagt, »diese Zeit genau wegen diesen Leuten überstanden« zu haben:

»ich habe diese Zeit genau wegen diesen Leuten [einzelne Communitymitglieder, d. A.] überstanden. ich habe in der ersten Klasse schon Suizidgedanken gehabt (.) aber (.) diese Leute sind irgendwie auch tragend gewesen für mich (.) sie haben zwar meine Situation nicht ändern können, [...] in diesen wenigen Momenten [...] haben sie mich mit Herzlichkeit überschüttet. [...] das hat gut getan« (Janosch 01:47:16-5).

Durch die Zuneigung von Bekannten aus der Glaubengemeinschaft fühlt sich das suizidgefährdete Pflegekind getragen und in »wenigen Momenten« wohl.

Zwei der Befragten, die beide ein ›gottgefälliges Leben‹ führen wollen, erzählten davon, wie sie sich getragen fühlen – von Gott und ihren Pflegeeltern. Das ehemalige Pflegemädchen Muriel schilderte enthusiastisch, dass Gott ihr »immer zuhör[e], wenn [sie] ihn suche« und das ist »mega cool« (00:36:37-1). Für sie sei der Glaube »ein Geschenk« (Muriel 01:15:34-9) und sie berichtete, dass sie sich immer wieder mit Gott auseinandersetzt:

»ich glaube an einen liebenden Gott, [...] der dich unterstützt und der dir einfach in Liebe begegnet. [...] ich bin momentan wieder neu am die Bibel entdecken und neu am die Bibel lesen. aber (.) es ist wie für mich mega wichtig (.) was sind die Eigenschaften von Gott und was kann ich daraus nehmen. [...] ich brauche keine Gemeinschaft, die mir sagt, wie ich lebe (.) sondern ich habe Gotteswort. [...] Gott redet heute noch zu dir, durch die Bibel« (Muriel 01:33:37-6).

Das ehemalige Pflegekind möchte die »Eigenschaften von Gott« kennenlernen, den sie als »liebend[...]« und »unterstütz[end]« erfährt. Die Bibel interpretiert sie als direkt an sie gerichtete Worte Gottes und entsprechend »brauche [sie] keine Gemeinschaft«, die ihr ein bestimmtes Leben diktiert. Dabei verkennt sie die prägende Rolle der Community, der sie in ihren Pflegeeltern, dem Seelsorger, dem Pfarrer sowie an ihrer Ausbildungsstätte begegnet und die sie selbst als Leiterin einer christlichen Jugendfreizeit einnimmt. Doch gerade in dieser geglaubten Unabhängigkeit zeigt sich die persönliche und individuelle Beziehung zu Gott und das dadurch entstehende Gefühl von Sicherheit und Geborgenheit, losgelöst von allfälligen Konflikten und Meinungsverschiedenheiten mit anderen Christ:innen.

Auch Melanie erzählte von ihrer persönlichen Beziehung zu Gott respektive dem Gefühl, »dass da jemand da ist«, der sie liebt und unterstützt:

»ich habe ein paar Momente schon in meinem Leben gehabt, wo ich gemerkt habe, dass da jemand da ist, der mir helfen will. und dass jemand da ist, der mich lieb hat« (Melanie 00:15:18-2).

Das Pflegemädchen lässt sich durch den Gottesdienst inspirieren, hofft, durch ihre »Beziehung zu Gott« zu einem »tollen Leben mit Gott« zu gelangen (Melanie 00:14:56-9), und sieht sich darin folglich gut aufgehoben. In der Art, wie die beiden jungen Frauen über ihre Beziehung zu Gott berichten, wird deutlich, dass diese für beide prozesshaft ist, sie sich aber bereits getragen und unterstützt fühlen.

Unterstützung durch Pflegeeltern

Diese Unterstützung finden (ehemalige) Pflegekinder auch bei ihren Pflegeeltern. Melanie bezeichnete diese als ihre »ersten Bezugspersonen«, was sie mit der »sehr enge[n] Beziehung zu ihnen« begründet (00:06:07-1). Den Umgang innerhalb der Familie beschrieb sie als ideal: »Wie wir miteinander umgehen [...] wie so eine Familie im Märchenbuch« (Melanie 00:43:49-5). Ihr Gefühl der Geborgenheit bei der Pflegefamilie drückte sie wie folgt aus:

»ich darf traurig sein, wenn ich zum Beispiel grad an meine Eltern denke, die nicht mehr leben (.) dann nehmen sie [die Pflegeeltern, d. A.] mich auch in den Arm und trösten mich und sind für mich da« (Melanie 00:42:32-4).

Durch Trostspenden, »in den Arm [nehmen]« und Zuwendung vermitteln die Pflegeeltern ihr Sicherheit und Geborgenheit. Und das ehemalige Pflegekind Muriel erzählte, wie sie aktiv nach dem gemeinsamen Beten mit der Pflegemutter gefragt habe. Damit »holt« sie sich nicht nur Nähe und Geborgenheit bei der Pflegemutter »ein«, sondern auch deren Rückversicherung, dass sie auf dem »richtigen Weg« ist:

»in den Teeniejahren bin ich dann immer wieder so zum Mami und habe gefunden: "kommst du heute zu mir, mit mir beten?" und irgendwie so habe es selber eingeholt« (Muriel 00:36:37-1).

Melanie und Muriel beschreiben eine vertrauensvolle Beziehung zu ihren Pflegeeltern, die mit dem Gefühl von Sicherheit und Geborgenheit einhergeht. Hadjar scheint sich bei ihrer Pflegefamilie ebenfalls wohl zu fühlen, da sie sagte, »sie sind super Familie, sind mega nett« (00:14:56-1). Auch erzählte sie, dass sie in der Pflegefamilie gut schlafen könne, was ihr nicht überall gelinge (Hadjar 00:08:23-0). Hier leistet ihre Pflegeschwester Solana, in deren Zimmer sie meistens übernachtete, da sie nicht gerne allein schlafe, einen wertvollen Beitrag (Hadjar 00:22:24-9). Trotz dieses Gefühls von Sicherheit traut sie sich als praktizierende Muslima nicht, die evangelikalen Pflegeeltern um Utensilien für ihre religiösen Rituale zu bitten (Hadjar 00:29:37-2). Das Pflegemädchen fühlt sich sicher und aufgehoben in der Pflegefamilie, ihr fehlt jedoch das nötige Vertrauen, um ihr Bedürfnis nach muslimischer Religionsausübung zu formulieren und damit ihr Abweichen von der evangelikalen Vorstellung eines ›gottgefälligen Lebens‹ offen anzusprechen.

Muriel, die für ihre Ausbildung in einer christlichen Institution wegziehen muss und auf finanzielle Unterstützung angewiesen ist, kann auf ihre Pflegeeltern zählen, da ihre leiblichen Eltern verstorben oder mittellos sind. Obwohl die junge Frau eine »riesig[e] Hemmschwelle« verspürt, die Pflegeeltern um Geld zu bitten, ist sie sich im Grunde genommen sicher, dass diese ihr »helfen werden«. Die Pflögetochter erhält also finanzielle Sicherheit und Unterstützung für ihren ›richtigen‹ Ausbildungsentscheid sowie ihren Schritt in die Selbständigkeit:

»zu den Pflegeeltern zu gehen und zu sagen: [...] "ich brauche Geld von euch." [...] die Hemmschwelle ist riesig gewesen. [...] ich habe auch gewusst, dass sie helfen werden. und das ist jetzt auch so. sie haben mir geholfen« (Muriel 00:10:00-5).

Die erwähnte »Hemmschwelle« betrifft das Finanzielle und nicht den Unterstützungswillen der Pflegeeltern an sich, was ihre Zurückhaltung beim Erfragen von finanzieller Hilfe erklärt. Selbst formuliert sie dies so und macht ihren Wunsch nach Anerkennung der Selbständigkeit durch die »Eltern« – hier in der Bedeutung von Pflegeeltern – damit deutlich:

»als Kind gerne will [man] selbstständig sein und den Eltern zeigen, dass man etwas kann. [...] ich bin ja nur das Pflegekind. sie können easy sagen: "nein, wollen wir nicht. können wir nicht." [...] und das wäre auch voll okay gewesen. aber es ist wie so (.) diese Angst glaube ich auch. das jetzt der Zeitpunkt da ist, wo es heisst: "hey (.) unser Angebot ist zu Ende in diesem Bereich." weil das hätte voll sein können. [...] darum ist glaube ich die Hemmschwelle so gross gewesen« (Muriel 00:11:25-9).

Mit der finanziellen Unterstützung anerkennen die Pflegeeltern folglich Muriels Bemühung Richtung Selbständigkeit. In der Hemmung, als Pflegekind die Pflegeeltern um Geld zu bitten, drückt sie ihre existenzielle Angst vor dem Übergang in ein selbständiges Erwachsenenleben aus. Ihre Sorge scheint nicht ganz unbegründet zu sein, denn die Pflegeeltern sind in finanziellen Fragen nicht gerade grosszügig. Das Schulgeld ist ein Darlehen mit »Vertrag« und für am Wochenende bei der Pflegefamilie »möchte [mein Mami], dass ich auch noch einen Teil abgebe fürs Zimmer (.) das verstehe ich voll« (Muriel 00:13:44-3). Die Pflögetochter stellt keinerlei Besitzansprüche. Obwohl sie seit 16 Jah-

ren in der Pflegefamilie lebt und keine Alternative hat, begnügt sie sich mit dem Status des mittellosen Pflegekindes. Das kommt auch in der rhetorischen Überhöhung des Erbes, welches ihre leibliche Mutter ihr hinterlassen hat, zum Tragen: »ich habe [...] mega viel von ihr geerbt. so Schmuck zum Beispiel und auch Tagebücher« (Muriel 01:43:16-6). Schmuck und Tagebücher der in einem Obdachlosenheim lebenden, suchtkranken Mutter werden rhetorisch als grosses Erbe dargestellt, dabei ist nicht von Schmuckstücken als Wertanlagen auszugehen. Muriel gibt sich so bescheiden, indem sie den persönlichen und symbolischen Wert dieser Artefakte reflektiert. Und indem Muriel Bescheidenheit, Demut und Dankbarkeit zeigt, sich anspruchslos gibt, gelingt es ihr, die finanzielle Unterstützung als Anerkennung zu werten, was wiederum ihrem Selbstwert und dem Zugehörigkeitsgefühl zuträglich sein dürfte.

Mangelndes Vertrauen und Konformitätsdruck

Von sehr geringem Vertrauen, mangelnder Sicherheit und Geborgenheit berichtete ein ehemaliges Pflegekind, dessen Pflegefamilie durch Gewaltanwendung gekennzeichnet ist. Marcel, der gemäss seinen Angaben den Erwartungen seiner Pflegemutter an ein »gottgefälliges Leben« in vielfältiger Weise nicht entspricht, beschrieb sein Leben in der Pflegefamilie als Zwangssituation ohne persönlichen Rückzugsort:

»du fühlst dich ja dann auch in dem Zimmer gar nicht wirklich wohl und zuhause, oder. sondern es ist dann einfach so (.) ja, ich muss jetzt da sein« (Marcel 00:39:54-4).

Retrospektiv beschreibt er seine Gefühlslage als Pflegekind, das sich nicht einmal im eigenen Zimmer aufgehoben fühlt. Dies trägt dazu bei, dass er im Alter von zwölf Jahren das Risiko der Flucht nach sieben Jahren bei den Pflegeeltern eingeht und seinen 15jährigen Bruder nachholt, dem der Mut zur Flucht gefehlt hat (Marcel 01:05:04-6).

Auch das ehemalige Pflegekind Sämi erwähnte die mangelnde Unterstützung und Zuneigung, die er in der Pflegefamilie erfahren habe, wobei seine kritische Sichtweise sicherlich durch die zeitliche und innere Distanz beeinflusst ist. Für ihn sei es klar gewesen, dass jede Freiheit, jede Selbstverwirklichung wie »zocken« oder »Fussballspiel schauen« von einer vorangehenden Arbeitsleistung abhängig ist. Die bedingungslose Anerkennung und Gewährung der Freizeitinteressen von Kindern und Jugendlichen gab es für ihn nicht, was bei seinen »Kollegen« anders war und ihn jeweils »erstaunt« habe (Sämi 01:52:16-7). Zuneigung hatte in der evangelikalen Pflegefamilie einen Preis. Er nannte neben der Arbeitsleistung auch Frömmigkeit, durch die er sich »Liebe« erkaufen konnte:

»es ist ein ständiges für mich Erwerben gewesen von Liebe. ein Erkaufen von Liebe durch (.) entweder eigene Frömmlichkeit (.) oder deine tatkräftige Mitarbeit« (Sämi 01:50:47-0).

An anderer Stelle im Interview führte er aus, dass mit Frömmigkeit »mitsingen in der Kirche und mitbeten« gemeint sind. Das ehemalige Pflegekind resümiert, dass sein kindliches Bedürfnis nach Zuneigung und die »Angst« davor, dass man ihn »nicht gern« hat, ihn unbewusst und subtil zur Partizipation am religiösen Leben der Pflegefamilie

animiert hat (Sämi 00:24:40-1). Problematisch sei vor allem, dass er gelernt habe, Liebe sei leistungsabhängig und konstatiert: »mit dem habe ich heute noch zu kämpfen« (Sämi 01:53:17-0).

Diese Datenlage lässt vermuten, dass in evangelikalen Pflegefamilien Unterstützung und das Gefühl der Sicherheit und Geborgenheit stark mit der Konformität der Pflegekinder mit einem ›gottgefälligen Leben‹ zusammenhängen. Sehr sensibel spüren die Pflegekinder die Erwartungshaltung ihrer Pflegeeltern, machen bei religiösen Praktiken mit, demonstrieren ihr ›gottgefälliges Leben‹ oder verheimlichen ihre Bedürfnisse und sichern sich damit Sicherheit und Geborgenheit. Eine Abweichung von einem ›gottgefälligen Leben‹ gefährdet dieses Gefühl des Aufgehobenseins. Einzelne erzählen konkret vom erfahrenen Verlust von Sicherheit und Geborgenheit aufgrund ihrer Nonkonformität. Entsprechend äussern sich einige Pflegekinder zu ihren Bemühungen um Anpassung an ein ›gottgefälliges Leben‹.

10.3.2.2 Bemühung um Anpassung

Das ehemalige Pflegekind Muriel sieht ihre Entscheidung für den evangelikalen Glauben als freie Wahl, einschränkend führte sie jedoch ihre Kenntnis vom Wunsch der Pflegeeltern an. Das kann als Anpassung an die Erwartung der Pflegeeltern gedeutet werden:

»der ganze Glaubensweg ist von ihnen zwar vorgegeben gewesen und wir haben gewusst: "hey (.) sie würden sich wünschen, dass-" aber es ist nie gewesen ein: "du musst." [...] es [ist] wirklich sehr frei gewesen so. und wie auch der Spielraum uns offen gelassen, zum dürfen selber unseren Glauben finden« (Muriel 02:13:46-0).

Seit dem vierten Lebensjahr wurde das Pflegekind in der evangelikalen Pflegefamilie in ein ›gottgefälliges Leben‹ hineinsozialisiert. Ein Entscheid gegen diesen »Glauben« käme einem vielschichtigen Bruch mit dem bisherigen Leben gleich und die Suche nach Alternativen wäre kräftezehrend. Muriel bestätigt die Erwartungshaltung ihrer Pflegeeltern, indem sie, deren Herkunftseltern katholisch und christlich-orthodox waren, sich dem »[vorgegebenen] Glaubensweg« der Pflegeeltern anpasst. Ihre Entscheidung versteht sie jedoch als zwanglos, »sehr frei« und mit »Spielraum«, in dem es ihr erlaubt ist, ihren persönlichen »Glauben [zu] finden«. Implizit entscheidet sie sich für das Bekannte und Vorgezeichnete und gegen einen möglichen Kraftakt des Widerstands und der Ungewissheit.

Muriel hat folglich den Glauben der Pflegefamilie übernommen. Melanie, die aus einer areligiösen Herkunftsfamilie stammt, sich aber nach eigenen Angaben bereits vor der Unterbringung in der evangelikalen Pflegefamilie im Alter von zehn für den christlichen Glauben interessierte (00:12:41-0), charakterisierte sich als »Üben[de]«. Sie bemüht sich also darum, sich dem ›gottgefälligen Leben‹ ihrer Pflegeeltern anzupassen. Danach gefragt, woran man merke, dass sie, wie sie sage, eine gläubige Familie seien (Melanie 00:13:20-1), führte Melanie das vorbildliche soziale Verhalten ihrer Pflegeeltern an, dem sie sich nachzueifern versucht:

»ich bin noch ein bisschen am üben mit dem. einfach mit dem Umgang mit anderen Menschen. [...] einfach, dass ich jedem Mensch respektvoll und liebevoll gegenüber-

trete und nicht Vorurteile habe. da muss ich noch ein bisschen daran arbeiten. [...] sehr oft (.) wenn ich jemanden sehe (.) den ich nicht gerne habe, dann verhalte ich mich auch so (.) dass er merkt, dass ich ihn nicht gerne habe. und das ist eigentlich nicht okay. und das versuche ich zu ändern« (Melanie 00:14:06-7).

In ihrem Bemühen um eine umfassende Nächstenliebe zeigt sie, dass sie sich den Erwartungen, dass man »jedem Mensch respektvoll und liebevoll gegenüber trete[n]« soll und eine Zuwiderhandlung »nicht okay« ist, zu genügen versucht. Ihre Neigung, gewisse Menschen »nicht gerne zu habe[n]«, soll sie dabei zu überwinden lernen. Zu bedenken ist, dass Melanie durch die Anpassung an die religiösen Vorstellungen Gefahr laufen könnte zu verlernen, auf ihr eigenes Gefühl zu achten und stattdessen in Beziehungen zu missliebigen Menschen investiert, statt diese zu meiden. Eine solche Möglichkeit reflektiert das Pflegemädchen nicht.

Eine Anpassung an das »gottgefällige Leben«, das in der Pflegefamilie gelebt wird, kann also aus innerer Überzeugung erfolgen, sie kann jedoch auch bewusste Strategie sein, um Konflikten vorzubeugen.

Hadjar, die sich als gläubige Muslima klar im Islam verortet, gab ihre Beobachtungen zum religiösen Verhalten der Pflegefamilie wieder und markiert im verwendeten »sie« ihre Distanz. Dennoch bemüht sie sich durch das Mitsagen von »Amen« bei den omnipräsenten Gebeten in ihrer Pflegefamilie um Anpassung:

»sie [die Pflegefamilie, d. A.] beten selber, wenn sie ins Bett geht oder zum Abendessen oder wenn wir essen oder Auto fahren, sie beten. aber ja, also für mich ist egal. [...] also ich bete nicht (.) aber wenn ich "Amen" sage und so und weil [Jesus] wichtige Mann oder Religion ist (.) und wir dürfen auch er beten. also Muslim darf auch, aber nicht als Gott« (Hadjar 00:52:57-4).

Sie praktiziert damit eine Art Mimikry. Das Pflegemädchen erkennt den hohen Stellenwert der christlichen Religion in ihrer Pflegefamilie und signalisiert durch ihre minimale Teilhabe am christlichen Gebet Zugehörigkeit und Akzeptanz. Um dies mit ihrer muslimischen Religiosität vereinbaren zu können, hat sie sich eine theologische Begründung zurechtgelegt, die ihr dieses Verhalten erlaubt. Indem sie Jesus als »wichtige Mann [...] aber nicht als Gott« anerkenne, sei ihr Vorgehen legitim. Durch eine solche Scheinpartizipation gelingt es dem Pflegekind, möglichen Konflikten vorzubeugen, ohne sich dabei selbst zu verleugnen. Auf beeindruckende Weise navigiert Hadjar dabei zwischen den verschiedenen konfessionellen Erwartungshaltungen, ihrem Bedürfnis nach Sicherheit, Zugehörigkeit und Selbstbestimmung.

Diesen Kraftakt und das Geschick aufbringen zu können, aus der vulnerablen Position eines Pflegekindes zwischen einem »gottgefälligen Leben« und möglichen Alternativen zu navigieren, ist abhängig vom Alter sowie der Voraussetzung, dass überhaupt Alternativen verfügbar sind. Die ehemaligen Pflegekinder Janosch und Sämi, die ihre Geschichte beide aus der Perspektive von Milieuaussteigern erzählen, beschreiben kritisch, wie Kinder sich der religiösen Doktrin nicht entziehen können und sich anpassen, da sie nichts anderes kennen und ihre Bezugspersonen intensive Überzeugungsarbeit in Sachen Glauben leisten – beide lösen sich erst relativ spät, Sämi mit 17 und Janosch

mit 25, nach bitteren persönlichen Erfahrungen aus dem evangelikalen Milieu. Janosch bringt es wie folgt zum Ausdruck:

»als Kind willst du dazu gehören. (3) und (.) wenn dir mit jeder Faser von deinem Gegenüber kommuniziert wird was der richtige Weg ist und was die richtige Haltung ist und wie wertvoll das ist (.) und dass es eben so müsste sein und nicht so (.) dann hast du dem nichts entgegen zu setzen (.) du musst das nicht einmal aussprechen (.) das läuft subtil (.) und ein Kind kann sich dem nicht entziehen. ein Kind ist immer in der Abhängigkeit, es ist auf den Goodwill (.) auf die Akzeptanz (.) auf die Annahme, auf den Support, auf all diese Sachen angewiesen. (2) du wirst (.) wenn etwas dem Gegenüber so dermassen wichtig ist (.) wirst du das sicher nicht ablehnen oder torpedieren oder so. wenn du auf all das angewiesen bist, was du brauchst für dein Leben oder Überleben oder Weiterleben« (Janosch 02:29:28-7).

Das ehemalige Pflegekind beschreibt die kindliche Anpassung an ein ›gottgefälliges Leben‹ als existenziellen Akt. Dabei betont er die intensive, aber unausgesprochene Forderung evangelikaler (Pflege-)Eltern, den »richtige[n] Weg« zu gehen. Aufgrund ihrer Bedürfnisse nach Zugehörigkeit, »Goodwill«, »Akzeptanz«, »Annahme« und »Support«, würden sich Kinder diesen Ansprüchen anpassen und diese »sicher nicht ablehnen oder torpedieren«. An anderer Stelle im Interview beschrieb er den Mechanismus der Anpassung anhand der persönlichen Bekehrung als Ergebnis des Strebens nach Zugehörigkeit:

»wenn du (.) aus ihrer [evangelikale Menschen, d. A.] Sicht, ein besonders rebellischer Geist bist und widerstandsfähig (.) dann kann es sein dass der [Bekehrungsmoment, d. A.] bei dir nie kommt. dass alles, was nach Indoktrination [...] riecht (.) du [...] nicht willst. so Menschen gibt es auch (.) aber ehrlicherweise sind das ja eher eine Minderheit. die Mehrheit will irgendwie dazu gehören und will ein Teil sein von dem System, wo sie darin lebt. [...] weil das nicht zum Aushalten ist (.) in einer konstanten Dissonanz zu leben. also irgendwann brichst du ein. und irgendwann lässt du es zu« (Janosch 01:16:38-3).

»Ein besonders rebellischer Geist« und »widerstandsfähig« gegen ein ›gottgefälliges Leben‹ und die »Indoktrination« zu sein und »in einer konstanten Dissonanz zu leben«, erfordere Kraft, die nur wenige aufbringen könnten, konstatiert er. Emotional, als »nicht zum Aushalten«, formuliert Janosch den als Homosexueller erlebten Druck, der diese »konstante Dissonanz« ausgelöst hat. Der Konformitätsdruck sei derart gross, dass man »irgendwann ein[breche] und es zu[lasse]« – die Anpassungsleistung kann folglich durch Erwartungsdruck erreicht werden. Diese Einschätzung teilt auch Sämi, der sagte, Pflegekinder würden aufgrund ihres Bedürfnisses nach Liebe und Anerkennung durch die evangelikalen Pflegeeltern am ›gottgefälligen Leben‹ partizipieren (00:24:40-1). Neben der verbalen Indoktrination, wie sie Janosch formuliert, sind für ihn »Angst«, eine schier unaussprechliche (»durch diese durch diese diese diese«) »Autorität« und »Gewalt« ausschlaggebend für die Anpassung der Pflegekinder an das ›gottgefällige Leben‹. So forderten es die Pflegeeltern ein und liessen sie »gegen aussen« als »Familie superfröhlich und superfreundlich [...] auftreten« (Sämi 02:23:33-3). Dabei wies er darauf hin, dass seine

Pflegeeltern ihren autoritären und gewalttätigen Erziehungsstil bis heute nicht reflektieren:

»I: und wie denkst du, haben deine Pflegeeltern es geschafft, gegen aussen das Bild [von der glücklichen, perfekten Familie] aufrechtzuerhalten? [...]

S: sie wissen glaube ich nicht wie. [...] sie denken, durch super Erziehung (.) sie wissen aber nicht, dass wahrscheinlich vieles durch Angst geprägt gewesen ist. also, sie haben das geschafft durch diese durch diese diese diese Autorität, die sie haben. und durch halt auch eben halt zu Gewalt greifen. [...] irgendwann haben sie das ja nicht mehr gebraucht. also weil wir so funktioniert haben, wie sie haben wollen« (Sämi 02:27:34-3).

Die Anpassung an ein ›gottgefälliges Leben‹ kann folglich durch Angst und besonders durch Angst vor Gewalt herbeigeführt werden, wie Sämi feststellt. In seiner Darstellung führt dies dazu, dass die Pflegekinder keinen offenen Widerstand leisten, sondern nach dem Willen der Pflegeeltern »funktionier[en]«.

Dieser Anpassungsdruck kann auch im Rahmen der evangelikalen Gemeinschaft ausgeübt werden. Janosch erwähnte den Anspruch insbesondere an Amtsinhabende, »tadellos sein« zu müssen. Dieser habe »viel[e]« in ein »Doppelleben« gedrängt:

»alle die irgendein Amt haben in der Kirche (.) müssen tadellos sein (.) aber das hat genau das begünstigt, was mir dann auch viel begegnet ist. oder, dass dann am Schluss Doppelleben entstehen (.) also (.) das offizielle Ich, das all das nach aussen vorgibt und macht und sich abmüht, aber das innerlich total zerrissen ist, weil diese Person noch etwas anderes hat, das sie nicht unter diesen Hut bringt. und wo sie dann zwischen- durch (.) sündigt, in Anführungs- Schlusszeichen« (Janosch 00:49:43-1).

Der Anschein eines »offizielle[n] Ich[s]«, innere »[Z]errissen[heit]« und ›sündiges‹ Verhalten sind Ausdrucksformen eines nicht authentischen Lebens, einer Verleugnung des Selbst. Dabei wird die Orientierung an der Ehrlichkeit als Aspekt des ›gottgefälligen Lebens‹ zur persönlichen Herausforderung. Er beschrieb, wie schwierig es für ihn selbst als Kind war, in einer Wertediskrepanz zur Mainstreamgesellschaft zu leben und zugleich dem Ehrlichkeitsanspruch (»zu dem stehen«) im evangelikalen Milieu zu genügen:

»Gott sieht alles und weiss alles (.) also muss ich ja auch in der Schule zu dem stehen. [...] du gerätst als Kind in Situationen, wo du dann nachher in der Kirche wieder sagen musst: "ich habe Gott verleugnet, [...] weil ich gewusst habe, wenn ich das sage, bekomme ich auf den Kopf ((CH: Grind)) oder ich werde ausgelacht." also tue ich so, als wäre ich ihrer Meinung. aber mit dem habe ich ja Gott und alles verraten (.) also habe ich gesündigt. also du bist auch dort in einem kontinuierlichen Zerriss. [...] immer in so einem Dauer-Abgleichstress. [...] immer so ein Mäandrieren zwischen zwei Wertesystemen, die du aber nicht vereinen kannst. also du bist immer in einem Konflikt, der lässt sich gar nicht auflösen« (Janosch 00:57:33-6).

Er formuliert mit den Charakterisierungen »kontinuierlichen Zerriss«, »Dauer-Abgleichstress«, »Mäandrieren zwischen zwei Wertesystemen« und dem unauflösbaren

»Konflikt« sein Druckgefühl, den jeweils unterschiedlichen äusseren Ansprüchen zu genügen.

An diesem Beispiel zeigt sich, wie Werte und Normen sozial bedingt sind. Eine Anpassung muss nicht bedeuten, dass eine innere Überzeugung vom ›gottgefälligen Leben‹ erfolgt ist. Sehr pointiert und allgemein äusserte sich Sāmi als Milieuaussteiger zum Umgang mit der Erwartungshaltung an ein ›gottgefälliges Leben‹ von Kindern, die in evangelikalen Familien aufwachsen:

»Christenkinder sind so Ninjas. [...] wir wissen auch perfekt wie manipulieren und verstecken und verheimlichen (.) das kann keiner besser als so Kinder wie wir« (Sāmi 02:05:35-1).

»Manipulieren«, »verstecken« und »verheimlichen« kann in diesem Kontext als Anpassungsleistung der (Pflege-)Kinder gedeutet werden, die einem enorm hohen, omnipräsenten Erwartungsdruck von den (Pflege-)Eltern ausgesetzt sind, dem sie nicht aus innerer Überzeugung entsprechen können oder wollen. Wie Ninjas, die als hochausgebildete Kämpfer, die aus dem Verborgenen heraus operieren und ihren Auftrag verheimlichen, verbergen »Christenkinder« ihre eigentlichen Bedürfnisse geschickt und vielseitig, während sie den Regeln eines ›gottgefälligen Lebens‹ nachzukommen suchen. Der hohe Erwartungsdruck evangelikaler Pflegeeltern, mitunter ihr Anspruch an Ehrlichkeit, kann paradoxerweise zu Unehrlichkeit führen.

Deutlich spüren die Pflegekinder den Erwartungsdruck ihrer Pflegeeltern, sich einem ›gottgefälligen Leben‹ anzupassen. Pflegekinder können sich der Indoktrination zur Existenzsicherung fügen oder durch eine Art Mimikry Anpassung signalisieren bei innerlicher Distanzwahrung. Es gibt aber auch Pflegekinder, die ihre Anpassung an den Glauben der Pflegeeltern als innere Überzeugung beschreiben.

10.3.2.3 Widerstand und Konflikte

Wie bereits erwähnt, ist die Bereitschaft der Pflegekinder, sich dem ›gottgefälligen Leben‹ in der Pflegefamilie zu fügen, vom Alter sowie der überhaupt zur Verfügung stehenden Alternativen beeinflusst. Eine Distanzierung ist umso eher möglich, je älter ein Pflegekind ist und je erreichbarer die Alternativen sind. Pflegekinder können eine innere Distanz wahren, sich heimlich widersetzen, offen oder verdeckt in die Konfrontation mit ihren Pflegeeltern gehen oder einen Abbruch des Pflegeverhältnisses provozieren, was sogar durch Flucht umgesetzt werden kann.

Widerstand bei evangelikaler Überzeugung

Corinne, die zum Interviewzeitpunkt erst acht Jahre alt ist, beklagte sich über die Pflicht zur Mitarbeit im Haushalt (00:09:17-7, 00:14:17-0) und macht damit einen Konfliktpunkt gegen die durch ihre Pflegeeltern eingeforderte Arbeitsamkeit deutlich. Für Melanie, die mit zehn Jahren in die Pflegefamilie gekommen ist und folglich über Erfahrungen in der areligiösen Herkunftsfamilie verfügt, bietet diese wegen des Todes ihrer beider Herkunftseltern keine Alternative. Das Mädchen versucht, sich einerseits dem ›gottgefälligen Leben‹ in der Pflegefamilie anzupassen und übt sich in Nächstenliebe, wie oben gezeigt wird. Andererseits ist sie nicht in allem transparent (Melanie 00:41:12-2), um die

Konfrontation mit ihren Pflegeeltern zu vermeiden, die »es nicht gutheissen« (Melanie 00:31:26-2). Melanie sucht nach einem Weg zwischen den Anforderungen ihrer Pflegeeltern, denen sie grundsätzlich entsprechen möchte, und der Haltung ihrer Peers. So »getraue« sie sich »nicht zu fragen«, ob sie »mit ihm [ihrem Freund, d. A.] rausgehen darf« (Melanie 00:41:35-9). Sie streitet sich aber offen mit ihren Pflegeeltern über deren allgemeine Ausgeh- und Handyregeln, die sie als strikter denn bei ihren Freund:innen empfindet (Melanie 00:30:14-4):

»einmal ist dieser Streit auch ziemlich eskaliert. [...] da bin ich richtig wütend ((CH: hässig)) geworden und habe einfach megaviele Regeln aufgezählt, die mir gar nicht passen. [...] eine Regel ist eben gewesen wegen dem Handy. das ist eine Regel, die stresst mich manchmal ein bisschen. weil ich sehe, wie all meine Kollegen so durchgehend das Handy haben und ich halt so abgeben muss und fragen muss und so (.) und eine Regel ist gewesen, dass ich nicht mit irgendjemandem habe rausgehen dürfen. [...] auf jeden Fall gibt es manchmal so Sachen, die ich halt nicht darf. zum Beispiel einfach rausgehen am Abend oder so. und [...] die haben mich dort ein bisschen aufgeregt« (Melanie 00:30:04-1).

Das Pflegemädchen enerviert sich zwar über die strengen Regeln und die Ungleichbehandlung im Vergleich mit ihren Peers. Einmal eskaliert der Streit und die Pflegeeltern drohen mit Ausschluss aus der Pflegefamilie. Statt ihr gewünschtes Ziel des widerspruchslosen Gehorsams zu erreichen, beschreibt Melanie, wie sie sich ihre Agency zurückholt und den Entscheid, die Pflegefamilie zu verlassen, in Erwägung zieht (00:29:28-2). Gleichzeitig übernimmt sie hinsichtlich der erzieherischen Strenge die Argumentation ihrer Pflegeeltern, die damit ihre Sicherheit gewährleisten und sie vor einem Abrutschen in die Kriminalität bewahren wollen (Melanie 00:30:45-9). Lakonisch schliesst sie ihre Begründung mit »so empfinde ich es am ehesten, andere würden es anders empfinden« (Melanie 00:30:45-9) und appelliert damit an die Interviewerin, ihren Brückenschlag »zwischen zwei Welten« zu akzeptieren. Dieser Satz kommt in eingetübter Manier daher, möglicherweise muss sie sich gegenüber ihren Freund:innen häufig entsprechend rechtfertigen. Das Mädchen scheint um die Inkonsistenz in der Logik zwischen dem Bedürfnis nach persönlicher Freiheit und dem gleichzeitigen Plädoyer für die eigene Freiheitsbeschränkung zum Schutz vor Gefahren zu wissen. Gekonnt pariert sie mit ihrem Satz ein weiteres Nachbohren und verletzt gleichzeitig niemanden, insbesondere da sie erstens die persönliche Gefühlsebene anspricht (»empfinden«) und zweitens mit der Formulierung »am ehesten« einen Interpretationsspielraum offenlässt.

In noch stärkerem Masse als Melanie machte das ehemalige Pflegekind Muriel im Interview deutlich, dass sie sich für ein »gottgefälliges Leben« entschieden hat und damit dem Wunsch ihrer Pflegeeltern entspricht. Muriel war erst vier Jahre alt, als sie vom Heim in die Pflegefamilie kam und hatte nur geringen Kontakt zu ihren Herkunftseltern, das heisst keine Alternative zur Pflegefamilie. Dennoch zeigen sich Konflikte um die Einhaltung eines »gottgefälligen Lebens«, wie die Pflegeeltern es sich vorstellen. Diese betreffen ebenfalls das Ausgehverhalten, den Handykonsum sowie ihre Liebesbeziehungen. Dabei beschränken die Pflegeeltern über das Mündigkeitsalter hinaus Muriels

Handlungsspielraum, die zum Zeitpunkt des Interviews 20 Jahre alt ist. Die Ausgehzeit ist knapp:

»mit achtzehn zum Beispiel, habe ich müssen um zehn oder elf zuhause sein (.) und jetzt mittlerweile haben sie sich von dem ablösen können. [...] ich habe mega ihnen beweisen müssen: "hey, ich bin erwachsen und ich kann das. und ich bin selbstständig"« (Muriel 02:06:30-7).

Das Handy erhält sie relativ spät und nur auf Drängen ihres Vormunds:

»mein Vormund [hat sich] mega eingesetzt dafür (.) weil sonst hätte ich glaube ich noch kein Handy gehabt mit dreizehn« (Muriel 02:06:30-7).

Die Spannungen zwischen der Pflegetochter und den Pflegeeltern machen deutlich, wie stark die Angst und das Kontrollbedürfnis der Pflegeeltern sind, wie wenig Vertrauen sie in die junge Frau haben, da sie vom Gefühl erzählt, ihre Reife und ihre Selbständigkeit »beweisen« zu müssen oder Freiheiten wie ein Handy nur durch die Unterstützung des Vormunds erhält. Gleichzeitig begründet Muriel die Zurückhaltung der Pflegeeltern bei der Ausgehzeit mit ihrer Biographie als Pflegekind und deren Absicht, sie aufgrund ihrer möglichen psychischen Instabilität besonders zu schützen:

»da haben sie bei uns [sie und ihre Pflegeschwester, d. A.] schon noch mehr geschaut (2) auch vielleicht so mit der Angst, dass (.) wir schon eher den Drang haben zum Abstürzen. [...] dass wir vielleicht schon eher einen Grund haben, zum sich die Birne vollsaufen. weil wir manchmal einfach finden: "hey, es ist so blöd alles. wieso ich?"« (Muriel 02:10:48-9).

Sie zeigt sich retrospektiv »dankbar« für die »strenge« Reglementierung der Handyzeit, die sie in die Erziehung ihrer eigenen Kinder zu integrieren beabsichtige:

»[Handysperrzeit habe ich] damals so streng gefunden und das hat mich so genervt. aber jetzt bin ich so dankbar für das. [...] das würde ich zum Beispiel voll in die Erziehung mitnehmen. auch bei meinen Kindern« (Muriel 02:06:30-7).

Das ehemalige Pflegekind beschreibt also ihre Konflikte um rigide Regeln zu Ausgang und Handykonsum, die sie retrospektiv rechtfertigt und im Falle von Letzterem gar zu übernehmen gedenkt. Dieselbe Argumentationslinie zeigt Muriel auch beim Thema Liebe. Der jungen Erwachsenen kostet es Überwindung, ihren Pflegeeltern von ihrem Date zu erzählen. Im Vergleich zu ihrem »älteste[n] Bruder« fühlt sie sich ungleich behandelt, wenn dessen Tinder-Beziehung von den Pflegeeltern akzeptiert wird, ihr aber das anfängliche Übernachten bei ihrem Freund untersagt ist. Obwohl sie die Einschränkung empfindet und sich dagegen wehrt, »googelt« sie den Mann gemeinsam mit ihrer Pflegemutter, hält deren Involvierung für »nur fair« und rechtfertigt die Haltung der Pflegeeltern als Schutzmassnahme. Schliesslich stellt sie diese als zwar »ein bisschen traditioneller«, aber keinen Zwang ausübend dar:

»ich habe meinen jetzigen Freund über Tinder kennengelernt. [...] der älteste Bruder (.) dem seine Frau (.) die haben sich auch auf Tinder kennen gelernt. [...] und sie [die Pflegeeltern, d. A.] haben gefunden: "ja, aber du bist noch nicht dreissig. [...] wenn man älter ist, weisst man schon mehr was man will und so." (.) das mag auch sein, aber das ist wie so- [...] ich habe ihn dann wirklich auch gegoogelt mit meiner Pflegemutter zusammen. [...] klar hat es auch Überwindung gebraucht, zum das erzählen. aber ich habe wie gewusst, hey (.) es ist nur fair, wenn ich es sage (.) ich bin irgendwo auf einem Date, weil (.) wenn es schief läuft? also (.) dann wissen sie, wo ich bin. [...] mittlerweile darf ich auch bei ihm übernachten. [...] es ist nicht einmal (.) dass sie nicht wollen, dass ich mit ihm schlafe oder irgendwie sonst was (.) sondern einfach aus meinem Schutz. so: "hey, du kennst diese Person noch nicht. also musst du auch gar nicht bei dieser Person übernachten." so. und sie vielleicht schon auch noch so ein bisschen traditioneller sind. aber mir das nie aufgebunden haben. also sie haben mir nie gesagt: "du darfst nicht. und du bleibst jetzt zuhause"« (Muriel 02:10:46-1).

(Ehemalige) Pflegekinder, die sich zum Interviewzeitpunkt einem ›gottgefälligen Leben‹ zuwenden, erzählen zwar von Einschränkungen durch ihre Pflegeeltern, gegen die sie sich aufgelehnt haben oder auflehnen. Die angeführten Beispiele Ausgang, Handykonsum und Liebesbeziehung werden stets mit den Bedingungen ihrer Peers verglichen, was zeigt, dass das Navigieren ›zwischen zwei Welten‹ eine Herausforderung darstellt. Gleichzeitig rechtfertigen sie die Haltung der Pflegeeltern mit dem Argument des Schutzes und übernehmen diese teilweise. Damit überwinden sie die Kluft zwischen ihren Bedürfnissen nach persönlicher Freiheit und Zugehörigkeit zu Gleichaltrigen und einem ›gottgefälligen Leben‹, wie es die Pflegeeltern einfordern. Die um Adaption bemühten (ehemaligen) Pflegekinder, die gewillt sind, sich den Regeln des evangelikalen Milieus zu unterwerfen, bewältigen damit ihre innere Ambivalenz.

Ausbrechen aus einem ›gottgefälligen Leben‹ und Abbruch des Pflegeverhältnisses

Die Vereinbarkeit beider Sphären gelingt nicht allen. Die ehemaligen Pflegekinder Janosch und Sämi, die beide von klein auf ohne wirkliche Alternative durch die Herkunftseltern im evangelikalen Milieu aufgewachsen sind, erzählen von ihrem Bemühen um Anpassung (siehe Kapitel 10.3.2.2). Beide berichten aber auch von heftigen persönlichen Ausbruchsversuchen in ihren Jugendjahren.

Janosch erzählte von seinem wiederholten Ausbrechen und vom Übernachten bei Liebhabern, was mit der »heile[n] Welt« der Pflegefamilie, »ihrem System«, nicht kompatibel gewesen sei und in der Folge rasch zu »bombig Ärger« und seiner mehrmaligen Umplatzierung geführt habe:

»diese Familie in sich hat sehr eine ›heile Welt‹ gelebt. [...] und dann komme ich (.) total neben den Schuhen, aus ihrer Sicht (.) schwierig, weil ich nicht fassbar bin. weil ich nicht in ihren Systemen laufe. weil ich ausbreche, weil ich (2) auch auf gewisse Themen nicht so reagiere, wie sie das wollen. [...] weil ich aber nichts richtig entsprochen habe, habe ich relativ schnell [...] bombig Ärger gehabt dort drin. [...] dass ich nach (2) dreiviertel Jahr schon bereits wieder umplatziert worden bin (.) auch wieder innerhalb von dieser Kirche. zu der nächsten Familie. [...] und ich habe angefangen zu rebellieren. ich habe immer mehr angefangen zu rebellieren (.) und ich habe immer mehr ange-

fangen auszubrechen. [...] wo ich dann auch nachts nicht nach Hause gekommen bin (.) und irgendwo (.) bei einem Lover oder sonst etwas geblieben bin (.) und das hat am Schluss so grosse Probleme ausgelöst, dass es klar gewesen ist. also (.) dort kann ich nicht bleiben. [...] dann bin ich am Schluss an einen dritten Ort hingekommen, den ich mir dann aber ausgesucht habe (.) das ist dann eine andere Freikirche gewesen. [...] nachher, zwei Jahre in einer christlichen Therapiestation gelandet« (Janosch 00:11:30-7).

Sein auffälliges und von der Erwartung an ein ›gottgefälliges Leben‹ abweichendes Verhalten führt ihn nach der Platzierung bei drei evangelikalen Pflegefamilien schliesslich in eine »christliche[...] Therapiestation«, in der die evangelikale »Doktrin [...] eine psychiatrisch geltende Lehrmeinung [dominiert]« habe und er von seiner Homosexualität befreit werden soll (Janosch 00:13:50-0). Damit endet seine Zeit als Pflegekind.

Sämi, der sich als Kind um Anpassung bemüht und sich mit der evangelikalen Pflegefamilie identifiziert, sucht in der Jugend nach ›konformen‹ Ausbruchsmöglichkeiten, wie der Mitgliedschaft bei den [Name Jugendorganisation], sodass er sich als »Punk, aber halt ein Jesus-Punk« und gegen das westliche System charakterisierte (Sämi 00:43:55-1). Und er berichtete von einem »[Saufgelage] unter Christen«:

»wir haben unter Christen auch mal so Saufgelage gemacht. aber das ist ((schnippt mit den Fingern)) so viral gegangen. und ((klopft auf den Tisch)) und so "wow (.) dürfen wir nie mehr machen." oder, das ist schon ein Ausbrechen gewesen, einfach aus dem heraus« (Sämi 01:13:45-8).

Die Reaktion des Umfelds auf den Rausch der Jugendlichen ist derart heftig, dass die Peergroup absolut eingeschüchtert gelobt, diesen Fehltritt nicht zu wiederholen. Dennoch kann Sämi seinen Drang, am ›wilden‹ Leben teilzuhaben, nicht vollständig unterdrücken. Er erzählte von verheimlichtem Alkoholkonsum, von dem seine Pflegeeltern sehr lange nichts gewusst hätten (Sämi 02:05:35-1) und führte aus, dass er nach dem oben erwähnten »Saufgelage« »nicht mehr kann«. Der Jugendliche beginnt nach seiner eigenen Identität zu suchen und will, animiert durch seine »Kollegen« in der Lehrzeit sowie die ältere Pflegeschwester [Jana], »was anderes machen«:

»es ist einfach wirklich so (.) bääh (2) "ich kann nicht mehr." [...] es ist wirklich auch schnell gegangen. [...] "ich will jetzt einfach etwas anderes. ich will jetzt einfach mit den anderen Kollegen abhängen." [...] es ist auch so in der Lehrzeit drin gewesen. du fragst dich wirklich auch so: "ja wer bin ich? was mache ich?" und Sachen erleben wollen. [...] auch unbedingt mit Frauen abhängen wollen und Alkohol trinken und (.) einfach diese Sachen ausprobieren, wo ich einfach gewusst habe, in diesem Rahmen von diesem Christlichen- [...] plus auch in dieser Zeit auch [Jana], also meine ältere Schwester, die ist auch eben dort in der Partydings drin gewesen. also, die ist wie für mich dann auch so ein Vorbild gewesen (.) "okay (.) lass mal was anderes machen"« (Sämi 01:13:45-8).

Sämi beginnt, sich nach einer engagierten Zeit in evangelikalen Kreisen (»holyboly«), im Alter von 15 Jahren vom Milieu abzuwenden:

»von dieser Phase zwölf bis fünfzehn mit holyboly zu: "okay jetzt brechen wir beide aus" (.) dann dann ist nur noch Feuer und Flamme gewesen. also dann daheim, ist nur noch Eskalation gewesen. pur« (Sämi 01:14:07-9).

Dadurch eskalierten die Konflikte mit den Pflegeeltern gänzlich. Er erzählte, dass seine ältere Pflegeschwester »alles erleben [will], was [ihr] bis jetzt verwehrt worden ist [...] was sind Drogen? was ist Sex?« und er dasselbe versucht hat – »ein bisschen harmloser«. Die Pflegeeltern reagieren mit »reden« und »omnipräsenter Gewalt«, was den Widerstandsg Geist der Geschwister anregt (Sämi 01:16:03-5). Sie wehren sich gegen die Pflegeeltern, die Schwester verbal »fass mich nicht an, sonst hole ich [...] die Polizei« (Sämi 01:14:22-6) und Sämi mit der Bereitschaft zurückzuschlagen:

»bei ihr [bei der Pflegemutter, d. A.] bin ich so gewesen: "schau (.) schlage mir eins und ich schlage zurück" und bei ihm ist es gewesen (2) "lass mich ein wenig trainieren, aber irgendwann schlage ich auch zurück"« (Sämi 01:16:20-1).

Die beiden Pflegegeschwister ziehen rasch bei der Pflegefamilie aus, [Jana] mit achtzehn, Sämi bereits mit siebzehn, als ein Konflikt mit dem Pflegevater zu eskalieren droht:

»er ist wirklich ein grosser Mann gewesen, ein kräftiger Mann. er ist ein Handwerker. [...] ich [hätte] mich nicht wehren können, hätte ich mich auch nicht getraut. [...] so mit siebzehn [...] hat er mich nochmal geschlagen und [...] ich habe es ihm dann gesagt: "jetzt musst du wirklich aufpassen." [...] das ist krass. also wie es angefangen hat, hat es aufgehört. oder mit dieser Gewaltspirale. [...] zwischen ihm und mir (.) irgendein Konflikt hat es gegeben, ich glaube, weil Post gekommen ist von der Justiz wegen Fussball irgendwas (.) dort hat es eskaliert. dann ist er gekommen, hat mir eines gegeben und ich bin dann wirklich gewesen: "hey (3) ich gebe dir eines zurück." und (.) so handgreiflich geworden (.) und dann habe ich mein Zeugs gepackt und bin einfach gegangen« (Sämi 01:17:50-3).

In der Folge bricht Sämi den Kontakt zur Pflegefamilie ganz ab, [Jana] kehrt nach einigen Jahren in die evangelikale Gemeinschaft zurück, heiratet in der Community und nimmt den Kontakt zu den Pflegeeltern wieder auf. Sämi resümiert seinen Entschluss als »richtige Entscheidung« und betont den Kraftakt und die stete Unsicherheit, die damit einhergehen würden:

»es ist wirklich absolut die richtige Entscheidung gewesen, im Nachhinein. muss ich wirklich auch sagen (.) aber es ist streng. es ist immer noch ein Prozess« (Sämi 01:22:56-7).

Sowohl Sämi als auch Janosch scheitern in ihren Versuchen, sich dem »gottgefälligen Leben« anzupassen. Beide wenden sich als (fast) Erwachsene vom evangelikalen Milieu ab und erst, als sich ihnen Alternativen bieten. Bei Janosch ist es ein Autounfall, der zu einer »professionelle[n] psychologische[n] Hilfe« führt und in der Folge sein Weltbild verändert (00:20:51-5). Sämi findet in seiner älteren Schwester, Freunden und deren Eltern

(01:17:50-3), später seiner Partnerin und deren Familie Unterstützung und beginnt, sich an einer anderen Weltsicht zu orientieren (01:22:56-7).

10.3.2.4 Gewalterfahrung

Zwei der ehemaligen Pflegekinder haben in ihren Pflegefamilien eine religiöse Erziehung mittels heftiger physischer Gewalt erlebt. Sowohl Marcel als auch Sāmi beschreiben, wie sie als Kinder und Jugendliche damit umgegangen sind und welchen Effekt sie der körperlichen Züchtigung retrospektiv zuschreiben.

Marcel beschreibt eine gewisse Abstumpfung gegenüber physischem und psychischem Schmerz. Für ihn führt dies schliesslich dazu, das Wagnis der Flucht einzugehen, was er mit seiner »[G]leichgültig[keit]« gegenüber der Pein begründet:

»wie viel Schmerz kann man einem antun, [...] bis der Schmerz gar nicht mehr so- (.) es wird zur Gewohnheit. ich sage jetzt, vom Körperlichen zum Beispiel. auch seelische Erniedrigung. irgendwann [...] bist du dir nicht mehr zu schade. [...] wenn du an diesen Punkt gekommen bist. dann ist es dir irgendwie gleichgültig. dann sagst du: "so, jetzt (.) jetzt will ich es wissen." und da ist ein Punkt gekommen, wo ich dann auch meinem Bruder gesagt habe, ich habe ihn dann aufgefordert: "komm wir gehen. ich weiss wie." und so (.) ich habe dann auch eben- (.) er hat dann nie gewollt. und am besagten Abend bin ich dann eigentlich zu ihm gegangen (.) ich habe alles geplant gehabt« (Marcel 01:05:04-6).

Die Erziehung sei »übertrieben streng praktiziert« (Marcel 00:04:59-2) worden, urteilte das ehemalige Pflegekind und bezeichnete seine Pflegemutter retrospektiv als »krank«. Dadurch haben er und sein Bruder die von ihr vermittelte Religiosität »gar nicht mehr so ernst genommen«, sich aber aus Angst vor Misshandlung gefügt:

»irgendwann merkst du, [...] dass die Frau auch krank ist, oder. haben wir das auch gar nicht mehr so ernst genommen mit der Religion und so. wir haben uns auch nie dort eingefunden wirklich (.) muss ich ehrlich sagen. aber wir haben es natürlich ernst genommen, weil es ist wirklich in die Erziehung eingeflossen. wir haben gewusst, wir müssen uns dem fügen, oder. aber aus heutiger Sicht, [...] die Frau hat uns [...] misshandelt (.) nicht sexuell, sondern einfach körperlich und seelisch« (Marcel 00:05:00-8).

Bereits als Kind hat sich Marcel von der evangelikalen Religion abgewandt respektive haben die Geschwister sich »nie [wirklich] dort eingefunden«. Die Treiber dafür sind in seiner Wahrnehmung die gewaltsame religiöse Erziehung sowie die Kenntnis einer alternativen Lebensweise, die er im regelmässigen Kontakt mit den Herkunftseltern gehabt hat. Diese konsumierten zwar Drogen, waren in Prostitution und Kriminalität verwickelt, spendeten aber »echte Liebe« (Marcel 01:29:03-8). Trotz der erfahrenen Misshandlung resümierte er, dass er durch die von Gewalt geprägte Erziehung in der evangelikalen Pflegefamilie gelernt hat, sich unterzuordnen, was ihm im späteren Heimalltag von Nutzen gewesen sei:

»ich habe mich sehr gut unterordnen können. (.) früher habe ich einfach Schläge bekommen und im Heim ist es dann plötzlich gewesen so, einfach, es gibt Sanktionen« (Marcel 00:33:05-6).

Eine solche Darstellung zeugt von Resilienz und kann als Selbstschutz gelesen werden, indem das ehemalige Pflegekind den widrigen Umständen die Erlernung einer Fähigkeit (sich »unterordnen können«) zuschreibt und sich im Kontrast zu einer Opferdarstellung als Gestärkter darstellt. Marcel flüchtet im Alter von zwölf Jahren aus seiner Pflegefamilie, weil er die rigide und gewalttätige Erziehung seiner Pflegemutter nicht mehr erträgt respektive die Angst davor verliert und durch seine Herkunftseltern eine Alternative kennt und hat.

Sämi fehlt diese Alternative lange, doch auch er entwickelt mit der Zeit eine gewisse Gleichgültigkeit gegenüber dem eigenen körperlichen Schmerz und kassiert freiwillig für seine Geschwister Prügel. Das ehemalige Pflegekind berichtet zudem vom Zusammenhalt unter den Kindern, aber auch von gegenseitigem Schamgefühl, als Kind geschlagen zu werden. Das stark auf Gehorsam setzende Erziehungsregime seiner Pflegeeltern führt für Sämi dazu, dass er sich schliesslich von der Pflegefamilie abwendet, als ihm klar wird, dass dies nicht »normal« ist und keineswegs in allen Familien so gehandhabt wird:

»das wären Sachen die normal sind. [...] wo ich dann gemerkt habe "oh, okay, nein, das habe ich nicht gehabt. [...]" Kinder dürfen trötzeln, Kinder dürfen (.) etwas sagen, dürfen weinen, dürfen (.) ihre Meinung kundtun. ist für mich alles "nein." oder. so hat dann die ganze Dings angefangen, wo ich mich dann auch entschieden habe, nicht mehr mit ihnen Kontakt zu haben« (Sämi 01:21:18-7).

Als Folge der gewaltvollen Erziehung haben die Kinder »mehr zusammengehalten« und sich gegenseitig unterstützt, keine Fehler zu begehen. So seien sie »durch diese Angst auch extrem brave Kinder gewesen«, »zu Hause, unterwegs, alle haben diese Familie immer gelobt. auch wenn wir im Restaurant-, überall wo wir gewesen sind: "woah, Vorzeigefamilie"« (Sämi 00:20:36-7). Die Einschüchterung durch Gewalt habe dazu geführt, dass sie »funktioniert« haben. Ein weiterer Effekt der Misshandlung sei aber auch gewesen, dass die Kinder untereinander nicht über die einschneidenden Erlebnisse gesprochen haben, obwohl sie sich gegenseitig stützten. Sämi begründet dies mit Scham:

»man hat sich auch geschämt, oder als Kind schämt man sich (.) wenn man geschlagen wird. und man will auch gar nicht mit den anderen über das reden. [...] das ist wie auch klar, dass jeder mit demselben dann umgeht (.) in der Kindheit« (Sämi 00:20:36-7).

Das ehemalige Pflegekind bringt die Gewalterfahrung in der Pflegefamilie retrospektiv mit dem »Nichtbestehen« im Erwachsenenleben in Zusammenhang, indem er beschrieb, wie sein älterer Pflegebruder, der sehr oft und heftig geschlagen wurde, »es nicht geschafft« habe:

»der prägendste Teil von Gewalt ist für mich der [Christian] gewesen (.) eben, der schon älter gewesen ist. dort zehn [...] der ist so der, der es nicht geschafft hat am Schluss. sagt man das so? [...] er ist sehr viel auch einfach geschlagen worden, bis wirklich verprügelt worden« (Sämi 00:19:18-5).

Sämi führt [Christians] Mitgliedschaft in einer rechtsnationalen Gruppierung an und sagt, dass sein Bruder den Kontakt zur Pflegefamilie und allen Pflegegeschwistern gänzlich abgebrochen hat, was er persönlich bedauert (Sämi 01:41:18-5). Die Erwähnung der Gewalt befürwortenden rechtsnationalen Gruppierung, der sein Pflegebruder angehört, entspricht der Deutung seines eigenen Werdegangs. Für Sämi ist die in der Pflegefamilie erlittene massive Gewalt der Grundstein für die eigene Gewaltverherrlichung als Jugendlicher. Dabei ordnet er seine Zeit als Fussball-Hooligan als »logisch[e]« Folge der selbst erfahrenen Gewalt ein (»auflebt« wird hier als »aufwachsen« verstanden):

»ich habe mich dann irgendwann schnell in die Fussballszene reinbegeben. was natürlich auch klischeehaft, aber logisch ist, dass einer, der mit Gewalt auflebt, dann irgendwo der Dings sucht, zu der Gewalt und zu dem Gewaltverherrlichenden« (Sämi 00:22:00-7).

Gewaltverherrlichung, Scheitern im Erwachsenenleben, kindlicher Zusammenhalt, aber auch gegenseitige Scham, Risikobereitschaft aufgrund der Gleichgültigkeit gegenüber dem Selbst, geringe Übernahme bis Ablehnung der evangelikalen Religiosität sowie Abbruch des Pflegeverhältnisses sind die Folgen von Gewaltanwendung durch die evangelikalen Pflegeeltern, die ehemalige Pflegekinder aufgrund ihrer eigenen Erfahrung beschreiben.

10.3.2.5 Psychische Leiden

Der Widerstand gegen ein ›gottgefälliges Leben‹, wie es die evangelikalen Pflegeeltern vorsehen, kann sich als psychosomatische Krankheit zeigen – jedenfalls deuteten einige ehemalige Pflegekinder, die sich vom evangelikalen Milieu distanziert haben, ihre Leiden entsprechend. Zudem beschrieben sie, wie ihre Pflegeeltern und die evangelikale Gemeinschaft mit ihren Krankheiten umgehen oder wie diese im evangelikalen Milieu gedeutet werden. Weiter könne für Pflegekinder auch psychischer Druck durch ihr Leben ›zwischen zwei Welten‹ entstehen, einerseits als Pflegekind, das getrennt von der Herkunftsfamilie aufwächst, andererseits durch die Diskrepanz zwischen der Mehrheitsgesellschaft und dem evangelikalen Milieu.

Psychosomatische Reaktionen auf erzieherischen Druck

Janosch und Sämi schilderten ihre körperlichen Leiden, die sie als Kinder entwickelt haben, aus heutiger Perspektive als psychosomatische Reaktionen auf den durch die evangelikale Erziehung erfahrenen Druck. Sämi erwähnte seine gesundheitlichen Einschränkungen, seine »Atopie [...] mit Asthma, Neurodermitis«:

»ich habe mir eine Atopie zugelegt. das heisst, ich- das ist so, wenn du auf alles Äusserliche mega reagierst. also mit Asthma, [...] Neurodermitis. [...] immer gelitten unter den äusseren Einflüssen« (Sämi 00:32:23-8).

Dabei deutet er die Überreaktion auf die »äusseren Einflüsse[...]«, die eine Atopie medizinisch bedeuten, retrospektiv mit einem Gewicht auf Stressfaktoren und damit psychosomatisch. Dies wird in seiner Schilderung klar, gemäss der die Besuche seiner Mutter die Krankheitsschübe intensiviert hätten:

»im Alter von acht hat man mich nochmals aktiv gefragt: "willst du überhaupt noch, dass dein Mami dich besuchen kommt?" ich habe natürlich ganz klar gesagt: "nein. will ich nicht." weil ich habe Angst gehabt, meine Pflegeeltern zu verletzen. [...] von meinem Hausarzt ist auch noch ein Schreiben gekommen. [...] was der Arzt dort drin geschrieben hat, ist eigentlich nichts anderes gewesen, als (.) was logisch ist: "das Kind ja reagiert jedes Mal extrem nach diesen Besuchen [...] mit seiner leiblichen Mutter." logisch reagiere ich extrem. [...] ich habe diese Krankheiten gehabt. ja. das Neurodermitis, Asthmaanfälle sind mehr geworden. [...] man hat sich ja nicht weiter um mich gekümmert (.) man hat mich dann einfach mir überlassen. ich bin weder psychologisch noch irgendwo betreut worden. [...] es ist mir dann auch besser gegangen durch das. also ich habe dann irgendwann auch ganz klar (.) mich identifizieren können, mit dieser Familie. und auch mich wie absagen können, von dieser leiblichen Mutter. (2) und ja. aber hätte man das natürlich einfach mehr begleitet, besser gemacht. im Nachhinein, wäre das ganz klar auch möglich gewesen. [...] es ist mir besser gegangen durch das, aber dort, wo ich gewesen bin, in der Sache ist es mir ja nicht gut gegangen« (Sämi 01:03:30-7).

Allerdings kritisierte er aus heutiger Sicht die Schlussfolgerung des Hausarztes und seiner Pflegeeltern, die Krankheit durch ein Kontaktverbot mit der Herkunftsmutter zu minimieren, als verkürzt. Erstens lehnte er als Achtjähriger die Besuchskontakte ab, weil er »Angst« davor hatte, seine »Pflegeeltern zu verletzen«. Darin wird auch deutlich, dass die Pflegeeltern den Kontakt zur Herkunftsmutter nicht unterstützten, sondern für das Kind eine Situation schufen, in der es sich gegen die Besuche der Mutter entscheiden musste. Zweitens wurde er in dieser schwierigen Lage emotional vernachlässigt, statt eine professionelle psychologische Begleitung zu erhalten. Zwar ging es ihm ohne Besuchskontakte gesundheitlich besser und er konnte sich »mit dieser Familie [identifizieren]«. Das Grundproblem, dass es ihm in der Pflegefamilie »nicht gut gegangen« ist, war damit jedoch nicht gelöst. Sämi fasste die Vorgehensweise seiner Pflegeeltern als einen »harten Cut«-Ansatz (Wolf 2022: 147ff.) zusammen:

»die Taktik bei mir ist ja ganz klar gewesen. diese Geschichte, das Trauma, wo das Kind hat, tut man wie zusammenknüllen, werfen es weg und wir fangen jetzt neu an. mit auf Gottes Weg und wie sie sich das ja gewohnt sind. [...] und sie haben das Gefühl, das funktioniert bei Kindern auch« (Sämi 02:37:36-6).

In seiner Formulierung »sie haben das Gefühl, das funktioniert bei Kindern« macht er klar, dass für ihn dieser Neustart »auf Gottes Weg«, mit einer »zusammen[ge]knüll[ten]«

und »weggeworfenen« Vergangenheit und Herkunft, nicht der adäquate Umgang mit einem traumatisierten Pflegekind ist. Seine Gefühle, die er als krankes und als jähzorniges Pflegekind hatte, das zu einem ›gottgefälligen Leben‹ erzogen werden sollte, beschrieb Sämi so:

»warum kann ich nicht einfach so sein wie alle anderen Kinder auch? [...] eine Ohnmacht. [...] warum funktioniere ich nicht richtig? ich habe mich auch immer schuldig gefühlt (.) überall, oder schuldig für mein Verhalten, für mein Sein (.) ja. und auch ein bisschen vom Leben bestraft. [...] das Gefühl gehabt "ja, da ist wirklich der Teufel noch im Nacken bei mir." mit diesen Asthmasachen (.) [die Wut,] da habe ich [...] das Gefühl gehabt, du hast es auch wie verdient. es ist so eine Selbstbestrafung gewesen« (Sämi 00:33:31-6).

Als Kind fühlte er sich deviant, ohnmächtig und ständig schuldig. Seine Krankheit fasste er als rechtmässige Bestrafung auf, als »Teufel im Nacken«, worin sich die religiöse Deutung niederschlägt. Die Pflegeeltern zogen zwar den Hausarzt bei, holten aber keine psychologische Hilfe. Stattdessen hätten sie sich an »den Pfarrer« gewandt und die evangelikale Gemeinschaft involviert:

»[nicht] mal zu einem Kinderpsychologen geschickt (.) weil das ist ja [...] gefährlich, in diesen Evangelisten-Clans ist wie alles was von aussen kommt, was nicht mit der Religion zu tun hat (.) ist verteufelt. das heisst, auch jeder Psychologe, Psychiater. [...] man will das bei sich drin behalten. oder man geht dann beten. man holt dann den Pfarrer, man geht vorne beten vor allen Leuten auf- (.) "der Sämi, das arme Kind, das traumatisierte Kind, das holen wir jetzt hier nach vorne." ((einatmen)) und dann reden, dann beten (.) hundert Leute für dich ((Schlaggeräusch auf Oberschenkel)) @(.).@« (Sämi 00:31:39-9).

Mit kollektivem Beten, bei dem Sämi als krankes, »traumatisierte[s] Kind« mehrfach vor die versammelte Gemeinschaft hinstehen muss, versuchten die Pflegeeltern, Linderung herbeizuschaffen (Sämi 00:32:23-8). Durch die Schilderung des Kindes, welches vor »hundert Leute« »[ge]hol[t]« wird, unterstreicht er das Ausgeliefertsein, sein Ohnmachtsgefühl. Noch heute bewegt ihn die Erinnerung daran sichtlich, was sich in seinen nonverbalen Äusserungen (einatmen, Schlag auf den Oberschenkel, lachen) manifestiert. Ein möglicherweise anwaltschaftlich handelnder »Kinderpsychologe« sei wie jegliche Schulpsychologie als milieufremd »verteufelt« worden. Heute beurteilt er das religiös dominierte Vorgehen seiner Pflegeeltern kritisch. Das schlägt sich in seiner pointierten Ausdrucksweise und in seinem Fazit nieder, demgemäss er sich einen Ort zum Aufwachsen wünscht, »wo man dich ernst nimmt, in deinem Thema. also, wo das nicht einfach verdrängt wird« (Sämi 02:37:36-6). Damit setzt er die in der evangelikalen Pflegefamilie und Gemeinschaft demonstrierte Fürbitte für Kranke und Traumatisierte mit Verkennen und Verdrängen gleich. Er beurteilt diese religiöse Praxis also implizit eher als Quelle denn als Lösung gesundheitlicher Probleme und als mit keiner professionellen medizinisch-psychologischen Behandlungsweise vergleichbar.

Ähnliches schilderte Janosch, der seit seinem dreizehnten Lebensjahr bis weit ins Erwachsenenalter an »Reizdarm [litt]« und »regelmässig Darmkoliken« hatte – »das sind (.) deutlich psychosomatische Symptome« (01:19:22-8), schlussfolgerte er. Seine Leidens-

geschichte beginnt mit einer psychisch kranken Mutter und einem gewalttätigen Vater, die beide einer evangelikalen Gemeinschaft angehörten und seine Homosexualität verurteilten. In der informell durch einen Pastor vermittelten Pflegefamilie habe »niemand verstanden (.) aus was heraus, dass ich komme (.) und schon gar nicht, in welchem Zustand, dass ich mich befinde und schon gar nicht, was ich eigentlich bräuchte« (Janosch 00:11:20-1). In der Folge kommt es zu mehreren Umplatzierungen, stets informell und im evangelikalen Milieu. Sowohl die verschiedenen Pflegeeltern als auch der Pastor seiner religiösen Gemeinschaft scheinen mit der Situation überfordert zu sein. Niemand erkennt offensichtlich die Notlage des Pflegekindes oder kann sich vorstellen, dass dem nicht-konformen Verhalten nicht durch hergebrachte Erziehungsmethoden beizukommen sei. Janosch sagte an anderer Stelle des Interviews, seine Homosexualität und die erlebte Gewalt in der Herkunftsfamilie seien »ein Tabu gewesen« in der Pflegefamilie, da habe man »nicht gross darüber geredet« (Janosch 01:04:37-3). Die tief empfundene Ablehnung, die er bereits aus der Herkunftsfamilie kennt, erlebte Janosch nach anfänglichem »Wohlwollen« zunehmend in den Pflegefamilien. Dabei charakterisierte er seine Lage als »isoliert« und »mutterseelenalleine«:

»das Allerschwierigste am Ganzen ist, [...] ich bin isoliert gewesen. ich bin mutterseelenalleine gewesen eigentlich. weil ich habe niemanden gehabt, der ein Verbündeter gewesen wäre. und ich habe niemanden gehabt, der mich verstanden hat. ich habe niemanden gehabt, der hat nachvollziehen können, was in mir passiert oder warum ich so bin wie ich bin. (2) [...] überall wo Wohlwollen gewesen ist, ist es nachher in Ablehnung umgeschlagen. also aus dem barmherzigen Samariter ist dann irgendwann ein Pharisäer geworden, der mich nur verurteilt hat. und das habe ich zigfach so erlebt. [...] das Grundgefühl, das ich in mir trage, dass, so wie ich bin, ich nicht richtig bin. und dass ich falsch bin, und dass ich nicht liebenswert bin. das hat sich jedes Mal wieder bestätigt« (Janosch 01:19:22-8).

Die empfundene Einsamkeit und Isolation kommen im wiederholten »niemand« deutlich zum Ausdruck. Die Pflegeeltern als »barmherzige[...] Samariter« wären durch sein abweichendes Verhalten zu Heuchlern geworden und hätten ihn »nur verurteilt«. Mittels biblischer Metaphern, die seine Sozialisation im evangelikalen Glauben erkennen lassen, kennzeichnet er die vielfache Enttäuschung, die seinen Selbstwert komplett untergraben habe. Die verschiedenen Pflegeeltern haben seine Situation verkannt und ihn erneut verletzt. An die dadurch ausgelösten Gefühle erinnere er sich »noch bestens«:

»ich mag mich noch bestens an den emotionalen Zustand erinnern, wie ich mich gefühlt habe. [...] wie ein Kältezustand in mir drin. ein Implodieren (.) wie wenn in mir drin ein Loch aufgehen würde und du in ein bodenloses Loch runterstürzt (.) oder (.) gleichzeitig auch ein Schmerz, wie wenn du mit einem Lötkolben durch das Herz durchfahren würdest (.) oder durch den Bauch durchfahren. so in den Eingeweiden drin. ein tiefer Schmerz. [...] heute habe ich Worte für das, das habe ich dann nicht gehabt« (Janosch 01:24:28-6).

Die emotionalen Leiden schlagen sich in physischem Unwohlsein, einem Ohnmachtsgefühl und heftigen Schmerzen nieder. Die Zeit in den Pflegefamilien beschreibt Janosch

für sich als Jugendlichen noch »verreckter« als sein Leben in der Herkunftsfamilie, da ihm jegliche »Verbindung« zu den Pflegeeltern fehlte. Es entsteht nicht das geringste Zugehörigkeitsgefühl zur Pflegefamilie. Nach den diversen Wechsellern der Pflegefamilien ist die »letzte« Station für den psychisch stark belasteten Jugendlichen eine christliche Therapiestation. Er bezeichnete diese Institution als »pseudoprofessionell«, da das auf psychische Leiden spezialisierte Heim zwar staatlich anerkannt ist, sich jedoch nicht an die »psychiatrisch geltende Lehrmeinung« hält, sondern sich an der religiösen »Doktrin« orientiert:

»ein Heim für Menschen, die psychische Probleme haben. (2) aber christlich geführt. [...] pseudoprofessionell. [...] zwar von IV ((Invalidenversicherung)) anerkannt, [...] aber diese Leute sind alle aus der Freikirche gewesen. [...] nach aussen hat man es professionell gegeben (.) aber ehrlicherweise im Alltag (.) ist die Doktrin vom Glauben und wie die Sachen sich zu verhalten haben, sind dominierend gewesen. und nicht (2) zum Beispiel eine psychiatrisch geltende Lehrmeinung oder irgend so etwas. das heisst auch zum Beispiel, dass ich als schwuler Mann definitiv therapiewürdig bin« (Janosch 00:13:50-0).

Eine Konversionstherapie war das grundlegende Ziel des Aufenthaltes. Als Beispiel einer homophoben Erfahrung mit christlicher Psychotherapie nannte er die »demütigende [...] Aussage« der freikirchlichen Psychologin aufgrund seiner damals modischen, engen, weissen Hosen:

»sie fragt mich in der psychotherapeutischen Stunde: "ja geilst dich das auf?" aber in einer Art und Weise, die nicht eine Frage ist oder so, sondern die eher eine Feststellung ist und auch eine gewisse Bewertung mitkommt (.) also, die mir klar zu verstehen gibt: "du bist ekelhaft"« (Janosch 00:20:51-5).

Dieses Herabwürdigen seiner Person verstärkte sein Leiden zusätzlich. Nach einem Autounfall im Alter von 25 Jahren und in der Folge erstmaligem Kontakt mit schulmedizinisch ausgerichteter Psychotherapie, sei für ihn klar gewesen, dass er ohne Bruch mit dem »Glauben« und »wirklich psychologischer professioneller Hilfe« »kaputt [gehe]«:

»mit 25 habe ich mich entschieden. (2) ich fange ein neues Leben an (.) und ich löse mich vom Glauben. ich löse mich von allem. ich will mit all dem nichts mehr zu tun haben. ich muss ein neues Leben finden. ich gehe kaputt. (2) und dann habe ich mit wirklich psychologischer professioneller Hilfe, dann über Jahre hinweg (.) phasenweise, immer wieder an diesen Themen gearbeitet und langsam aufgearbeitet. und auch gewisse Knöpfe dann endlich lösen können« (Janosch 00:20:51-5).

Der junge Mann bricht mit dem evangelikalen Milieu, zieht in eine andere Stadt (Janosch 00:31:01-8) und beginnt, seine Geschichte mit professioneller psychotherapeutischer Unterstützung aufzuarbeiten.

Psychischer Druck durch Leben ›zwischen zwei Welten‹

Sowohl Sämi als auch Janosch als ehemalige Pflegekinder und Milieuaussteiger erzählten, wie ihre psychischen Leiden in den evangelikalen Pflegefamilien nicht als solche professionell behandelt wurden, sondern religiöse Formen der Linderung helfen sollten. Beide berichteten daneben von psychischem Druck, der zusätzlich aus dem Leben ›zwischen zwei Welten‹ entstanden sei und auf ihnen gelastet habe. Sämi formulierte es so:

»es ist schon nicht so einfach ein Pflegekind zu sein. aus egal was für Geschichten. oder nicht bei den leiblichen Eltern aufzuwachsen, ist einfach grundsätzlich schon mal nicht einfach. [...] du hast ja schon als Evangelist Mühe in der Gesellschaft und in der Akzeptanz in den Schulen et cetera. [...] und dann noch als Pfl- oder. hast du so wie noch mehr ein zusätzliches Paket. so: "ich bin das Pflegekind, plus sind wir noch Christen"« (Sämi 02:32:23-1).

Sowohl das Faktum, ein Pflegekind zu sein, als auch durch die evangelikale Religiosität »Mühe« zu haben, von der Mehrheitsgesellschaft akzeptiert zu werden, sei »ein zusätzliches Paket«, das heisst eine Belastung. Janosch führte seine Erfahrungen mit dieser Belastung konkret aus:

»weil meine absolute Loyalität ja diesem Gott gilt und der alles sieht und alles weiss (.) auch selbst dort in der Schule (.) muss ich ja zu dem stehen. ich bin dem verpflichtet. [...] das heisst, [...] du geräst [...] in Situationen, wo du in der Kirche wieder sagen musst: "ich habe Gott verleugnet", [...] weil ich gewusst habe, wenn ich das sage bekomme ich auf den Kopf ((CH: Grind)) oder ich werde ausgelacht. also tue ich so, als wäre ich ihrer Meinung. aber mit dem habe ich ja Gott und alles verraten. also habe ich gesündigt. du bist in einem kontinuierlichen Zerriss. [...] Ablehnung von Schulkollegen ((CH: Gspänli)) und so weiter (.) gehört ein Stück weit dazu, oder. dann bist du immer in so einem Dauer-Abgleichstress. [...] ein Mäandrieren zwischen zwei Wertesystemen, die du aber nicht vereinen kannst. also du bist immer in einem Konflikt, der lässt sich gar nicht auflösen« (Janosch 00:57:33-6).

Durch seine evangelikale Erziehung sind ihm die Werte und Normen eines »gottgefälligen Lebens« klar. Doch er weiss auch, was seine Klassenkameraden vertreten. Um sich vor Mobbing und Gewalt in der Schule zu schützen, vertritt er in der Schule andere Werte als zu Hause. Dabei sei er als religiös erzogenes Kind innerlich derart unter Druck geraten, weil er sich dem Gott »der alles sieht und alles weiss« verpflichtet und entsprechend gedrängt fühlte, seinen »Verrat« in der Kirche zu gestehen. Der »absolute Loyalitätskonflikt«, der »sich gar nicht auflösen [lässt]«, findet zwischen der religiösen Doktrin der Gemeinde und dem Kind statt, das sich vor Mobbing zu schützen sucht. Der natürliche Reflex des Selbstschutzes wird durch die Gemeinschaft, zu der auch die Pflegeeltern zählen, als Vergehen geahndet, das Kind ›zwischen zwei Welten‹ aufgerieben.

Alternativen zur professionellen Psychotherapie

Doch nicht alle Pflegekinder sind gleichermassen überzeugt von professioneller psychotherapeutischer Begleitung. Melanie beispielsweise, die von Aussenstehenden – im unbestimmten Ausdruck »alle Leute« zeigt sich die empfundene Fremdheit und Distanz –

zu einer Psychotherapie gedrängt worden ist, steht dieser ablehnend gegenüber. Sie findet die nötige Unterstützung zur Verarbeitung ihrer Geschichte in Gesprächen mit vertrauten Personen und nannte explizit ihre leibliche Grossmutter und ihre »Kollegen«:

»M: ich bin mal [eineinhalb Jahre] lang in eine Therapie gegangen (.) die mich aber richtig ange- (.) -gurkt hat, weil ich dort keine Lust gehabt habe. [...] alle Leute haben das Gefühl gehabt: "ja, die hat irgendetwas, was sie beschäftigt und was sie loswerden muss." was in meinen Augen gar nicht so gewesen ist. dann haben sie mich halt in so eine Therapie hineingesteckt. [...] ich habe das so unnötig gefunden. [...] [ist] nichts dabei rausgekommen.

I: was denkst du, hat dir geholfen, das zu überstehen, diese schwierige Zeit?

M: definitiv [...] meine richtige Grossmutter. die hat mir dort sehr geholfen. die hat mich quasi mitaufgezogen. und [...] der Austausch mit Kollegen hat mir auch brutal geholfen, dort« (Melanie 00:26:08-0).

Wie Melanie ist auch Muriel im evangelikalen Glauben verankert. Beide scheinen keine signifikante Belastung aus der religiösen Doktrin wahrzunehmen, sondern bemühen sich um ein ›gottgefälliges Leben‹. Dennoch plant Muriel, ihre Geschichte unterstützt aufzuarbeiten. Dabei schwankt sie in ihrer Entscheidung zwischen Psychotherapie und Seelsorge. Sie lehnt also eine Psychotherapie nicht per se ab, tendiert zum Befragungszeitpunkt jedoch zur Seelsorge:

»ich habe erst gerade mir eigentlich überlegt (.) in die Seelsorge zu gehen, oder irgendwie in Therapie zu gehen. und habe dann eher gemerkt, so ja (.) ich glaube, Seelsorge ist besser. weil es einfach preislich weniger ist und weil es mit dem Glauben verknüpft ist« (Muriel 00:50:51-6).

Für Muriel gibt der finanzielle Aspekt den Ausschlag für ihre Wahl der Seelsorge. Sie argumentiert, dass der ihr bekannte Pfarrer und Seelsorger über ihre prekäre finanzielle Lage als ehemaliges Pflegekind Bescheid weiss und ihr deshalb im Preis entgegenkommt, was ihrer Meinung nach einem/einer Psycholog:in verwehrt ist (Muriel 00:50:51-6). Allerdings sei ihr eine theologisch gerahmte Therapie näher. Sie sieht in der »[V]erknüpf[ung] mit dem Glauben« einen Vorzug der Seelsorge, zieht zwar eine schulmedizinisch ausgerichtete Psychotherapie in Betracht, entscheidet sich aber dagegen. Dies kann als Gefühl für eine allfällig konfligierende Deutungshoheit zwischen Psychotherapie und evangelikaler Weltsicht gedeutet werden, der sich das ehemalige Pflegekind nicht aussetzen will.

Pflegekinder in evangelikalen Pflegefamilien können durch eine inadäquate psychologische Behandlung ihrer Leiden psychosomatische Symptome entwickeln. Eine religiös induzierte Herangehensweise mit kollektivem Beten, aber auch Unverständnis für die Situation bis hin zu fundamentaler Ablehnung oder konversionstherapeutischen Versuchen, können die Notlage traumatisierter Pflegekinder noch verschärfen. Doch lange nicht alle Pflegekinder in evangelikalen Pflegefamilien benötigen professionelle psychologische Unterstützung oder halten diese auch retrospektiv für hilfreich. Nahe Vertraute wie Freund:innen und Familienmitglieder können aus Sicht einiger Betroffener die notwendige und willkommene Hilfestellung bieten. Zur Verarbeitung der eigenen Ge-

schichte kann auch eine milieuinterne Seelsorge beigezogen werden, wodurch eventuelle innere Konflikte mit der evangelikalen Weltsicht vermieden – oder aber nicht erkannt werden.

10.3.2.6 Ausstieg aus dem evangelikalen Milieu

Nehmen die inneren Konflikte mit der evangelikalen Weltsicht für Pflegekinder Überhand, kann es zu einer Aufgabe des Strebens nach einem »gottgefälligen Leben« oder sogar der Religiosität kommen. Von ihrer Distanzierung erzählen drei der ehemaligen Pflegekinder. Sämi bleibt zwar religiös, gibt jedoch die evangelikale Lebensweise bereits als Jugendlicher auf und bricht mit seiner Pflegefamilie. Marcel gelingt die Übernahme der evangelikalen Religiosität seiner Pflegeeltern nie wirklich und er distanziert sich bereits als Kind innerlich davon. Heute bezeichnet er sich als spirituell und kann der Bibel durchaus etwas abgewinnen. Für Janosch, der stark im evangelikalen Glauben verwurzelt war, führt sein Leidensweg zu einem gänzlichen Bruch mit der Religiosität und dem evangelikalen Milieu. Obwohl er sich ein neues Leben aufbaut und an humanistischen Werten orientiert, bedient er sich biblischer Metaphern, die er teilweise als hilfreich empfindet. Im Folgenden sind die drei Verlaufsgeschichten der Abwendung von einem »gottgefälligen Leben« dargelegt.

Sämi, der sich, wie bereits ausgeführt, nach einer intensiven Phase der Religiosität im Alter von fünfzehn von einem »gottgefälligen Leben« abgewendet und begonnen hat, »mit Frauen ab[zu]hängen [...] Alkohol [zu] trinken und einfach diese Sachen aus[zu]probieren« (01:13:45-8) und in der Folge mit den Pflegeeltern bricht, sagt, dass er heute »versuch[t] [den Glauben] sehr privat zu halten« (Sämi 02:23:43-3). Er gibt an, die »göttlichen Stimme« nicht mehr zu hören, diese sei aber nicht ganz verschwunden. Gleichzeitig könne er nachvollziehen, wenn Menschen religiös sind:

»jeder der glaubt, kann ich super gut verstehen (.) und ich persönlich selber sage einfach, ich bin nicht auf dem Missionstrip. also [...] dass ich von meinem Glauben irgendwo erzählen muss und mich überhaupt ständig fragen muss, ob ich einen Glauben habe. also das ist für mich eigentlich das Wichtigste gewesen. ich muss mich das nicht ständig fragen. [...] ein gewisser spiritueller Teil ist geblieben. [...] ich weiss, es ist etwas noch übrig geblieben aus meiner Kindheit. was man mich über Jahrzehnte gehirnwäscht hat. Ja, das ist ganz klar da (.) aber ich will auch nicht einen inneren Konflikt schaffen. [...] es gibt einfach eine Stimme, die Stimme vom Alltag und von der Wissenschaft ist mittlerweile viel grösser und lauter und gibt mir einen besseren Antrieb, als die göttliche Stimme. [...] die höre ich nicht, aber sie ist sicher noch da« (Sämi 02:25:23-3).

Die Auseinandersetzung mit der eigenen Religiosität beschreibt Sämi als Prozess. Dabei anerkennt er seine religiöse Sozialisierung, über die er sich zwar kritisch äussert, aber sein spirituelles Bedürfnis deshalb nicht negieren und damit möglicherweise »einen inneren Konflikt schaffen« möchte. Zentral sind für ihn an der Entsagung von der evangelikalen Lebensweise, nicht zu missionieren und sich den eigenen »Glauben« nicht wiederholt bestätigen zu müssen. Die Entlastung dadurch, zeigt sich im zweifachen »ständig« und der Formulierung »das Wichtigste«. Den eher unbestimmten »Glauben« an »etwas«

akzeptiert das ehemalige Pflegekind, dessen Fokus auf der Suche nach Gewissheit sich durch sein neues Umfeld verstärkt auf »Alltag und [...] Wissenschaft« gelegt hat.

Marcel, der durch den Kontakt zu seinen nicht-religiösen Herkunftseltern bereits als Kind ein Leben ohne religiöse Deutung kennt, erzählte, dass er, der als Fünffähriger in die Pflegefamilie gekommen ist, sich wie sein Bruder erst dem evangelikalen Glauben zugewendet habe, die Geschwister sich aber mit zunehmendem Alter davon distanzier-ten respektive sich »nie dort eingefunden« haben:

»es hat dann auch immer geheissen, wir haben gesündigt. [...] mein Bruder hat jetzt noch ein bisschen mehr geglaubt am Anfang als ich (.) ich habe es zwar auch eine Zeit lang geglaubt, umso älter man geworden ist, haben wir es auch abgelegt. eben, Fegefeuer. Himmel. Hölle. irgendwann merkst du, [...] dass die Frau auch krank ist, oder. haben wir das auch gar nicht mehr so ernst genommen mit der Religion. wir haben uns auch nie dort eingefunden wirklich« (Marcel 00:05:00-8).

Seine Beurteilung der Pflegemutter als psychisch krank sowie ihre brutale Erziehung habe dazu geführt, dass er und sein Bruder, deren religiöse Drohszenarien mit Sünde, »Fegefeuer. Himmel. Hölle« und »das [mit der Religion], nicht mehr so ernst genommen« hätten. Die erfahrene Gewaltsituation und der Zwang, sonntags in den Gottesdienst zu müssen statt zu spielen, führten für ihn schliesslich zu einer totalen Abwendung vom evangelikalen Glauben. Marcel formulierte seine Abneigung so:

»das Zeug [die religiöse Gemeinschaft, d. A.] [hat mich] gar nicht interessiert damals (.) ich bin dorthin, weil ich gemusst habe. gezwungenermassen. ich hätte in dieser Zeit lieber mit meinem Bruder Wrestling oder Fussball gespielt (.) oder Nintendo [...] du bist da so mit einer Antipathie dort, [...] dass du dich gar nicht darauf einlässt. ist für mich eine Zeit absitzen gewesen. und ich habe auch irgendwie gar nicht richtig den Sinn darin dahinter gesehen. [...] egal was ich mache, ich werde ja sowieso irgendwie bestraft. und um in das Paradies zu kommen, ist ja sowieso unmöglich. [...] sündigst ja automatisch im Leben und irgendwann kommst du ja sowieso ins Fegefeuer (.) das ist wahrscheinlich eher unser Weg, oder. also, was will ich dann dort noch?« (Marcel 01:11:55-1).

Sein Bruder hat einen anderen Weg gefunden, damit umzugehen. Marcel erzählte, wie dieser die religiösen Rituale »dem Frieden zuliebe« mitgemacht habe, er deutet dies als Strategie der Konfliktvermeidung und glaubt, dies würde sein gesamtes Leben prägen: »es ist so ein knappes Überleben immer für ihn so im Leben, das ist ja bis heute noch so« (Marcel 01:11:55-1). Marcel selbst bezeichnet sich heute als spirituell interessiert und sei nicht primär gegen alles Biblische. So erklärte er, man könne »ein Kind auch nach dem Wort Gottes erziehen, weil es hat doch viel gute Sachen drin, wo du aber abwägen musst, was könnte jetzt in eine falsche Richtung führen«. Dabei kritisierte er eine wortgetreue, kontextunabhängige Auslegung der Bibel und plädiert für eine offene Haltung (Marcel 01:52:17-2).

Janosch, der als Pflegekind sehr religiös gewesen ist, erzählte, wie er darum rang, ein ›gottgefälliges Leben‹ zu führen und dem Erziehungsziel seiner Eltern, der Pflegeeltern und nicht zuletzt des evangelikalen Milieus zu entsprechen. Um von seiner Homosexua-

lität geheilt zu werden, hat er sich entschlossen, sein »ganzes Leben Gott [zu] geben und an diese Missionsschule [zu] gehen, vielleicht würde dann das Wunder passieren«:

»zu wenig gebetet [...] oder weiss der Guggler [...] was du zu wenig gewesen bist oder gemacht hast, für das Gott dich nicht geheilt hat oder nicht erhört hat. [...] "ich bin immer noch schwul (.) und ich kann immer noch nicht damit leben. und ich wünsche mir eigentlich immer noch eine Partnerschaft. aber nicht mit einer Frau. das geht einfach nicht." also (.) ich hätte tonnenweise Frauen gehabt, die unbedingt mit mir eine Beziehung hätten haben wollen. und für mich ist immer klar gewesen: "nein, vergiss es. ich kann es nicht und ich will es nicht." [...] und ich habe so gedacht, [...] "vielleicht sollte ich mein ganzes Leben Gott geben und jetzt an diese Missionsschule gehen. vielleicht würde dann das Wunder passieren" (.) Humbug. aber (.) das ist meine letzte Verzweiflung gewesen« (Janosch 00:31:01-8).

Er beschreibt, dass er seine Sexualität nicht unterdrücken konnte und nicht in der Lage war, eine heterosexuelle Beziehung, wie sie zahlreich zur Option gestanden habe und es von anderen homosexuellen Männern im Milieu praktiziert worden sei (Janosch 00:31:01-8), einzugehen. Den Schritt mit der Missionsschule ordnet er retrospektiv als Verzweiflungstat und seinen Wunderglauben als »Humbug« ein. Nach dem erwähnten Autounfall »lös[t] [er sich] vom Glauben« und arbeitet seine Geschichte mit professioneller psychologischer Hilfe auf (Janosch 00:20:51-5). Das ehemalige Pflegekind räumte ein, dass dieser Weg in einer ersten Phase von einer Krise um den Lebenssinn gekennzeichnet war, nämlich als die religiösen Antworten auf elementare Fragen plötzlich entfielen und »ein Vakuum« hinterliessen:

»ich kann anfangen frei zu atmen. ich habe in meinem ganzen Leben noch nie frei atmen können. (2) es ist dann auch schwierig geworden, weil ein Vakuum entstanden ist. ich meine, wenn du in einer Freikirche mit all dem Zeugs aufwächst, das Motor und Sinn und alles dir gibt (.) und das alles fällt weg. [...] was ist mein Lebenssinn? für was gibt es mich eigentlich? woher komme ich? wohin gehe ich? das ist alles nicht mehr beantwortet. das hast du vorher alles beantwortet, gewusst. (2) das ist dann dafür meine nächste Aufgabe gewesen. [...] das Verrückte ist, ich habe diesen Moment nie bereut. [...] es ist gewesen, wie wenn ich aus 25 Jahren Gefängnis befreit worden wäre« (Janosch 00:31:01-8).

Für Janosch geht der Bruch mit dem evangelikalen Milieu auf. Er meistert diese »nächste Aufgabe«, kann zum ersten Mal frei atmen und fühlt sich »wie [...] aus 25 Jahren Gefängnis befreit«. In Kant und dem Humanismus findet er eine valable Alternative für existentielle Fragen:

»der grösste Emanzipationsprozess ist bei mir passiert, als ich die Matur gemacht habe, [...] auf dem zweiten Bildungsweg. [...] dann bin ich mit Kant und all dem in Berührung gekommen. (2) und das hat mein Leben zum Explodieren gebracht. also (.) ich habe dort den Grundstein gelegt, für ein total neues Leben. [...] es ist ja nicht so, dass einfach immer alles schlecht wäre gewesen von dieser Zeit. (2) ich habe noch heute Momente, wo mir manchmal, je nach dem irgendein Bibelvers in den Sinn kommt, zu

einer Situation. aber nicht aus einem moralisierenden oder so doktrinartigen Kontext, sondern mehr, weil es etwas Wertvolles drin hat« (Janosch 02:11:33-9).

Trotz der Alternativen ist er sich seiner religiösen Prägung bewusst und meint, das »Wertvolle[...]« aus der Bibel in seinem »neue[n] Leben« nutzen zu können. Abschließend formulierte er einen rückwirkenden Wunsch für ein Pflegekind wie ihn:

»ich [würde] mir wünschen, ich wäre in eine humanistisch gebildete Familie gekommen, die auch mit professioneller Hilfe mit mir auf den Weg gegangen wäre« (Janosch 02:11:33-9).

Er wünsche sich humanistisch gebildete Pflegeeltern, die ihn mit psychologischer Unterstützung begleitet hätten – die Aussage tätigt er unter Zuhilfenahme der evangelikalen Metapher »mit mir auf den Weg gegangen« (vgl. Kapitel 8.8.1).

Ähnlich wie Janosch wünscht sich Sämi rückwirkend, in einer Pflegefamilie aufgewachsen zu sein, die er als »frei denkend, [...] gutbürgerlich, linke Mitte« charakterisiert. Dabei meinte er, dass er »von der strengen Erziehung von den ganz klaren Strukturen« auch »profitiert ha[t] [...] und es nicht nur schlecht« findet (Sämi 02:36:54-1).

Direkt nach der persönlichen Einschätzung zu transreligiösen Platzierungen in evangelikalen Pflegefamilien gefragt, bei denen die Herkunftseltern keine oder eine andere religiöse Erziehung vorsehen, antworteten Janosch und Sämi differenziert, aber grundsätzlich ablehnend. Janosch meint, bei einer »liberal evangelikal[en]« Pflegefamilie wäre das »unter Umständen« möglich, aber diese seien »definitiv in der Minderheit«, bei der Mehrheit sei es für ihn unvorstellbar, denn jedes Kind suche Zugehörigkeit und die würde in einer evangelikalen Pflegefamilie nur durch Konvertierung erreicht (Janosch 02:29:28-7). Ähnlich klar lehnte auch Sämi die Vorstellung ab, dass Kinder in einer evangelikalen Pflegefamilie aufwachsen können, ohne an deren religiösen Alltag teilzuhaben. Dabei unterstützen das lachend Gesprochene »@nein unmöglich, unmöglich@« und die fünffach wiederholte Ablehnung (»unmöglich, unmöglich«, »noch nie von jemandem gehört«, »das passt nicht zusammen«, »kann ich mir null vorstellen«, »noch nie gehört«) seine Einschätzung:

»@nein unmöglich unmöglich@ [...] ich habe noch nie von jemandem gehört, wo die Eltern [...] in eine fixe Gemeinde oder Kirche gehen und die Kinder nicht müssen. [...] es würde ja auch von der Philosophie nicht funktionieren. du gehst in etwas Konservatives bist aber so liberal, dass du deinen Kindern sagst: "nein nein, ihr könnt frei entscheiden." das passt nicht zusammen. also kann ich mir null vorstellen. und habe ich noch nie gehört, dass es so etwas gibt. ich weiss auch gar nicht ob es überhaupt nötig ist. [...] in die Kirche mitgeschleppt werden, finde ich nicht schlimm. [...] [die Kinder] sollen einfach irgendwann selber entscheiden dürfen. und zwar in einem Alter, wo sie können. und das ist dann nicht erst mit 16. das ist, wenn sie zehn, zwölf so. wenn sie anfangen zu reflektieren und das hinterfragen. Finde, dann sollten sie Mitspracherecht haben [...] der Glaube selber ist Privatsache. und wie es eine Familie macht. [...] also sehe ich kein Handlungsbedarf. [...] du musst ja nicht einen Keil zwischen Kind und Eltern schon reintreiben mit der Religion. also lieber ziehst du sie einfach mit (.) und dann lässt du sie entscheiden. werden sie sich sowieso irgendwann. [...] das kannst du

nicht herbeizwingen. aber [...] ganz klar: Pflegekind und Evangelisten (.) ich wünsche es niemandem« (Sämi 02:35:38-9).

Es sei nicht die Teilhabe der Kinder an den religiösen Praktiken, beispielsweise dem Kirchgang per se, die er ablehne, solange Kindern ab »zehn, zwölf« ihre Selbstbestimmung dabei gewährleistet wäre. Seiner Ansicht nach kann man Religiosität »nicht herbeizwingen« und religiöse Familien sollen nicht durch überzogene Forderungen gespalten werden, entsprechend sieht er »kein[en] Handlungsbedarf«. Diese Aussagen beziehen sich jedoch auf Familien und nicht Pflegefamilien, denn zu evangelikalen Pflegefamilien äussert er sich dezidiert ablehnend: »ich wünsche es niemandem«.

Zusammenfassung: Einordnung der Erziehung zu einem ›gottgefälligen Leben‹

Die Pflegeeltern äusserten sich über ihre Erziehungserfahrung tendenziell positiv, wobei sie Empathie und körperliche Nähe gegenüber den Pflegekindern zeigten, die sie in deren Bedürfnissen unterstützen und ein Gefühl von Sicherheit und Geborgenheit bieten. Sie erwähnten Anpassungsleistungen der Pflegekinder an ein ›gottgefälliges Leben‹, die honoriert werden und formulieren teilweise eigene Anpassungsprozesse, die zu einer grösseren Offenheit oder aber einer strikteren Haltung gegenüber den Pflegekindern führen. Zudem erzählten die Pflegeeltern von Verhalten der Pflegekinder, das sie als Widerstand gegen die evangelikale Religiosität auffassen. Sie berichteten von der Auflehnung der Pflegekinder gegen räumliche und soziale Ausgrenzung oder von Konflikten aufgrund der erzieherischen Strenge. Finden die eigenen Rollenerwartungen von Pflegeeltern keine Umsetzung, kann dies zu persönlichen Verletzungen führen. Eine kritische Selbstreflexion oder die Darstellung einer möglichen Kinderperspektive nehmen die Pflegeeltern praktisch nicht vor, sondern ordnen in einer dichotomen Art und Weise erzieherische Misserfolge dem unangebrachten Verhalten der Pflegekinder oder äusseren Einflüssen zu.

Die Perspektive der Pflegekinder auf die Erziehungserfahrung in evangelikalen Pflegefamilien zeigt ein breites Spektrum an emotional Erlebtem und eine Varianz in der Einordnung davon. Dabei erweisen sich das Alter sowie die zeitliche Distanz als bedeutsam für die persönliche Einordnung. Relevant ist zudem, ob die Pflegekinder eine alternative Lebensweise kennengelernt haben oder über eine Alternative in Form von nicht-evangelikalen Bezugspersonen verfügen, sei dies in der Herkunftsfamilie oder durch aussenstehende Dritte wie Freund:innen, Partner:innen oder Therapeut:innen. Erst ab einem bestimmten Alter und in Abhängigkeit von anderen Optionen, kann es Pflegekindern gelingen, sich von der evangelikalen Pflegefamilie zu lösen, wenn ihnen das ›gottgefällige Leben‹ nicht zusagt.

Die (ehemaligen) Pflegekinder können sich durch die Zugehörigkeit zum evangelikalen Milieu sicher und geborgen fühlen. Einerseits, weil sie damit glauben, zu den ›Erretteten‹ zu gehören, andererseits durch die persönliche Beziehung zu einem liebenden Gott und zusätzlich, durch die milieuinterne Solidarität. (Ehemalige) Pflegekinder können sich durch ihre Pflegeeltern emotional und materiell unterstützt fühlen. Allerdings ist diese Erfahrung von Unterstützung, Sicherheit und Geborgenheit abhängig vom konformen Verhalten und kann in mangelndes Vertrauen und Unsicherheit umschlagen,

wenn Pflegekinder nicht den Erwartungen ihrer Pflegeeltern entsprechen. Weiter erzählen die Befragten von ihren Bemühungen um Anpassung an ein ›gottgefälliges Leben‹ durch die Alltagspraktiken und die Erfüllung der Erwartung der Pflegeeltern. Zumindest zeitweise oder in der Sache partiell versuchen alle befragten (ehemaligen) Pflegekinder dem nachzukommen. Einige beschrieben ihre innere Überzeugung, andere passen sich an, um Konflikte zu vermeiden oder die Zuneigung der Pflegeeltern zu gewinnen und tragen so zu ihrer Existenzsicherung bei. Die Anpassung kann auch Akzeptanz signalisieren, ohne dass das Pflegekind sich innerlich involviert. Dennoch erzählten alle, auch jene, die im evangelikalen Glauben verankert sind, von ihrem Widerstand gegen manche Aspekte des ›gottgefälligen Lebens‹ und von Konflikten mit den Pflegeeltern deswegen. Der Widerstand betrifft bei (ehemaligen) Pflegekindern, die eine evangelikale Überzeugung zeigen, die Regeln zur Mitarbeit, zum Ausgehen, zum Handykonsum oder bezüglich Liebesbeziehungen. Andere berichteten von ihrem Ausbrechen aus einem ›gottgefälligen Leben‹ und unüberwindbaren Konflikten, die schliesslich zu einem Abbruch des Pflegeverhältnisses führten. Einige ehemalige Pflegekinder erzählten von ihren physischen und psychischen Gewalterfahrungen als Teil der evangelikalen Erziehung, die sehr belastend waren. Physische Gewalt kann zu einer Geringschätzung des Selbst, zu kindlichem Zusammenhalt und gleichzeitiger gegenseitiger Scham oder zu Gewaltverherrlichung führen. Dies wiederum geht bisweilen mit einer ablehnenden Haltung gegenüber der evangelikalen Religiosität einher und bewirkt dann den Abbruch eines Pflegeverhältnisses. Der erzieherische Druck zu einem ›gottgefälligen Leben‹ oder die Anforderungen an ein Leben zwischen evangelikalem Milieu und Mehrheitsgesellschaft verursacht bei manchen Pflegekindern psychische Leiden. Dabei verstärken in einigen Fällen religiöse Hilfestellungen den Druck zusätzlich und einige ehemalige Pflegekinder fordern stattdessen professionelle Psychotherapie. Andere (ehemalige) Pflegekinder bevorzugten alternative Unterstützung für ihre Belastungen durch Freund:innen oder Familienmitglieder oder eine evangelikale Seelsorge. Als letzte Konsequenz kommt es vor, dass die erfahrene Erziehung in evangelikalen Pflegefamilien zum Ausstieg aus dem evangelikalen Milieu führt. Die biographischen Verlaufsgeschichten von ehemaligen Pflegekindern zeigen, dass das Bedürfnis nach Aktivitäten und Kontakten ausserhalb des Milieus bisweilen zum Bruch mit der evangelikalen Religiosität beitragen, auch dann, wenn die evangelikalen Deutungsangebote nicht nachvollziehbar sind oder bei einer existenzbedrohenden Verkennung der Persönlichkeit. Dies muss nicht zu einer areligiösen Haltung führen. Gegenüber evangelikalen Pflegefamilien sind die ehemaligen Pflegekinder, die das Milieu verlassen haben, jedoch skeptisch.

